UNIV OF
TORONTO
LIBRARY

Ec.H
L274a

Die

Arbeiterfrage.

Ihre Bedeutung

für

Gegenwart und Zukunft.

Von

Friedrich Albert Lange.

49842
1901

Fünfte Auflage.

Winterthur.
Druck und Verlag von Geschwister Ziegler
(vorm. Bleuler-Hausheer & Cie.)
1894.

Die

Arbeiterfrage.

Ihre Bedeutung

für

Gegenwart und Zukunft.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort.

Erstes Kapitel: Der Kampf um das Dasein 1

Anmerkungen 28

Zweites Kapitel: Der Kampf um die bevorzugte Stellung . 46

Anmerkungen 72

Drittes Kapitel: Glück und Glückseligkeit 82

Anmerkungen 133

Viertes Kapitel: Die Lebenshaltung 147

Anmerkungen 195

Fünftes Kapitel: Kapital und Arbeit 212

Anmerkungen 253

Sechstes Kapitel: Eigenthum, Erbrecht und Bodenrente . . 263

Anmerkungen 323

Siebentes Kapitel: Von der Lösung der Arbeiterfrage . . 336

Anmerkungen 393

Vorwort zur dritten Auflage.

In der dritten Auflage der „Arbeiterfrage" ist die Umgestaltung, welche in der zweiten begonnen wurde, zum Abschluß gebracht. Die ursprünglich einem praktischen Zwecke dienende Extemporisation ist zu einer theoretischen Darlegung des Wesens und der Wurzeln der Arbeiterfrage geworden. Das letzte (7.) Kapitel, welches noch am meisten die Spuren der ursprünglichen Richtung trug, ist durch ein ganz neues Kapitel ersetzt worden, welches zwar ebenfalls die praktischen Resultate aus der Theorie anzudeuten sucht, aber in einem andern Sinne als früher. Statt mit Rücksicht auf die Leser aus dem Arbeiterstande unmittelbar die Grundsätze, die Taktik und die Aussichten der verschiedenen Arbeiterparteien der Gegenwart einer Kritik zu unterwerfen, habe ich vielmehr die Frage gestellt, was die Staatsmänner und alle Diejenigen, welche auf die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten Einfluß zu üben in der Lage sind, thun und lassen müssen, um die große soziale Krisis zu einem gedeihlichen Ausgang zu bringen.

Ich bin noch jetzt der Ansicht, wenn ich auch die bezüglichen Schlußworte weggelassen habe, daß die Lösung der Arbeiterfrage vor allen Dingen in den Händen der Arbeiter selbst liegt; aber ich wende mich nicht mehr speziell an die Adresse der Arbeiter, sondern an alle Diejenigen, welche vorurtheilsfrei und interessenlos genug sind, um die Arbeiterfrage als eine Frage der Zukunft unserer gesammten Kultur im Lichte einer populär-wissenschaftlichen Behandlung ernst und ruhig betrachten zu können.

Zu dieser Wendung hat zunächst die totale Nichtbeachtung der ersten Auflage in den Kreisen der Arbeitervereine und ihrer Stimmführer Veranlassung gegeben. Ich fand mich bewogen, in der zweiten Auflage mich mehr an den wirklichen Leserkreis zu wenden, den das Büchlein gefunden hatte. Dabei blieb jedoch das letzte Kapitel mit seiner Kritik der Arbeiterparteien ein fremdartiger Bestandtheil, welcher jetzt um so eher wegfallen müßte, da mir gegenwärtig alle Mittel fehlen, mir ein selbstständiges und unparteiisches Urtheil über den Stand dieser Dinge zu verschaffen. Zwar sind mir von verschiedenen Seiten mit einer Bereitwilligkeit, die ich bei dieser Gelegenheit gern verdanke, Materialien zur Beurtheilung der Vereinsbestrebungen angeboten worden, allein ich hätte von denselben ohne persönlichen Verkehr mit den betreffenden Kreisen keinen richtigen Gebrauch machen können. An aller persönlichen Betheiligung an solchen Dingen bin ich nun schon seit einigen Jahren durch eine schwere Krankheit gehindert, welche mir keine weite Entfernung von meinem

Studirzimmer gestattet und mich nöthigt, den ganzen Rest meiner Kräfte auf die wissenschaftliche Arbeit zu vereinigen. Eine kleine Aenderung meiner Ansichten, welche übrigens die Hauptgrundsätze nicht berührt, wird man namentlich im vierten Kapitel bemerken, auf welches die bedeutenden Arbeiten Brentano's nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Der größte Theil des Büchleins erscheint hier wieder unverändert wie in der zweiten Auflage.

Marburg, im März 1874.

Fr. A. Lange.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die „Arbeiterfrage“ von Prof. Dr. Lange hat sich im Laufe dieses Dezenniums nicht sowohl in den Kreisen der Arbeiter, wie ganz begreiflich, als vielmehr — wenn wir mit dem Verfasser selbst reden dürfen — im Kreise aller Derer eingebürgert, die vorurtheils- und interessenlos genug sind, um diese Frage der Zukunft im Licht einer populär-wissenschaftlichen Behandlung ernst und ruhig betrachten zu können.

Seit dem Erscheinen der dritten Auflage ist das Leben unseres unvergeßlichen Lange erloschen, ist auch die Signatur der Zeit eine etwas andere geworden, die „Arbeiterfrage“ als solche keineswegs. So gern wir es mit Rücksicht auf manche Erscheinungen der letzten paar Jahre, zumal auf dem Gebiet der sozialen Literatur, unternommen hätten, eine Umarbeitung oder Ergänzung einzelner Kapitel durch berufene Hand vornehmen zu lassen, so bestimmt gab schließlich bei sorgfältiger Erwägung der Vor- und Nachtheile die Pietät den Ausschlag. Wir halten es für richtig, daß die Grund-

linien der Lange'schen Auffassung wirthschaftlicher und sozialer Aufgaben unverrückt und unverkümmert erhalten bleiben — sie bleiben, ob auch die Haltung der tonangebenden Mächte der Gegenwart sich ändert und das Programm der organisirten Arbeiter sich etwas bestimmter ausgestaltet hat, als großer und deutlicher Wegweiser für ernste, sachliche Orientirung bestehen.

Der beste Beweis dafür liegt in der fortwährenden Nachfrage, die einer neuen Auflage des Buches gerufen hat. Möge dieselbe ebenso freundliche Aufnahme finden wie die früheren und mitten in den Wogen einer sturmbewegten und trüben Zeit hinüberweisen auf die unverrückbaren Zielpunkte der Gesellschaft.

Winterthur, im Januar 1879.

Bleuler-Hausheer & Cie.

Erstes Kapitel.

Der Kampf um das Dasein.

Vor hundert Jahren war es einer der beliebtesten Gegenstände volksthümlicher und wissenschaftlicher Schriften, die Zweckmäßigkeit der Schöpfung zu preisen; zu rühmen, wie in der Erhaltung der lebenden Wesen auf Erden Alles so trefflich ineinander greift und wie für jedes Bedürfniß durch besondere und kunstvolle Vorrichtungen gesorgt ist. Heutzutage hat man einen Zipfel des Schleiers gelüftet, welcher die Geheimnisse der Natur verhüllt; man hat einen Einblick gewonnen in die Art, wie jene Zweckmäßigkeit zu Stande kommt[1]; ein Blick in den unermeßlichen Hintergrund der engen Bühne des Lebens, die vor Jedermanns Augen liegt, ist der Kühnheit und Unermüdlichkeit unserer Forscher gelungen. Da sehen wir denn, wie das große, unter mancherlei Form immer wiederkehrende Mittel der Natur zur Erhaltung des Bestehenden nichts ist, als die riesenhafte Verschwendung neuer und wieder neuer Lebenskeime und die prompte Vernichtung der zahllosen Keime und lebenden Wesen, welche nicht eben der günstige Wurf in die enge Bahn der bevorzugten Entwicklung bringt. So ist es im Pflanzen-

reich; so auch im Thierreich; und wenn auch die massenhafteste Erzeugung und Vernichtung den niedersten Formen der Organismen zukommt, so reicht das Gesetz doch bis in die höchsten hinauf, und selbst der Mensch ist ihm nicht entzogen.

„Ein Kampf um's Dasein", lehrt Darwin[2], „folgt unvermeidlich aus der Neigung aller Organismen, sich in starkem Verhältnisse zu vermehren. Jedes Wesen, das während seiner natürlichen Lebenszeit mehrere Eier oder Samen hervorbringt, muß während einer Periode seines Lebens oder zu gewisser Jahreszeit oder in einem zufälligen Jahre Zerstörung erfahren, sonst würde seine Zahl in geometrischer Progression rasch zu so außerordentlicher Größe anwachsen, daß keine Gegend das Erzeugniß zu ernähren im Stande wäre. Wenn daher mehr Individuen erzeugt werden, als möglicher Weise fortbestehen können, so muß jedenfalls ein Kampf um das Dasein entstehen, entweder zwischen den Individuen einer Art oder zwischen den verschiedenen Arten, oder zwischen ihnen und den äußern Lebens-Bedingungen."

„Es gibt keine Ausnahme von der Regel, daß jedes organische Wesen sich auf natürliche Weise in dem Grade vermehre, daß, wenn es nicht durch Zerstörung litte, die Erde bald von der Nachkommenschaft eines einzigen Paares bedeckt sein würde. Selbst der Mensch, der sich doch nur langsam vermehrt, verdoppelt seine Anzahl in fünfundzwanzig Jahren, und bei so fortschreitender Vervielfältigung würde die Welt schon nach einigen Tausend Jahren keinen Raum mehr für seine Nachkommenschaft haben."

Die Zerstörung, welche diesem unendlichen Lebenstrieb Schranken setzt, erfolgt zum Theil einfach durch den Mangel der erforderlichen Lebensbedingungen, besonders der Nahrung,

zum Theil aber dadurch, daß eine Thierart der andern wieder zur Beute wird. Einen sehr wesentlichen Antheil an dem großen Vernichtungswerk hat ferner das Klima. Darwin schätzt, daß der Winter 1854/55 auf seinen eigenen Jagdgründen vier Fünftheile aller Vögel zerstört hat. „Und dieß ist eine furchtbare Zerstörung, wenn wir berücksichtigen, daß bei den Menschen eine durch Seuchen verursachte Sterblichkeit von zehn Prozent schon ganz außerordentlich stark ist."

Diese Ursachen greifen dann wieder mannigfach in einander. Die Ungunst des Klimas wirkt nicht nur direkt, sondern namentlich auch durch die Entziehung der Nahrung und durch den furchtbaren Kampf, der zwischen den einzelnen Arten und Individuen entbrennt, sobald die Nahrung zu fehlen beginnt. Selbst unter den Pflanzen herrscht ein beständiger Kampf auf Leben und Tod um das kleine Fleckchen Erde, aus dem sie ihre Nahrung ziehen. Eine große Menge von Pflanzen, welche unser Klima ganz gut aushalten, kann doch bei uns im Freien nicht gezogen werden, weil sie von stärkeren Bewerbern erstickt, verdrängt und ihrer Nahrung beraubt werden. Andere halten sich nur in großen Massen, wie z. B. der Weizen, der vereinzelt, im Garten, nicht aufkommen kann, während er auf freiem Felde durch die Widerstandskraft eng verbundener Massen sich gegen seine Feinde behauptet. Sät man aber verschiedene Spielarten von Weizen durcheinander, so kämpfen diese unter sich. Man darf nur den Samen immer wieder mischen und säen, so wird zuletzt diejenige Sorte, welche dem Boden am meisten angemessen ist, ganz allein übrig bleiben. „Wenn wir über diesen Kampf um's Dasein nachdenken," sagt Darwin schließlich, „so mögen wir uns selbst trösten mit dem vollen Glauben, daß der Krieg der Natur nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt

wird, daß der Tod im Allgemeinen schnell ist, und daß es der Kräftigere, der Gesundere, der Geschicktere ist, welcher überlebt und sich vermehrt."

Während nun aber für die Pflanze Wachsthum und Welken, Wuchern und Verschmachten nur auf- und niedersteigende Formen eines unbewußten Daseins sind, während das Thier wenigstens nur in der Gegenwart lebt und sorglos das Glück des Augenblicks genießt, so lange eben die Verhältnisse günstig sind, kann sich der Mensch nicht dabei beruhigen, die Leiden und Freuden des Daseins gegen einander aufzurechnen. Er kennt die Schrecken der Vernichtung zum Voraus, und er haßt sie und sucht ihnen mit aller Anstrengung seiner Kräfte zu entgehen. Er hat eine Idee davon gefaßt, wie der Mensch leben und gedeihen sollte. Er kennt das natürliche Lebensziel und weiß, wie leicht sich stirbt, wenn dies erreicht ist. Der civilisirte Mensch geht von dem Grundsatz aus, daß dies Lebensziel ihm selbst und allen seinen Mitmenschen zukommt. Das Leben, was einmal geschaffen ist, soll auch erhalten werden. Die zarten Kinder, welche am meisten von Krankheit und Elend bedroht werden, sind es gerade, die er auch am meisten liebt und am sorgsamsten pflegen möchte, wenn es nur der Kampf um das Dasein gestattete. Wird aber ein Mensch in seiner Vollkraft durch einen Unglücksfall dahingerafft, von einem Mitmenschen erschlagen, oder gar von wilden Thieren zerrissen, so nennen wir dies nicht einen natürlichen Tod. Wir verlangen eben für den Menschen eine andere Natur, als die Natur der Thiere ist, und das ganze große Ringen und Streben der Menschheit hat zum Zweck, einen Zustand zu schaffen, in welchem der Lebende sich, sein Dasein genießend, in möglichster Vollkommenheit auslebt und weder einer plötzlichen Vernichtung,

noch auch dem langsam nagenden Zahn des Elendes zum Opfer fällt.

Die Wissenschaft läßt kaum einen Zweifel mehr darüber bestehen, daß der Mensch in grauer Vorzeit, Hunderttausende von Jahren hindurch, trotz seiner geistigen Ueberlegenheit, mit allen größeren und stärkeren Thieren im Wettbewerb um das Dasein stand. Als er in der Diluvialperiode mit den jetzt ausgestorbenen Geschlechtern des Höhlenlöwen, des Höhlenbären und der Höhlenhyäne zusammen wohnte, mochte er vielleicht einen unermeßlichen Zeitraum hindurch nur im Stande sein, durch die Flucht sich vor den Zähnen und Krallen jener Bestien zu retten, und die Ausbreitung der Art wurde schon durch die begrenzte Zahl der sichern Schlupfwinkel in Schranken gehalten. Mit der Gewinnung des Feuers und der ältesten, rohesten Steinwaffen begann eine Umwälzung auf Erden, welche in wissenschaftlichem Sinn erst als die wahre Schöpfung des Menschengeschlechtes betrachtet werden kann. Der Kampf gegen die Thierwelt wurde zur Jagd, und die Denkkraft, welche ehedem ganz der Sicherung vor Gefahren und der Gewinnung des nothdürftigsten Unterhaltes gewidmet war, begann sich höhern Aufgaben zuzuwenden. Die Thiergeschlechter von überlegener physischer Kraft wurden theils unterjocht, theils ausgerottet oder in abgelegene Gegenden vertrieben.

Nun kämpft aber die ganze Thier- und Pflanzenwelt nicht nur um den Boden überhaupt, sondern auch um den günstigsten Boden. Ein warmes und feuchtes Fleckchen inmitten einer rauheren Gegend ist übersät von zahlreichen Stauden, Kräutern und Blumen, die sich hier zu behaupten und die Mitbewerber zu verdrängen suchen, und da, wo das Leben sich reich zusammendrängt, hält auch die Vernichtung

die reichste Ernte. Kräftige Eindringlinge von Außen bemächtigen sich oft des Bodens und vertilgen die ganze frühere Vegetation. So kämpften die Menschen in verwüstenden Völkerwanderungen um die gesegnetsten Länder, und das üppige Kleinasien, das milde Italien wurden Gräber ganzer Völkerschaften. Dann kommt der furchtbare Rassenkampf. Der bevorzugte Europäer betritt die Gegenden, welche minder entwickelte Glieder der großen menschlichen Familie bisher ungestört behaupteten. Er bringt ihnen das Christenthum und den Tod. Eine entsetzliche, jeden Begriff übersteigende Verwüstung beginnt. Die Antillen, die Südsee-Inseln, weite Strecken von Nord-Amerika entvölkern sich; die Urbewohner von Van-Diemens-Land werden ausgerottet; die Australier auf kümmerliche Reste reduzirt; aus Afrika dagegen werden Millionen unglücklicher Neger verschleppt, um in Amerika gleich Hausthieren ausgebeutet und gezüchtet zu werden. Hier ist es das Blatterngift, oder andere verheerende Krankheiten, welche die Europäer mitbringen, dort der Branntwein; hier werden Bluthunde auf die Unglücklichen gehetzt, dort werden sie mit Feuerwaffen massenweise erlegt; hier wird ihnen durch Besetzung der Jagdgründe und Ausrottung der nutzbaren Thiere die Nahrung entzogen; dort werden sie mit grausamster Behandlung zu harter Arbeit gezwungen, der sie erliegen müssen.

Inzwischen rastete der Würgengel auch bei der herrschenden Rasse nicht. Die Verwüstungen der Pest im Mittelalter übersteigen alle unsere Begriffe. Der schauderhafte dreißigjährige Krieg ließ in ganzen Länderstrecken Deutschlands nur rauchende Trümmer zurück. Eine alle Begriffe übersteigende Grausamkeit und Willkür der Justiz that das ihrige; besonders in den Inquisitionen und Hexenprozessen und Allem,

was mit dem herrschenden Aberglauben zu schaffen hatte. Die Gefängnisse waren entsetzliche Höhlen des Jammers und der Tyrannei; oft schlimmer als die martervollen Todesstrafen. Die Hinterbliebenen, denen ihr Versorger geraubt war, mochten sterben oder verderben. Die Sonne hat es gesehen, daß Heerden halb verhungerter Kinder, deren Väter im Kriege geblieben waren, auf die Weide getrieben wurden, um Gras und Wurzeln zu fressen, bis sie vor Elend hinsanken. Eine reiche Ernte brachte damals leicht Ueberfluß und Ueppigkeit in's Land, aber bei einer Hungersnoth starben die Menschen wie Fliegen sogar in den Straßen der reichen niederländischen Handelsstädte.

Erst in den letzten Jahrhunderten sind allmälig Grundsätze der Humanität aufgekommen, welche jene Greuel beseitigt haben; aber das Vernichtungsgeschäft der Natur hat damit unter den Menschen nur wieder andere Formen angenommen. Diese Formen, wir müssen es gestehen, sind milder als in früheren Jahrhunderten. Wie kommt es nun, daß dennoch das Elend der leidenden Menschheit nie so tief empfunden wurde, wie gerade jetzt? Wie kommt es, daß früher meist nur idealistische Schwärmer und dichtende Philosophen über die Mittel nachdachten, einen vollkommneren Zustand der menschlichen Gesellschaft herbeizuführen, während jetzt allmälig die Massen selbst den Gedanken fassen, daß ihrer Lage durch ganz neue und großartige Aenderungen und Einrichtungen müsse geholfen werden? Weßhalb wurde ehemals das äußerste Elend als eine unvermeidliche Schickung betrachtet, was doch, wie die Erfahrung lehrt, keineswegs unvermeidlich war; während jetzt der Schranke des scheinbar unüberwindlichen Naturgesetzes selbst getrotzt und ein besserer Zustand verlangt

wird, von dem man noch kaum eine unbestimmte Ahnung hat, wie er sich gestalten soll?

Die erste Antwort ist einfach die, daß die Entwöhnung von Gräueln, die größere Ruhe und die größere Bildung ganz von selbst dazu führen müssen, daß auch die Ansprüche an das Leben steigen. Der Mensch besinnt sich auf seine höhere Bestimmung; er sieht an den Bevorzugten seiner Gattung, was er selbst auch werden könnte, wenn die Verhältnisse es ihm erlaubten. Er betrachtet die Verhältnisse mit prüfendem Blick; er rechnet, und er findet, daß Manches anders sein könnte. Es ist leider eine furchtbare Wahrheit, daß die Tyrannen in ihrer Weise recht haben, wenn sie den Grundsatz aussprechen, daß das Volk unter einem Druck gehalten werden müsse, bei dem es gar nicht zur Besinnung komme.

Wie der einzelne Mensch im täglichen Ringen um seine Existenz erst eine gewisse Ruhe haben muß, bevor er ernsthaft auf die Verbesserung seiner Lage denken kann, so sind auch gerade die geordneteren Zustände der Gegenwart, die seltenen Kriege, die minder verwüstenden Krankheiten, die Vermeidung eigentlicher Hungersnoth ein Grund mit, weßhalb das beklagenswerthe Loos der großen Masse der Menschheit jetzt ernsthafter empfunden wird als je. Aber ein zweiter Grund ist freilich ganz entgegengesetzter Art. Er besteht darin, daß dieser ganze Zustand der Ruhe und der vergleichsweisen Schonung doch wieder mit Uebelständen verknüpft ist, die in mancher Beziehung viel schwerer auf der Seele lasten müssen, als der beständige Wechsel von Furcht und Hoffnung in den früheren stürmischen Zeiten. Wie ein Wanderer in der endlosen Einförmigkeit der Ebene weit mehr ermüdet, als wenn er bald einen steilen Berg hinankeucht, bald wieder lustig in's

Thal herniedersteigt, so ist auch die Gleichmäßigkeit des Druckes, welchen die Völker der Kulturstaaten jetzt zu tragen haben, für das Gemüth unerträglicher, als das ewige Spiel von Furcht und Hoffnung in früheren Zeiten. Dazu kommt aber für den Arbeiterstand noch die Abgeschiedenheit von den andern Elementen der Gesellschaft, welche ihm zugleich die Theilnahme an all' den Genüssen der Kultur entzieht, die er selbst durch sein unabläßiges Schaffen möglich machen muß. Auch hiefür gibt es eine Parallele aus den Zeiten vor der französischen Revolution.

„Im achtzehnten Jahrhundert," sagt Tocqueville, „konnte der französische Bauer nicht mehr eine Beute kleiner feudalistischer Despoten werden; er erfuhr nur selten offenbare Gewaltthätigkeit von Seiten der Regierung; er genoß bürgerliche Freiheit und besaß einen Theil des Bodens des Reiches, aber alle Menschen aus den andern Ständen hatten sich von ihm abgesondert, und er lebte einsamer, als man ihn jemals anderswo auf der Welt gesehen hatte. Dies war eine neue und seltsame Bedrückung, deren Folgen eine besondere, sehr aufmerksame Betrachtung verdienen."

Im Verfolg seiner scharfsinnigen Untersuchung führt Tocqueville (Das alte Staatswesen und die Revolution, S. 156 der in Leipzig 1857 erschienenen Uebersetzung) aus einem Schreiben des Finanzministers Necker folgende Worte an: „Die ungeheure Kluft, die das Volk von den andern Klassen trennt, trägt dazu bei, daß man die Augen von der Art und Weise abwendet, wie man gegen alle diejenigen, die der Menge angehören, rücksichtslos verfahren kann. Ohne die für die Franzosen charakteristische, milde und menschenfreundliche Gesinnung, ohne den Geist des Jahrhunderts, würde der Anblick nur Trauer im Herzen desjenigen erwecken, der mit

einem Elend Mitleid haben kann, von dem er selber befreit ist." Und Tocqueville setzt hinzu, daß die Bedrückung sich weniger durch das Böse zeigte, das man diesen Unglücklichen zufügte, als durch das Gute, das man ihnen versagte, sich selber zu bereiten. „Sie waren frei und Eigenthümer, und sie blieben doch eben so unwissend und oft elender, als die Leibeigenen, ihre Vorfahren. Sie verblieben ohne Industrie mitten unter den Wundern der Kunst und unzivilisirt mitten in einer Welt voll Licht und Aufklärung." — „Aber die Ideen des Zeitalters begannen diese rohen Gemüther von allen Seiten zu durchdringen; sie kamen auf unterirdischen, abgelegenen Wegen daher und nahmen, durch diese enge und dunkle Bahn sich drängend, seltsame Formen an. Sitten, Glaube und Gewohnheiten des Bauers schienen noch dieselben zu sein; er war gehorsam, ja sogar heiter." — — — — „Oeffnet diesem Menschen einen Ausweg, der ihn aus dem Elende führen könnte, das er so wenig zu empfinden scheint, und er wird sich mit solcher Heftigkeit nach dieser Seite hinstürzen, daß er, wenn ihr ihm im Weg steht, euch über den Leib schreiten wird, ohne euch auch nur zu bemerken." — „Wir erblicken diese Dinge ganz deutlich von dem Standpunkte, auf dem wir uns gegenwärtig befinden, aber die Zeitgenossen sahen sie nicht. Nur mit großer Mühe gelingt es Männern aus höheren Ständen, deutlich zu unterscheiden, was in der Seele des Volkes, besonders in der des Bauern, vorgeht. Erziehung und Lebensweise lassen diesem die Dinge in einem Licht erscheinen, das nur für ihn scheint und andern Menschen unsichtbar bleibt. Aber wenn der Arme und der Reiche kein gemeinsames Interesse, keine gemeinsamen Beschwerden, keine gemeinsamen Angelegenheiten mehr haben, dann wird die Finsterniß, die den Geist des Einen dem des

Andern verbirgt, unergründlich, und diese beiden Menschen könnten ewig neben einander wohnen, ohne jemals sich zu durchdringen. Man wird betroffen, wenn man sieht, in welcher seltsamen Sicherheit alle Diejenigen, die auf den höhern und mittleren Stufen des Staatsgebäudes standen, noch beim Beginne der Revolution lebten, und sie unter einander von den Tugenden des Volkes reden hört, seiner Sanftmuth, seiner Hingebung, seinen unschuldigen Vergnügungen, als schon das Jahr 1793 unter ihren Füßen glüht: lächerlicher und doch schauervoller Anblick!"

„Lächerlicher und doch schauervoller Anblick!" wird man vielleicht einst auch beim Rückblick auf unsere Tage rufen, wenn nicht die Erfahrung der französischen Revolution doch wenigstens einige einflußreiche Männer sehend macht, durch deren Arbeit es gelingen möchte, den Umschwung, welcher aus den Verhältnissen unseres Zeitalters mit Nothwendigkeit folgen muß, in die Bahnen einer friedlichen Entwicklung hinüberzulenken. Thatsache ist, daß der Kampf um das Dasein gerade jetzt wieder in der mächtigsten und einschneidendsten Schicht der Nation — diesmal sind es die Arbeiter der Industrie — in seiner ganzen ermattenden Schwere empfunden wird, und daß die Geister beginnen, der Einförmigkeit dieses Druckes überdrüssig zu werden, und sich, selbst auf die Gefahr der Verschlimmerung hin, nach Veränderung zu sehnen.

Die spezifische Form, welche der Kampf um das Dasein in dieser seiner neuesten Phase angenommen hat, liegt in der Abtrennung der ernährenden Arbeit vom ernährenden Boden, in der Behandlung sämmtlicher Produkte der Arbeit als Waare und in der dadurch bedingten Ausbeutung der Arbeit durch

das Kapital*). In früheren Perioden wurde die arbeitende Mehrheit der Menschen von der raubenden Minderheit durch physische Gewalt zum Frohndienst gezwungen, oder in den Zustand der Leibeigenschaft, der Sklaverei oder mindestens der Tributpflichtigkeit versetzt; gegenwärtig wird diese Abhängigkeit in einer minder unmittelbaren aber ebenso wirksamen Weise durch das Uebergewicht des Kapitalbesitzes bewerkstelligt, kraft dessen der Arbeiter, um nur überhaupt seinen Lebensunterhalt zu finden, gezwungen ist, seine ganze Arbeitskraft in den Dienst des Kapitalisten zu stellen. Durch diesen nothwendigen Vertrag fällt dem letztern nicht nur ein Aequivalent zu für dasjenige, was er auf den Lebensunterhalt des Arbeiters verwendet, sondern auch noch der ganze Mehrwerth, welcher durch die äußerste Anspannung der Arbeitskraft erzielt werden kann und welcher dem Arbeiter selbst zufallen würde, sobald dieser mit gleichem Fleiß ein Stück Land bebauen oder auch Waaren auf eigene Rechnung produziren könnte. Der Umstand, daß dieser Vertrag auf Vermiethung der vollen Arbeitskraft nicht auf Lebenszeit geschlossen wird, sondern nur auf die Frist weniger Tage, gibt einerseits dem Arbeiter die Freiheit, seine Arbeitskraft wieder zurückzunehmen, sobald er sie mit mehr Vortheil für sich verwenden kann, anderseits aber auch dem Kapitalisten die Möglichkeit, den Arbeiter durch Entziehung des Lebensunterhaltes zu immer ungünstigeren Bedingungen zu zwingen. Es entsteht dadurch ein Schein von Freiheit, welche jedoch eine nur um so größere Ausbeutung und Unterwerfung des Arbeiters verbirgt, weil dieser in einem Lande

*) Man wird an dieser Stelle den Einfluß des trefflichen Werkes von Karl Marx: das Kapital, 1. Bd., der Produktionsprozeß des Kapitals; Hamburg 1867, nicht verkennen. Näheres über sein Prinzip und unsere Stellung dazu folgt in den spätern Abschnitten.

mit gänzlich besetztem Grund und Boden keine Möglichkeit hat, seinen Unterhalt direkt von der Natur zu gewinnen und weil ihm die vorherrschende Produktion für den Waarenmarkt statt für den direkten Gebrauch den Bestand ohne Kapital unmöglich macht. Der Kampf um das Dasein tritt dadurch in die Form eines Kampfes um den Arbeitslohn, wobei das traurige und niederdrückende Verhältniß entsteht, daß nach oben hin eine Grenze des Wohlbefindens dadurch gezogen ist, daß der Ueberschuß des Arbeitsertrages über die Unterhaltungskosten dem Kapitalisten zufällt, während nach unten hin sich eine endlose Stufenleiter des Elends eröffnet, je nachdem es dem Kapitalisten gelingt, aus der von ihm gemietheten Arbeitskraft möglichst viel Arbeit für möglichst wenig Lohn herauszupressen. Dies hängt natürlich neben andern Faktoren hauptsächlich davon ab, ob mehr oder weniger Arbeiter um die Existenz aus demselben Lohnfond konkurriren. Je größer der Andrang derselben, desto tiefer wird der Lohn herabgedrückt werden; je geringer, desto mehr nähert er sich demjenigen Satz, welcher ausreicht, vor Mangel und Elend zu schützen. Er wird über diesen Punkt hinaussteigen, wo der Arbeiter die Möglichkeit hat, seine Nahrung auf dem freien Boden noch unbebauter und nicht in Privateigenthum übergegangener Länderstrecken zu gewinnen. Wo dagegen in einem geschlossenen, altbebauten Land die Industrie eine Anzahl besitzloser Arbeiter versammelt hat, da wird dasselbe Naturgesetz, welches wir im Kampf um das Dasein durch den ganzen Organismus walten sehen, stets dafür sorgen, daß jene Grenze nicht überschritten wird.

Die Volkswirthschafter führen die Regel, nach welcher die Lohnhöhe durch das Anwachsen der Bevölkerung stets auf das zum Unterhalt erforderliche Minimum herabgedrückt wird, auf

Ricardo[3] zurück; das Bevölkerungsgesetz aber, welches sowohl der Lohnregel, als auch überhaupt dem Kampf um das Dasein zu Grunde liegt, wird Malthus[4] zugeschrieben, obwohl diesem das Verdienst der Entdeckung desselben keineswegs zukommt. Auch hat Malthus seine große Berühmtheit wohl weniger dem richtigen theoretischen Theil der nach ihm benannten Lehre zuzuschreiben, als der verkehrten praktischen Anwendung, die er von derselben macht, indem er das Heil der Menschheit lediglich in Erschwerung der Ehen und künstlicher Hemmung der Volksvermehrung erblickt: ein Weg, den viele bevormundungssüchtige Regierungen zum Nachtheil Europa's nur allzu bereitwillig betreten haben.

Ueber die Lehren der beiden genannten Männer ist viel fruchtlos hin und her gestritten worden und der Einfluß des Parteistandpunktes auf diesen Streit bietet eine sehr merkwürdige Erscheinung dar. In früheren Zeiten nämlich waren die Kapitalisten in der Regel entschiedene Anhänger von Ricardo und Malthus. Es war ihnen eine willkommene Deckung, das Elend der Arbeiter als Folge eines unerbittlichen Naturgesetzes hinzustellen und sich damit der Verantwortlichkeit zu entlasten; allfälligen unbequemen Humanitätsbestrebungen aber mit der wohlfeilen Bemerkung entgegenzutreten: es sei doch alles vergeblich, so lange man nicht das Angebot der Arbeitskraft mindern, d. h. die Fortpflanzung der Arbeiterfamilien hemmen könne. In neuerer Zeit hat sich das Blatt gewandt, und die Kapitalisten hören nicht mehr gern von dem unerbittlichen Naturgesetz sprechen. Sie huldigen den abenteuerlichsten Theorien und klammern sich an den letzten Strohhalm, um nur nicht zugeben zu müssen, daß jene von der Industrie in's Dasein gerufenen Proletariermassen, die sich noch beständig vergrößern, zu ewigem Stillstand auf der untersten Stufe des

menschlichen Daseins verurtheilt seien, während sie selbst von jeder neuen Erfindung, jedem materiellen und intellektuellen Fortschritt die Früchte allein genießen und sich eines immer reicher ausgestatteten Daseins erfreuen. In dieser veränderten Stimmung spiegelt sich der moralische Fortschritt der Menschheit. Die wachsende Sympathie[5] mit dem Schicksal unserer Mitmenschen läßt jene Vorstellung — zunächst unbekümmert darum, ob sie in der Natur der Dinge begründet sei oder nicht — als eine abscheuliche und hassenswerthe erscheinen und das hieraus entstehende Odium heftet sich ganz natürlich auch an die Personen an, welche aus einem so verabscheuungswürdigen Zustand der Dinge den ersten und größten Vortheil ziehen und deren Thätigkeit so eng mit demselben verknüft ist. Das Gefühl eilt dem Verstande voran und nimmt Partei für die Arbeiter, während das Urtheil noch in blinder Einseitigkeit den Standpunkt der Kapitalisten theilt, denen eine gefälschte Wissenschaft[6] nebst zahllosen Mitteln zur Verbreitung und Vertheidigung ihrer Anschauungen auf den Wink zu Gebote steht.

Nichts bringt die Gefahr einer großen und verwüstenden Explosion im Völkerleben näher, als wenn eine gedrückte und von allen höheren Genüssen der Kultur ausgeschlossene Volksklasse zum Bewußtsein ihrer Kraft und ihrer höheren Ansprüche erwacht, während die herrschenden Klassen ihr nicht mehr mit dem starren Trotz des natürlichen Uebermuthes entgegentreten, sondern mit einem raffinirten System feiger Quertreiberei, pfäffischer Dogmatik und bittersüßer Bevormundung. Was insbesondere die tendenziös zugestutzten Lehren angeblicher Wissenschaft betrifft, mit denen man die erwachenden Volksklassen beschwichtigen will, so gießen diese durchweg nur Oel ins Feuer, weil das schlichte Volksbewußtsein nun einmal

nicht glauben kann und will, daß eine ernsthafte, gerechte und unparteiische Wissenschaft nicht zu Resultaten gelangen sollte, welche das Glück, nicht das Unglück der Massen verbürgen. Es ließe sich wohl nachweisen, daß ein nicht unwesentliches Element der revolutionären Zeitstimmung jetzt, wie auch in der Periode vor der französischen Revolution, in einem großen Vertrauen auf dasjenige liegt, was Wissenschaft und Staatskunst leisten könnten, wenn ihre Träger einmal aufrichtig wollten. Wie damals, so wird auch heute gewiß diese Leistungsfähigkeit in Beziehung auf eine rationelle Gestaltung des Staatslebens ganz bedeutend überschätzt. So Ungeheures auch die Wissenschaft auf dem technischen Gebiet in den letzten zwei Menschenaltern mit immer steigender Rapidität der Entwicklung geleistet hat; so unzweifelhaft es auch ist, daß selbst für eine exakte Staatswissenschaft durch die neuesten Fortschritte der Statistik — der revolutionärsten aller Wissenschaften — der erste Grund gelegt ist; so ungemein viel fehlt doch noch daran, daß man mit völliger Sicherheit sagen könnte, wie die wesentlichsten bestehenden Einrichtungen auf das Wohl und Wehe der Völker wirken. Vollends unmöglich bleibt es für jetzt, neue Formen des Staates und der Gesellschaft zu erfinden, von denen man, wie von einer auf dem Papier konstruirten und berechneten Maschine, die Wirkungsweise im Voraus bestimmen könnte. Es ist trotzdem eine unleugbare Thatsache, daß, während die mittleren Schichten der Bevölkerung sich oft genug hochmüthig und achselzuckend von den Theoretikern und Idealisten abwenden, gerade die um ihr Dasein ringenden Massen eher ihr Heil von den ernsten und kühnen Pionnieren der Wissenschaft erwarten, als von jenen glatten und gewandten Weltleuten, welche sich mit unglaublich wenig Ballast auf den Höhen des äußern Lebens zu erhalten

wissen. Man glaubt an das Unmögliche. Man hält die bestehenden Staatsformen für ein Werk der Mißgunst, welche die Durchführung dessen, was sich zum Wohl des Volkes ins Werk setzen ließe, nicht will aufkommen lassen. Man übersieht, daß dabei allerdings viel böser Wille im Spiel ist, der früher oder später gebrochen werden muß; aber auch oft die berechtigte Vorsicht, welche uns von gewagten Experimenten zurückhält, so lange nicht die Noth dazu treibt.

Wenn nun die Wissenschaft die Zumuthung entschieden ablehnen muß, für irgend eine neue Ordnung der Gesellschaft *Gewähr zu leisten*, so ist es anderseits doch äußerst *wahrscheinlich*, daß unter ihrer Beihülfe, wenn erst die Bahnen der trägen Ueberlieferung verlassen werden, glücklichere Formen gefunden werden, als die gegenwärtigen. Denn die vom Alter geheiligten Zustände sind großentheils nur deshalb so verehrungswürdig, weil sie eben vom Alter geheiligt sind, und weil selbst eine mangelhafte, aber in den Gemüthern fest begründete Ordnung der Dinge bis zu einem gewissen Grade zweckmäßiger ist, als eine höhere, jedoch schwankende und bestrittene Ordnung. Deshalb ist es auch nicht rathsam, Institutionen voll Lebenskraft gegen andere, anscheinend bessere, leichthin zu vertauschen. Treten aber die sichern Zeichen der Weltwende ein und stürzt das Alte zusammen, so kann man immerhin mit erhöhtem Muthe in die Zukunft sehen; denn wenn sich auch auf keine Theorie schwören läßt, wenn auch das Stückwerk der Erfahrung wieder bei jedem Neubau das Beste thun muß, so ist doch diese Erfahrung durch die Geschichte gereift, durch die Statistik aufgeklärt und durch die ganze Fülle der Wissenschaften mit einem trefflichen Werkzeug zur Lösung neuer Probleme ausgestattet.

Wenn man sich nun die Frage vorlegt, warum trotz der immer drohenderen Gestalt, welche die Arbeiterfrage annimmt, trotz der reichen Hülfsmittel der Wissenschaft und dem entgegenkommenden Vertrauen des Volkes für jeden aufrichtig gemeinten Lösungsversuch dennoch bisher so wenig wirklich Ersprießliches und unmittelbar Förderndes auf diesem Felde geschehen ist, so dürfen wir die Gründe dafür keineswegs etwa nur in dem Widerstande der Kapitalmacht, oder allgemeiner bezeichnet, überhaupt der herrschenden und bevorzugten Klassen suchen. Zwar reicht der Einfluß derselben sehr weit, da sie nicht nur die Macht der bestehenden Staatseinrichtungen und sogar die Lehren einer ursprünglich von ganz anderm Geiste beseelten Religion sich dienstbar zu machen, sondern, wie bereits bemerkt, selbst die Wissenschaft systematisch zu fälschen und mit dieser gefälschten Waare einen großen Theil der unparteiischen Mittelklassen zu betrügen wußten. Immerhin aber hätte die Macht der Wahrheit und Gerechtigkeit schneller, wo nicht zum Ziele, so doch zu großartigen und kühnen Versuchen führen müssen, wenn nicht auf Seiten derjenigen, die von gutem Geiste beseelt sind und durch Neigung oder Kenntnisse in erster Linie zur Mitwirkung berufen scheinen, die Erkenntniß des richtigen Weges oder der entschlossene Wille ihn zu betreten noch mangelte.

Es ist leicht zu bemerken, daß die große Masse derjenigen, die sich an der Lösung der sozialen Fragen versuchen, das Naturgesetz der Konkurrenz um das Leben nicht kennt, oder nicht hinlänglich beachtet; daß dagegen die Männer der Wissenschaft es in mehr oder weniger deutlicher Form einstimmig anerkennen, ohne sich eben sehr dadurch zu eifriger Bekämpfung dieses Zustandes gestachelt zu fühlen. So herrscht hier eine Theilung der Arbeit von höchst unfruchtbarer Art: die Einen

haben den Eifer, die Andern die Einsicht. Von Jenen werden manche treffliche Dinge angeregt, ja, oft Dinge, die in einem gewissen Sinne betrachtet, mehr Werth haben könnten, als die materielle Verbesserung. Man sucht die Sitten zu veredeln, den Branntweingenuß einzuschränken, den Volksunterricht zu heben, die Segnungen der Kirche oder auch die Segnungen der Aufklärung zu verbreiten und man übersieht dabei gewöhnlich, daß der Wettbewerb um das Dasein stets mit neuem Elend auch neue sittliche Uebel zeugen wird. Von Diesen, den Theoretikern, wird in stetigem Streben ein immer vollständigeres Bild der sozialen Zustände entrollt; sie zeigen uns die Sterblichkeitsverhältnisse der Armen und der Reichen, der Landbewohner und der Arbeiter der Industrie. Sie verfolgen den Einfluß einer bessern oder schlechtern Pflege von der Wiege bis zum Grabe durch alle Stadien des Lebens; sie zeigen uns durch Jahrhunderte hindurch den Einfluß der Getreidepreise auf die Sterblichkeit, sie berechnen die mittlere Lebensdauer für die verschiedensten Berufsklassen. Fast alle namhaften Nationalökonomen endlich entwickeln, wie die Lohnhöhe durch den Anwachs der Bevölkerungen beschränkt wird. Seit Malthus aber hat Niemand mehr einen namhaften Versuch gemacht, zu zeigen, wie sich die Menschheit den Verwüstungen des Wettbewerbs um das Dasein entziehen könnte.

Die Männer der reinen Wissenschaft sind denn auch leicht im Stande, ihre Zurückhaltung in dieser Beziehung zu vertheidigen. Sie können sich schon auf die Theilung der Arbeit berufen, denn ohne Zweifel bedarf die Förderung der reinen Erkenntniß einer gewissen Gemüthsruhe und Freiheit von störenden Gefühlen und Bestrebungen. Sodann aber ist auch der Fall so verzweifelter Natur; die Mittel, jener Vernichtung des hoffnungsvollen Lebens zu entgehen, sind, wenn es deren

überhaupt gibt, so ganz außerhalb der gewöhnlichen Wege zu suchen, daß Männer, welche ihrer ganzen Stellung nach auf den Ruf der Besonnenheit und der nüchternen Kritik Anspruch machen, sich nicht sehr geneigt fühlen können, mit ihren etwaigen Einfällen hervorzutreten. Nur wenige Schritte zu weit und man befindet sich auf dem verrufenen Felde der Utopie[7], dessen Berührung so leicht den wissenschaftlichen Kredit eines Mannes untergraben und auch seinen strengeren Arbeiten den gebührenden Einfluß schmälern kann.

Wir dürfen jedoch nicht verschweigen, daß es noch einen ganz andern Grund gibt, welcher gerade Männer von höherer wissenschaftlicher Bildung, die mit ihrem geistigen Dasein in der Ueberlieferung der Jahrhunderte wurzeln, leicht davon zurückschreckt, auf eine fundamentale Aenderung der gesellschaftlichen Zustände bedacht zu sein. Es ist dies ein falscher Begriff vom Wesen des Staates in Verbindung mit der Furcht vor einer allgemeinen Revolution. — Seit den Zeiten des griechischen und römischen Alterthums gefallen sich Philosophen und Politiker darin, den Staat als einen großen Menschen zu betrachten, zu dem sich die einzelnen Stände verhalten, wie verschiedene höhere oder niedere Seelenvermögen, oder auch wie verschiedene Theile des Körpers. Am bekanntesten ist wohl diese Anschauungsweise geworden durch die plumpe und sophistische Fabel von der Verschwörung der Glieder des menschlichen Körpers gegen den Magen, durch welche Menenius Agrippa die auf den heiligen Berg ausgewanderten römischen Plebejer zur Umkehr soll bewogen haben. Weit wichtiger jedoch sind die Anschauungen der großen griechischen Philosophen Plato und Aristoteles, von denen einer unserer gelehrtesten Kenner der geschichtlichen Entwicklung

der Staatswissenschaften*) den Ausspruch thut, sie hätten nicht nur für die alte Welt, sondern auch fort und fort für Neuere als Leitstern gedient.

Bei Plato ist der Staat gewissermaßen der Mensch im Großen. Die Hauptfunktionen der Seele, die Vernunft, das muthige und das begehrliche Element werden durch drei Stände vertreten: den der Herrscher, der Krieger und der Handarbeiter. Die letztern sind von vorn herein von allen höhern Funktionen ausgeschlossen; unter den beiden höhern Ständen dagegen soll zur Erhaltung ihres Ranges, zur Vermeidung von Spaltungen unter ihnen und zur Förderung einer idealen Tugend eine vollkommene Gemeinschaft der Güter, der Frauen, der Kinder stattfinden. In einem minder idealen Staatsbilde läßt er zwar das Privateigenthum zu, stellt aber eine Reihe von Schranken auf, durch welche das Entstehen übermäßigen Reichthums gehindert werden soll. Während nun aber dieser platonische Kommunismus meist als eine bloße Spezialität Plato's bei Seite gestellt und erst von den Neueren in utopischen Staatsbildern wieder aufgegriffen wurde, hat sich die Idee einer strengen Gliederung der Stände in der Einheit des Staatsorganismus durch Aristoteles, den einflußreichsten aller Philosophen bis auf die Gegenwart herab, nur noch mehr befestigt und ausgebildet. Bei ihm geht ohnehin durch die gesammte Philosophie in ihrer Anwendung auf Natur und Menschenleben der oberste Grundsatz, daß das Ganze früher und wichtiger ist, als der Theil; eine Anschauung, welcher

*) R. v. Mohl Gesch. u. Liter. der Staatswissensch., I. S. 221, woselbst auch die merkwürdige Aeußerung vorkommt: Plato bleibt immer das Muster einer idealen Auffassung; und es nöthigt sogar eine merkwürdige, wenn schon krankhafte, Entwicklung unserer gesellschaftlichen Zustände eben jetzt wieder mit Gewalt zu der ernstesten Ueberlegung seiner Grundsätze.

schon im Alterthum der Atomismus [8] schroff gegenüberstand und welche auf das Staatsleben angewandt, einen direkten Gegensatz bildet gegen die moderne Hochschätzung des Individuums. Der Mensch kann nach Aristoteles seinen höhern Lebenszweck nur als dienendes Glied eines Ganzen erreichen. Er ist von Natur für den Staat bestimmt, der als ein gegliedertes Ganze die Bürger nicht einander gleichstellt, sondern sie einer bestimmten höhern oder niedern Funktion unabänderlich zuweist und insbesondere ohne Sklaven, deren Tugend einzig im Gehorsam besteht, nicht existiren kann. Aber nicht nur äußerlich soll diese Bestimmung zum Herrschen oder Dienen gegeben sein; sie soll vielmehr schon von Natur in den Individuen liegen, so daß die Sklaven sich auch beim Dienen, Gehorchen und bloß mechanischer Thätigkeit am wohlsten fühlen, wie die herrschende Klasse, und in dieser wieder vor allen Dingen die Fürsten und Aristokraten, im Herrschen ihren natürlichen Beruf finden.

Sehen wir ab von der Vorliebe des Aristoteles für die monarchischen Einrichtungen (der Einfluß des macedonischen Hofes!), so stand seine Lehre im besten Einklang mit dem Zustand der antiken Kultur und der Weltanschauung der Hellenen. War doch jene in mancher Beziehung beispiellose und noch heute mustergültige Bildung der bevorzugten Klassen unter den Hellenen, ihre Gymnastik und Musik, ihre politische Thätigkeit, ihre Wissenschaft und ihre unerreicht dastehenden Schöpfungen der Kunst nicht denkbar ohne den dunkeln Hintergrund der Sklaverei. Die Alleinberechtigung des Bürgers, die Rechtlosigkeit des Fremden, die Herrschaft der Hellenen über die Barbaren, die Unterordnung nicht nur der Sklaven, sondern der arbeitenden Klasse schlechthin — das waren Alles den Griechen selbstverständliche Dinge, während unser heutiges

Bewußtsein weit darüber hinaus ist und auch die glänzendste Kultur verschmähen würde, wenn sie nicht auf gesunden Grundlagen sich erheben kann. Der Einfluß jener Nachtseite der antiken Kultur hat sich aber ebenso zäh erwiesen, als ihre Lichtseite fruchtbar auf die Kultur der Neuzeit zurückgewirkt hat. Der harte, starre Sinn der Römer hat jene Vorurtheile der Griechen nur einigermaßen umgeformt, nicht gemildert. Nun entstanden aber unsere neueren Staatswissenschaften theils unter dem nachwirkenden Einfluß des Alterthums, theils unter dem Einfluß der modernen Fürstengewalt. Vom Standpunkt der letzteren aus löst sich die Frage noch einfacher. Für den absoluten Monarchen ist die Statistik gleichsam nur ein Maßstab für seine Macht, seinen Reichthum, seine Größe, auf die es vor allen Dingen ankommt.

Daß solche Anschauungen auch auf den Männern der Wissenschaft lasten, ist aus der Theilung der Arbeit auf geistigem Gebiet leicht zu erklären. Bei der Seltenheit einer freien, die Resultate aller Wissenschaften in einen Brennpunkt sammelnden Philosophie sind auch unsere gelehrtesten und erfolgreichsten Forscher bis zu einem gewissen Grade Kinder des allgemeinen Vorurtheils, indem sie zwar in ihrem engern Kreise sehr scharf sehen, außerhalb desselben aber nichts. Rechnet man dazu das Unglück einer vom Staat bezahlten und gewerbsmäßig betriebenen „Philosophie", welche stets bereit ist, das Bestehende für das Vernünftige zu erklären, so wird man genug Gründe der Zurückhaltung entdecken, wo einmal die wissenschaftlichen Fragen selbst so ganz unmittelbar auf die Elemente zukünftiger Weltrevolutionen hinführen, wie dies in dem Gesetz der Konkurrenz um das Dasein der Fall ist. Man hält sich daher meist ruhig daran, daß die wachsende Bevölkerung auch die Macht des Staates vermehrt, daß auf

der Basis der Industrie mit ihrem ganzen Jammer eine blühende Kultur sich erhebt und daß endlich sogar die Noth, indem sie z. B. zur Auswanderung treibt, die Keime der Kultur in immer neue Weltgegenden verpflanzt. Ganz als ob noch heute die Masse, gleich den Sklaven des Alterthums, nur dazu da wäre, die Folio zu bilden für die Entfaltung der Blüthen des höheren Lebensgenusses; wie bei einem Baum, der eben auch ein Ganzes bildet, nur der Wipfel dazu da ist, Blüthen und Früchte zu treiben, während der Stamm die Last zu tragen hat und die Wurzeln aus dem Dunkel der Erde — gleichsam als die arbeitenden Klassen dieses Staates — die Nahrung zu saugen haben. Man freut sich über die steigende Macht des Staates, als ob keine Individuen da wären, die unter dem immer steigenden Druck der Konkurrenz um das Dasein zu leiden hätten, als ob es eben nur darauf ankäme, die Heerden eines glücklichen Besitzers zu vermehren. Der Gedanke vollends, daß ein Staat sich einmal auflösen, daß dieses „höhere Ganze" untergehen könnte, wird mit der Vorstellung des völligen Ruins, des einfachen Unterganges verknüpft. Daß sich sämmtliche Individuen oft nach einem solchen Untergang weit munterer befinden, als früher, kommt gar nicht in Betracht; das „Ganze" ist ja die Hauptsache, die „Macht" ist die erste und wichtigste Eigenschaft dieses Ganzen, und der „Staatswillen" muß ja unbedingt durchgeführt werden! Auf diese Weise kommt man dazu, die ganze Geschichte zu vergessen; zu übersehen, daß unsere Staaten wenigstens darin den lebenden Wesen gleichen, daß sie sterben müssen und daß von Zeit zu Zeit neues Leben aus den Ruinen emporkeimen muß, wenn sich das Leben überhaupt erhalten soll.

Hand in Hand mit der Ueberschätzung des Staates gegenüber dem Einzelnen und mit der Idee eines Organismus

von herrschenden und dienenden Gliedern geht der Widerwille gegen die Revolution, daher es wohl nicht zufällig ist, daß wir denselben gerade bei einem unsrer deutschen Aristoteliker*), der doch sonst als vielseitig gebildeter Philosoph einen weiteren Blick haben sollte, so kraß ausgesprochen finden, als nur bei irgend einem blinden Fanatiker des Legitimismus:

„Jede Revolution fehlt gegen den Grundbegriff des Staates; denn es wirft sich ein Theil auf, vor dem Ganzen zu sein, und das Vernunftrecht kehrt ins Faustrecht zurück. Da der Staat die Bedingung für die Verwirklichung alles Rechtes ist, so ist er schlechthin unverletzlich, und das Gesetz muß ihn schützen, wenn es überhaupt das Recht schützen will."

„In der Revolution, welche ungehemmt ihrem Zuge folgt, kommt das Unheil des entfesselten natürlichen Menschen zu Tage. Die allgemeine Vernunft wird von leidenschaftlich erregten Kräften überholt, und die Leidenschaft, welche nur auf sich hört, hält sich für Vernunft und verzehrt das sittliche Maß, welches sie nur nach sich bestimmt. Die sittlichen Empfindungen, welche an das Alte banden, werden durch Spott zersetzt. Gehorsam heißt nun Knechtessinn, Mäßigung Feigheit, dagegen Frechheit Freimuth, selbst Frevel an der menschlichen und göttlichen Ordnung Heldenthum. Nur durch einen solchen Schein, nur durch solche sittliche Spiegelbilder der sophistischen Leidenschaft vermag sich das Unrecht vor sich selbst und vor Andern zu halten."

Uebrigens ist die Furcht unserer Gelehrten vor der Revolution in der Gegenwart doch etwas mehr als die bloße Nachwirkung einer verwerflichen Staatstheorie oder der Schrecken vor den Verwirrungen und Gräueln, die bei großen Revolutionen

*) Trendelenburg, Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. Leipzig 1860. S. 492 u. f.

fast unvermeidlich sind: Sehen sich doch diesmal nicht nur die Einzelnen in ihrer Ruhe, in ihrem Besitzstand, in ihren liebgewordenen Gewohnheiten, in dem Wohl ihrer theuersten Angehörigen bedroht, sondern es steigt nur zu leicht der schreckende Gedanke empor, daß es sich früher oder später um den Umsturz des Bestehenden in einem viel eminenteren Sinne als jemals vorher handeln könnte. Nun kann eine solche Furcht, so allgemein sie verbreitet sein mag, doch freilich auch irrthümlich sein. In den Wirren der Reformationszeit glaubten viele geistig hochstehende Männer fest an den nahen Weltuntergang; diesmal spricht man nur vom Untergang unserer Kultur. Bei allen revolutionären Bewegungen der Neuzeit taucht dieser Gedanke wieder auf. Am bekanntesten ist, wie der treffliche Niebuhr sich durch die vergleichsweise geringen Stürme des Jahres 1830 so erschrecken ließ, daß er zu fürchten begann, Europa werde in die Barbarei zurücksinken. Aber gewiß ist es auch, daß gerade ein Geist wie Niebuhr sich gewiß nicht so durch den augenblicklichen Lärm hätte schrecken lassen, wenn ihm nicht sein tiefer Einblick in die Geschichte und das Staatsleben alter und neuer Zeit ein Gefühl davon gegeben hätte, daß eine so furchtbare Gefahr in der That in der Luft liege.

Die Frage, ob denn unsere gegenwärtige Kultur, in welcher jedenfalls geschmackloser Luxus, gespreizte Scheinbildung und egoistische Blasirtheit eine hervorragende Rolle spielen, die Sympathie edler Männer wirlich in so hohem Grade verdiene, wollen wir hier ebenso wenig erörtern, als die entsprechende, ob nicht alle Aussicht vorhanden wäre, binnen Kurzem die Keime einer einfacheren, aber gesunderen und harmonischeren Bildung aus unsern jetzt durch den Druck des Lebens niedergehaltenen Volksschichten hervorgehen zu sehen.

Wer den Menschen wirklich im vollen Sinn des Wortes als Menschen anerkennt, darf auch ohne solche Hoffnung nicht zweifelhaft darüber sein, auf welcher Seite er steht, wenn das Bewußtsein einer höheren Bestimmung in den Massen zum Durchbruch kommt. Es gilt für ihn nur, den Uebergang in den neuen Zustand zu erleichtern, die Kämpfe zu mildern und von den ewigen Gütern der Menschheit hinüber zu retten, was er vermag. Einen bewußten Widerstand gegen eine solche Bewegung, sobald sie mit unverkennbarer Allgemeinheit und Tiefe hervortritt, würde nach unserer Ansicht der volle Fluch treffen müssen, den der kurzsichtige Doktrinär der Revolution als solcher entgegenschleudert.

Anmerkungen zum ersten Kapitel.

[1] Schon im Alterthum war von einigen Denkern, am nachdrücklichsten von Empedokles, darauf hingewiesen worden, daß Wesen mit zweckmäßiger Organisation, wie überhaupt eine zweckmäßige Gestaltung der Dinge, keineswegs nur dadurch entstehen können, daß sie von einem denkenden Wesen nach der Idee des Zweckes geschaffen werden, sondern auch auf dem Wege des — Zufalls; als Spezialfall unter Tausenden und aber Tausenden von unzweckmäßigen Bildungen, die wir einfach deshalb nicht mehr sehen, weil sie eben nicht die Bedingungen der Zweckmäßigkeit in sich trugen und also untergehen mußten, da es gerade das Unterscheidende der „zweckmäßigen" Bildungen ist, daß sie befähigt sind, sich zu erhalten und zu reproduziren. Denkt man sich also die Natur blind schaffend, so wird dennoch nach unendlich großen Zeiträumen zuletzt das Zweckmäßige, trotz seiner verhältnißmäßigen Seltenheit, vorherrschend sein müssen, wie wenn es gleich nach einem bestimmten Plane geschaffen wäre.

Diese, bei Empedokles noch in sehr roher Form auftretende Idee macht für denjenigen, der sie einmal gefaßt hat, den gewöhnlichen Schlußfolgerungen aus der Zweckmäßigkeit der Schöpfung ein Ende durch die einfache Einschaltung der Bemerkung: wenn diese Schöpfung nicht zweckmäßig wäre, so könnte sie überhaupt nicht sein. Wir sehen noch täglich neben dem Zweckmäßigen auch Unzweckmäßiges, neben dem Gesunden Krankes und Lebensunfähiges auftreten, und was in dieser Beziehung im Großen schon dagewesen sein mag und sich nicht erhalten konnte, wissen wir nicht.

Das Verdienst der Neuzeit besteht nun aber darin, daß an die Stelle des rohen und allgemeinen Gedankens die bestimmte, naturwissenschaftlich begründete Einsicht gesetzt worden ist, daß die Erzielung des Zweckmäßigen durch das anscheinend Unzweckmäßige noch jetzt in der organischen Welt eine ungemein große Rolle spielt. Es gibt Thierarten, wie z. B. die Bandwürmer, welche ihre Fortpflanzung und Ausbildung fast nur Vorgängen verdanken, die man als relativ seltenen Zufall betrachten muß und die sich dennoch durch die ungeheuere Ausbreitung der Lebenskeime stets irgendwo und irgendwie einstellen. Im Anschluß an diese Erkenntniß hat dann Darwin (vgl. d. folgende Note) dargethan, wie durch den Vorgang der Ueberproduktion von Lebenskeimen und lebenden Wesen nothwendig jedes Wesen den Bedingungen seiner Existenz sich immer vollkommener anpassen und zugleich in der aufsteigenden Reihe der Wesen ein beständiger Fortschritt stattfinden muß.

Man überläßt daher heutzutage die empedokleische Frage, ob die Natur auch einmal absolut Unzweckmäßiges hervorgebracht habe, der müssigen Spekulation und hält sich an die Thatsache, daß sie fortwährend relativ Unzweckmäßiges hervorbringt, welches gerade durch die Massenhaftigkeit seiner Erzeugung und Vernichtung das Zweckmäßige wieder aus sich hervorgehen läßt, denn von zahllosen, der Vernichtung ausgesetzten Wesen erhalten sich natürlich durchschnittlich diejenigen am besten, welche am besten organisirt sind. In dieser großartigen und einfachen Anlage der organischen Welt kann man nun in gewissem Sinne doch wieder, was das große Ganze betrifft, Zweckmäßigkeiten finden, jedoch freilich eine andere, als unsere menschliche, berechnende Zweckmäßigkeit. Vgl. hierüber meine Geschichte des Materialismus, S. 402 u. ff.

[2] Der englische Naturforscher Charles Darwin, dessen berühmtes Werk „über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (natural selection)“ im Jahre 1859 englisch und im folgenden Jahre zuerst deutsch erschien (übers. v. H. G. Bronn; seitdem in fünfter Auflage, nach der sechsten des Originals bearbeitet von Victor Carus, Stuttg. 1872), ist keineswegs der erste Entdecker jener großen Thatsache, welche gegenwärtig in Verbindung mit seinem Namen in Jedermanns Munde ist, des Kampfes um das Dasein. Vielmehr findet man die Grundzüge derselben schon bei Malthus (vgl. unten die vierte An-

merkung), der sich des Zusammenhangs zwischen seiner Uebervölkerungstheorie und den allgemeinen Gesetzen, welche das organische Leben beherrschen, sehr wohl bewußt war. Uebrigens ist Malthus noch weit weniger als Entdecker zu rühmen. Behauptet doch Karl Marx, zur Zeit wohl der vorzüglichste Kenner der Geschichte und Literatur der Volkswirthschaft, Malthus habe den James Steuart „abgeschrieben". Benjamin Franklin und andere denkende Männer des vorigen Jahrhunderts waren über diesen Punkt schon vollständig im Klaren und doch ist die Lehre vom „Kampf um das Dasein" erst durch Darwin's Werk Gemeingut aller Gebildeten geworden. Der Grund hievon liegt theils darin, daß überhaupt in solchen Fragen gewöhnlich nicht die erste Aufstellung einer Idee entscheidend eingreift, sondern die glücklichste und vollständigste Ausführung; theils aber in der Verbindung der Lehre vom Kampf um das Dasein mit der Frage nach der Entstehung der Arten und nach dem Ursprung des Menschengeschlechts. Alle diese, im Einzelnen auch schon früher, namentlich im vorigen Jahrhundert behandelten Fragen sind durch Darwin's Werk in den engsten Zusammenhang gebracht und mitten in die emsige Thätigkeit der naturwissenschaftlichen Spezialforschung hineingestellt worden. Zur populären Orientirung über Darwin und sein System leistet gute Dienste: Dr. L. Büchner, sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie von der Verwandlung der Arten u. s. w. Leipzig 1868.

In unserer vorliegenden Schrift über die Arbeiterfrage spielt Darwin schon insofern eine große Rolle, als wir versucht haben, die Zustände, welche der Arbeiterfrage rufen, aus den von Darwin entwickelten Grundsätzen abzuleiten, ohne sie jedoch als absolut nothwendige Zugaben des menschlichen Daseins zu betrachten. Denn während die Pflanze bewußtlos, das Thier in der Regel ganz vom Naturtrieb beherrscht, jenen Naturgesetzen willenlos unterliegen, tritt im Menschen als letzte Stufe jenes natürlichen Vervollkommnungsprozesses die Fähigkeit auf, sich über den grausamen und seelenlosen Mechanismus desselben zu erheben, durch berechnete Zweckmäßigkeit die sich blindlings gestaltende abzulösen und mit unendlicher Ersparniß an Schmerz und Todesqualen einen Fortschritt zu erzielen, welcher sich rascher, sicherer und lückenloser bewegt, als derjenige, welchen blind waltende Naturgesetze durch den Kampf um das Dasein hervorbringen. Wobei denn freilich nicht verkannt werden darf, daß trotz aller Intelligenz und allen guten Willens der Mensch sich

doch niemals völlig von den Wirkungen jener Naturgesetze befreien wird. Ferner aber ist in unserer Schrift — in den beiden folgenden Kapiteln — der erste, freilich noch sehr mangelhafte Versuch gemacht worden, auch den kulturgeschichtlichen Entwicklungsgang, die Entfaltung der höheren geistigen Befähigung in Einzelnen wie in ganzen Klassen, die Bildung der großen Vermögen u. s. w., nach den gleichen Grundsätzen zu begreifen, wie die Entstehung der Arten aus dem Kampf um das Dasein.

Es sei hier übrigens beiläufig bemerkt, daß der Verfasser kein unbedingter Anhänger des Darwin'schen Systems in der speziellen Durchführung ist, welche vom Urheber desselben herrührt und von Haeckel (generelle Morphologie der Organismen, Berlin 1866, 2 Bde.) am konsequentesten weitergebildet. Vgl. hierüber: Gesch. des Materialismus, S. 411—425, und Ausführlicheres im 2. Bande der binnen Kurzem erscheinenden neuen Auflage.

[1] Ricardo, dessen nationalökonomisches Hauptwerk: „Grundsätze der politischen Oekonomie und des Steuerwesens" im Jahre 1817 in London erschien, hat allerdings hinsichtlich des Arbeitslohnes eine neue und originelle Lehre aufgestellt, allein gerade der Satz von der natürlichen Lohnhöhe, den man jetzt am meisten mit seinem Namen in Verbindung bringt, ist ihm nicht eigenthümlich, sondern findet sich, als unmittelbare Folgerung aus dem Kampf um das Dasein, schon bei Malthus und Andern. Was man unter der „Ricardo'schen Regel" gewöhnlich versteht, ist der Satz, daß sich der Arbeitslohn auf die Dauer nicht über das Minimum der Lebensbedürfnisse des Arbeiters erheben könne, weil jede vorübergehende Erhebung alsbald durch stärkere Zunahme der Bevölkerung und im Gefolge derselben Herabdrückung des Arbeitslohnes ausgeglichen werde. Ricardo's wirkliche Lehre über den Arbeitslohn ist nun aber folgende: Jedes Ding hat einen natürlichen Preis und einen wirklichen Preis; so auch die Arbeit. Der „natürliche" Preis besteht in der Arbeitsmenge, die erfordert wird, um ein Gut hervorzubringen. Ist nun das Gut die Arbeit selbst, so ergibt sich daraus, daß der natürliche Preis der Arbeit in den Kosten besteht, die zur Hervorbringung eines Arbeiters nöthig sind, d. h. in derjenigen Summe, die genau zur Bestreitung des Lebensunterhaltes für ihn und seine Familie ausreicht. Der „wirkliche" Preis eines jeden Dinges, oder der Marktpreis, hängt ab von Angebot und Nachfrage, kann sich aber

in der Regel nur wenig und nur für kurze Zeit bedeutend vom „natürlichen" Preis entfernen. Was die Arbeit betrifft, so wird eben ein Steigen der Nachfrage nach Arbeit zwar den Lohn vorübergehend erhöhen, aber zugleich auch die vermehrte Zufuhr von Arbeitskräften bewirken; bei verminderter Nachfrage wird durch das Elend der Arbeiter und die daraus folgende Verminderung ihrer Zahl wieder eine Steigerung hergestellt. Bis dahin finden wir bei Ricardo nur eine schärfere und abstraktere Fassung jener unmittelbaren Folgerung aus dem Kampf um das Dasein; er lehrt nun aber weiterhin auch, daß der Arbeitslohn mit dem Gewinn des Kapitalisten in umgekehrtem Verhältnisse stehe: je höher der Lohn, desto niedriger der Profit und umgekehrt. Diese letztere, Ricardo eigenthümliche Lehre ist von den neueren Nationalökonomen, namentlich von der Bastiat'schen Schule, unbedingt verworfen worden. Diese Schule sucht nämlich den Kapitalgewinn — den sie als eine bloße Zusammensetzung aus Risikoprämie, Zins und Dirigentensalär betrachtet — ganz aus dem Spiel zu bringen und läßt den Arbeitslohn direkt vom Preise der fertigen Waare abhangen. Man wird aber auch in dieser Beziehung bei genauerer Untersuchung finden, daß Ricardo der Wahrheit näher kam, als sein Verbesserer, obwohl er allerdings, nach seiner abstrakten Manier, nur eine bestimmt abgegrenzte Seite der komplizirten Erscheinungen der Wirklichkeit in's Auge faßte.

David Ricardo, geb. in London 1772, stammte von einer Familie der in Holland angesiedelten portugiesischen Juden. Sein Vater war schon in jungen Jahren nach England gewandert und hatte sich als Kaufmann ein beträchtliches Vermögen erworben. David, der dritte Sohn desselben, gerieth mit seinem Vater, angeblich wegen seiner Abneigung gegen den Handelsstand, in Zwiespalt. Er trat zum Christenthum über, heirathete früh und hatte, auf sich selbst angewiesen, schon in jungen Jahren durch glückliche Spekulation ein so bedeutendes Vermögen erworben, daß er sich später ohne Sorgen ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen hingeben konnte. Er widmete sich anfangs ganz der Mathematik und den Naturwissenschaften, eine Art der Vorbildung, welche ihm neben seinen kaufmännischen Kenntnissen sehr zu gute kam, als er sich seit 1799, durch die Lektüre von Adam Smith's Werk über den Nationalreichthum angeregt, ganz der Volkswirthschaft widmete. Durch seine Schriften zu großem Ansehen gekommen, gelangte er 1819 in's Parlament. Er starb 1828.

Ueber Malthus und seine Lehre existirt eine ausgedehnte Literatur und es dürfte wenige Theorien geben, welche auf die Gesetzgebung der neueren Staaten so tiefgreifend eingewirkt haben, als die Malthus'sche Uebervölkerungstheorie. Vgl. Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissensch. III. S. 461—513, woselbst sowohl die wichtigsten Vertreter der vor Malthus herrschenden Ansicht von der Nützlichkeit einer beliebigen Steigerung der Bevölkerungszahl, als auch die Vorläufer der Malthus'schen Lehre charakterisirt sind und wo die gesammte neuere Litteratur über Bevölkerungspolitik nach ihrem Verhältniß zu Malthus und seiner Lehre gruppirt wird. Das Wesentliche dieser Lehre gibt Mohl mit folgenden Worten wieder:

„Die Menschen haben in allen Ländern und zu allen Zeiten körperliche Fähigkeit und sinnlichen sowohl als sittlichen Trieb zur Fortpflanzung, und zwar in dem Maße, daß je zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes eine größere Anzahl, als sie selbst sind, zu erzeugen vermögen. Da diese Nachkommen die gleichen Eigenschaften besitzen, so hat jede gegebene Bevölkerung eine natürliche Tendenz, generationsweise in einem geometrischen Verhältniß zuzunehmen; und zwar zeigt die Erfahrung, namentlich der Vereinigten Staaten von Nordamerika, daß je in einem Zeitabschnitte von 25 Jahren eine Verdoppelung stattfinden kann. Nicht in demselben Maße sind dagegen die Nahrungsmittel vermehrbar, da deren Menge durch die unveränderliche Größe der Erde und die keineswegs in's Unendliche steigerbare Fruchtbarkeit derselben bedingt ist. Höchstens mag zugegeben werden, daß die Lebensmittel sich in einem Zeitabschnitte von 25 Jahren um den ursprünglichen Betrag vermehren, daß sie also nur in einer arithmetischen Reihe wachsen. (Malthus stellt zur Verdeutlichung zwei Zahlenreihen einander entgegen, indem er angibt, eine Bevölkerung habe die Tendenz, sich je in 25 Jahren zu vermehren im Verhältnisse von 1, 2, 4, 8, 16, 32 . . ; Lebensmittel dagegen nur wie 1, 2, 3, 4, 5, 6 . .) Aus diesem Verhältnisse der beiden Naturgesetze ergibt sich denn, daß eine Bevölkerung bald an der Grenze der für sie genügenden Nahrungsmittel ankommt und daß dann, wenn dem Vermehrungstriebe kein Einhalt geschieht, ein offenbares Mißverhältniß zwischen der Menschenzahl und dem Vorrath an Lebensbedürfnissen besteht. Solche Hindernisse der Vermehrung treten denn aber in der That auch ein, und es sind dieselben der Grund, warum die Erde im Allgemeinen keine solche Zahl der Bevölkerung aufweist,

wie sie nach dem Vermehrungsgesetze allein haben sollte. Sie sind doppelter Art: verhindernde und wiedervernichtende. Die ersteren umfassen diejenigen Ursachen, welche die Erzeugung von Kindern ganz beseitigen und bestehen theils in freiwilliger Enthaltsamkeit, theils in geschlechtlichen Ausschweifungen und deren Folgen. Die wieder vernichtenden Hemmnisse aber sind theils große Unglücksfälle, wie Seuchen, Mißwachs und Kriege, theils Elend in verschiedensten Formen, welches die dürftigeren Klassen beständig decimirt und die bereits Geborenen vorzeitig wieder wegrafft. Die für das Leben hieraus gezogenen Folgerungen sind aber im Wesentlichen ebenfalls wieder doppelter Art. Einerseits wird der Satz aufgestellt, daß es künstlicher Anreizung zur Erhaltung und Vermehrung einer Bevölkerung niemals bedürfe, und daß dieselben sogar in den meisten Fällen (wenn sie nämlich die Menschenzahl über das Maß der verfügbaren Lebensmittel hinaus erhöhen) ohne alle andere Wirkung seien, als daß sie das Elend und die Zahl der vorzeitigen Todesfälle vermehren. Andererseits wird gelehrt, daß sittliche Pflicht und Klugheit von jedem Einzelnen fordere, nicht zur Ehe und in derselben nicht zur Erzeugung von Kindern zu schreiten, wenn keine verständige Aussicht auf genügenden Lebensunterhalt für diese Nachkommen vorhanden sei."

In der ersten Auflage des vorliegenden Schriftchens über die Arbeiterfrage habe ich, sowohl im Text, S. 23—42, als auch im Anhang die Malthus'sche Bevölkerungslehre ziemlich ausführlich besprochen, ohne doch die Sache erschöpfen zu können. Auch verdient in der That der Versuch Max Wirth's, Malthus mit der Verdoppelung des Kapitals aus dem Zinsfuße zu widerlegen, keine so eingehende Berücksichtigung, wie sie ihm dort zu Theil geworden ist. Die Verwechslung des auf Zins ausgeliehenen Kapitals mit der Summe aller dem Lebensunterhalt dienenden Güter ist eine zu plumpe, als daß sie nicht auch ohne ausführlichen Nachweis erkannt werden sollte. Zudem bin ich gegenwärtig im Stande, auf die später erschienene Schrift: „Mill's Ansichten über die soziale Frage und die angebliche Umwälzung der Sozialwissenschaft durch Carey (Duisburg 1866)" zu verweisen, welche sich fast von Anfang bis zu Ende mit der Erörterung der volkswirthschaftlichen Streitfragen befaßt, die sich an Malthus anknüpfen. Insbesondere sind in jener Schrift die von Carey erfundenen Theorien einer scharfen Analyse unterworfen, was nöthig geworden schien,

nachdem man in Deutschland den durch und durch wissenschaftlichen amerikanischen Apostel des Schutzzolls als Heiland und Retter vor dem überhandnehmenden Sozialismus zu vergöttern begonnen hatte.

Hier sei nur so viel bemerkt, daß wir vom ganzen Malthusianismus weiter nichts brauchen und anerkennen, als die einfache Wahrheit, daß auch der Mensch — obwohl in geringerem Grade als fast alle andern Organismen — die Tendenz hat, sich stärker zu vermehren, als die auf einem gegebenen Boden zu gewinnenden Nahrungsmittel zulassen, und daß er deshalb von jeher und noch heute dem Kampf um das Dasein unterworfen ist. Wir verwerfen dagegen die meisten von Malthus und seinen Anhängern gezogenen praktischen Folgerungen, insbesondere jeden Versuch, von Staats wegen durch Erschwerung der Ehen und andere Mittel die Zunahme der Bevölkerung zu hemmen. Ferner ist die Anschauung ganz ungenügend, daß die Vermehrung der Lebensmittel in einer arithmetischen Reihe erfolge. Diese Vermehrung ist überhaupt zur Vermehrung der Bevölkerung in kein einfaches Verhältniß zu bringen, da Umstände denkbar sind, unter welchen dem Boden kein Halm mehr abgewonnen werden kann, wenn man auch die Bevölkerung und damit die Arbeitskräfte verdoppelte; während unter andern Umständen ein an allen Symptomen der Uebervölkerung leidendes Land von diesem Uebel vorübergehend geheilt werden kann, wenn noch mehr Menschen zuströmen, weil dann endlich die Bevölkerung so dicht und der Sporn zum Fortschritt so groß wird, daß eine bisher nicht durchführbare intensivere Art der Bodenbewirthschaftung rentabel und in Folge dessen allgemein wird. Anderseits ist es freilich ein durchaus verwerflicher Optimismus, wenn man sich die Sache so vorstellt, als ständen neue Erfindungen, Kulturverbesserungen u. s. w. dem Menschen stets in solcher Fülle zu Gebote, daß durch permanente Thätigkeit auf diesem Gebiete jedem möglichen Bevölkerungszuwachs genügt werden könnte. Thatsächlich steht in allen alten Kulturstaaten die Bevölkerung stets unter einem Druck auf Leben und Gesundheit der Einzelnen, dessen eigentliche Quelle der Kampf um das Dasein ist. Die große Masse der Bevölkerung hat nirgend so viel und so gute Nahrung, so viel Muße neben der Arbeit oder Abwechslung in der Arbeit, so viel Schutz vor den Unbilden der Witterung, so viel Luft und Licht in den Wohnungen und Werkstätten, als zur gesunden und kräftigen Entfaltung ihres physischen Daseins erforderlich wäre. Aus diesem Grunde ist auch die „Ricardo'sche Regel" (vgl. die

vorhergehende Anmerkung) in eine richtigere Fassung zu bringen, wenn man nicht sowohl die Zahl der Geburten, als vielmehr die Sterblichkeit in Anschlag bringt, und zwar nicht die Sterblichkeit im Allgemeinen, sondern diejenige unter den erwachsenen Arbeitern. Die Zahl der Geburten gibt — abgesehen davon, daß es lange dauern würde, bis die eben Geborenen auf dem Arbeitsmarkt mit den Erwachsenen konkurriren — weder für das Anwachsen der Bevölkerung, noch für das Wohlsein derselben einen sichern Maßstab, da in der Regel hohe Geburtenziffer, hohe Sterblichkeitsziffer und starke Familien mit großem Elend, Ueberanstrengung und schneller Abnutzung der Arbeitskraft der Erwachsenen Hand in Hand gehen (vgl. Marx, das Kapital, I. S. 630). Die merkwürdige Erscheinung aber, daß man in Arbeiterdistrikten bisweilen in Zeiten einer Krisis, welche die Arbeiter brodlos macht, Abnahme der Sterblichkeit findet, statt der erwarteten Zunahme, mag wohl hauptsächlich darauf beruhen, daß in solchen Zeiten die Mütter zu Hause sind und ihre Kleinen pflegen können, statt dem Glockenruf zur Fabrikarbeit folgen zu müssen. Hie und da mögen sich auch die Erwachsenen bei karger Unterstützungskost und gleichzeitiger Ruhe besser stehen, als sonst bei etwas besserer Nahrung und übermäßiger Arbeit. Hier tritt dann aber eben mit der öffentlichen Unterstützung ein neuer Faktor ein. Von diesem abgesehen dürfte es kaum ernsthaftem Zweifel unterliegen, daß mit sinkendem Lohn die Sterblichkeit steigt und umgekehrt. Zur Erläuterung dieser Verhältnisse lassen wir hier noch einen Abschnitt aus demjenigen Theile des 1. Kapitels, welcher in der Umarbeitung weggefallen ist (S. 28—31), folgen:

„Es ist gegenwärtig ein Fundamentalsatz der ganzen Bevölkerungswissenschaft, daß eine gesteigerte Vermehrung eines Volkes oder eines Bestandtheils der Bevölkerung nicht durch die vermehrte Fruchtbarkeit, sondern regelmäßig durch die verminderte Sterblichkeit hervorgerufen wird. So steht es z. B. fest, daß in den meisten europäischen Ländern die Juden sich schneller vermehren, als die christliche Bevölkerung. Es ist aber ebenso sicher, daß dies nicht eine Folge davon ist, daß ihre Ehen etwa reicher mit Kindern gesegnet wären, sondern vielmehr davon, daß bei ihnen die Sterblichkeit geringer ist, daß ein größerer Bruchtheil der Kinder, welche geboren werden, auch zu einem reiferen Alter gelangt und überhaupt die Lebensdauer durchschnittlich größer ist. Diese geringere Sterblichkeit ist aber wieder hauptsächlich eine Folge davon, daß

es den Juden meist gelungen ist, sich ohne schwere körperliche Arbeit eine bequeme Lebensstellung zu erringen, in welcher namentlich auch die Pflege der Kinder einen günstigen Boden findet. Wo sich die stärkste Anzahl von Geburten findet, da hält meistens auch der Tod die rascheste Ernte, und zwar nicht nur unter den Kindern, welche nicht die genügende Pflege finden, sondern auch unter den Erwachsenen, welche unter der Last der Ernährung einer zu starken Familie verarmen und dann leicht einem widrigen Geschick zum Opfer fallen. Der Einzelne kann freilich bei einem kräftigen Körper den Wirkungen des Mangels oft lange Zeit Widerstand leisten, aber dafür unterliegt ein anderer so viel schneller. Betrachtet man nun die große Masse der Bevölkerung, so macht sich das jedem Statistiker bekannte Gesetz der großen Zahlen geltend, welches den Einfluß des Zufalls ausschließt. Je größer nämlich die Masse ist, die ich betrachte, desto sicherer wird mir der Durchschnitt aus allen Fällen eine bestimmte Wirkung bestimmter Ursachen angeben. So kann ich durch das Fallen und Steigen der Sterblichkeitszahl den Grad der Entbehrungen des Volkes so sicher beurtheilen, wie durch das Thermometer den Temperaturgrad der Luft. Und wenn man fragt, woran denn die Leute eigentlich sterben, da doch das Verhungern und Erfrieren eine äußerste Seltenheit ist, so ist die Antwort einfach die: sie sterben so ziemlich an denselben Todes-Ursachen, wie die Angehörigen der bevorzugten Klassen, nur schneller. Hier knickt die Entbehrung einen altersschwachen Greis, der bei besserer Pflege weit später an Altersschwäche gestorben wäre; dort nimmt die Schwindsucht einer armen Frau einen rapiden Verlauf; hier trifft es den Säugling, der keine kräftige Milch bekommt, dort die Mutter, die im Wochenbett der Stärkung bedurft hätte. Manche ziehen sich hitzige Krankheiten durch eine Erkältung zu, die ein besser genährter Körper überstanden hätte; andere wissen sich nach einer geringen Störung des organischen Kreislaufs nicht mehr zu erholen und siechen hin. Die schlechte Luft elender Zimmer, in denen neben dem Krankenbett gekocht, gewaschen, hin und her gegangen wird, wo Kinder schreien, wo zahlreiche Personen athmen, ist ohnehin eine Tod bringende Umgebung; aber in guten Zeiten könnte man vielleicht ein Zimmer mehr vermiethen, ein Stück Arbeit ausgeben, die Kohlen weniger schonen und häufiger lüften — kurz, die Todes-Ursachen stecken in jedem Winkel; der Eine kommt noch einmal eben durch, der Andere nicht, und wenn man die Sterbeliste nimmt, addirt, dividirt und das

Resultat mit den Erfahrungen in den geschützten Ständen vergleicht, so hat man das Verzeichniß der im Kampf um das Dasein Gefallenen vor sich. Und neben dem Gefallenen gibt es auch Verwundete! Eine ungleich größere Zahl hat sich äußerlich erholt, oder gar keine Krankheit erlitten, trägt aber doch den Keim eines frühen Todes in den Anfängen der Schwindsucht, in einem chronischen Magenübel, in Blutarmuth und hundert andern Ursachen mit sich und schleppt so die Wirkungen einer Handelskrisis, eines strengen Winters oder einer fehlgeschlagenen Ernte in spätere Jahre hinüber. Da nun beständig theils solche geschwächte Personen, theils die von Natur zarten und der Pflege bedürftigen kleinen Kinder in Menge vorhanden sind und dem Leben aller dieser Individuen jede Zugabe an Verpflegung zu gute kommt, so wirkt der Mechanismus, welcher die Zahl der vorhandenen Menschen nach der Zahl der vorhandenen Subsistenzmittel regelt, in industriellen und bereits einem Generationen alten Druck unterworfenen Gegenden mit einer außerordentlichen Feinheit und Präzision. Die Wahrheit der Malthus'schen Lehre besteht also darin, daß das Anwachsen der Bevölkerung beständig die Grenze erreicht, welche das Anwachsen der Subsistenzmittel zuläßt."

Thomas Robert Malthus, geb. 1766, studirte in Cambridge und erhielt eine mit statutenmäßigem Cölibat verbundene geistliche Pfründe (daher bei Marx stets: „der Pfaffe Malthus"). Im Jahre 1798 gab er seinen „Versuch über die Bevölkerungslehre" heraus (nach Marx aus James Stuart, Townsend, Franklin, Wallace u. A. ohne irgend einen eigenen Gedanken zusammengeschrieben); das Werk machte Aufsehen, erweckte Widerspruch, und Malthus sah sich dadurch dazu getrieben, tiefer auf die Sache einzutreten. Er bereiste den Kontinent, sammelte statistisches Material zum Beleg seiner Sätze und gab sein Buch in ganz neuer Gestalt heraus. (5. Aufl. London 1817.) Seitdem gilt Malthus — wie denn in der Regel die umfassende Bearbeitung eines Gedankens mehr Anspruch auf Originalität zu geben scheint, als die wirkliche erste Aeußerung desselben — als Urheber der von ihm vertretenen Bevölkerungstheorie. Er starb 1834.

[5] Die „Sympathie" ist von dem bekannten „Vater der modernen Volkswirthschaft", dem Schotten Adam Smith (geb. 1728, 1751 Professor der Logik und Moral in Glasgow, gab 1766 nach langjähriger Muße die berühmte Schrift über den Nationalreichthum heraus,

† 1790 als königl. Kommissär für das schottische Zollwesen) zur Grundlage der Moral gemacht worden in seiner 1759 erschienenen „Theorie der moralischen Gefühle". Ich habe bereits in meiner Geschichte des Material. S. 510, sowie 523 u. f., sowie in der Schrift: „Mill's Ansichten über die soziale Frage" u. s. w. S. 21 u. f. gezeigt, daß das Moralprinzip von Smith zu einseitig in den Regungen von Schmerz und Lust gefunden wird, während das ganze Zusammenleben mit unsern Mitmenschen, auch ohne jene subjektiven Erregungen sympathischer Gefühle, die Tendenz hat, ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit denselben in uns zu wecken und den Egoismus durch das geistige Leben in der Gemeinschaft mit Andern (Familie, Stadt, Staat u. s. w.) zu brechen. Auch findet man in der Gesch. des Material. S. 511 u. f. den Versuch, gegenüber der Ansicht Buckle's, daß der Mensch nur im geregelten Verhalten in Folge seiner Verstandesentwicklung fortschreite, nicht aber in der inneren Moralität, vielmehr den Beweis zu führen, daß der moralische Fortschritt des Menschen eine selbstständige Basis hat und daß er eben so sehr dem intellektuellen Fortschritt als Stütze dient, wie dieser hinwiederum auf das dem Sittengesetz entsprechende Verhalten fördernd zurückwirkt.

* Daß die Nationalökonomie im Interesse der Kapitalisten und behufs Niederhaltung der Sozialreform systematisch gefälscht worden ist und noch fort und fort gefälscht wird, kann man leicht sehen, wenn man die Lehren, die sich als Ausflüsse der Wissenschaft in der Presse, in den Parlamenten und der populären Literatur breit machen, mit den reineren Grundlagen, wie wir sie in der britischen Volkswirthschaft von Ricardo bis auf Mill ausgeprägt finden, vergleicht. Dort tritt uns die Nationalökonomie des Industrialismus mit allen ihren für den Arbeiterstand so trostlosen Konsequenzen unverhüllt entgegen. Der Eine beklagt diese Konsequenzen und verwünscht den Zustand der Dinge, aus welchem sie hervorgehen, der Andere behandelt sie mit kalter Objektivität und wieder Andere sind naiv genug, in der Erhabenheit ihres Bewußtseins, zu der bevorzugten Klasse zu gehören, in jenen Verhältnissen eine weise Einrichtung des gütigen Schöpfers zu Gunsten der „Gesellschaft", d. h. der bevorzugten Klassen, zu erblicken. Karl Marx hat eine ganze Reihe von Käuzen dieser letzteren Art an's Licht gezogen, wie z. B. den „Pfaffen Townsend" (Kapital, S. 634), welcher sich freut, daß durch

den Ueberfluß von Menschen, die zu den servilsten, schmutzigsten und gemeinsten Funktionen des Gemeinwesens bereit sind, der Fonds von menschlichem Glück sehr vermehrt werde und der deßhalb dem Armengesetz vorwirft, es strebe die „Harmonie und Schönheit, die Symmetrie und Ordnung dieses Systems, welches Gott und die Natur in der Welt errichtet haben, zu zerstören". Ein solcher Standpunkt zeugt zwar von stupidem Egoismus, aber er ist doch noch ehrenwerther, als der Versuch Bastiats, durch ein Plagiat an Carey jene Konsequenzen wegzueskamotiren und ein System der Interessenharmonie aus widersprechenden Elementen mittelst einer bestechenden Rhetorik und einer unglaublichen Fertigkeit in logischen Seiltänzersprüngen zusammenzuschwindeln. Seit Bastiat ist die Fälschung, bald als frommer Betrug zur Verhütung der Sozialrevolution mit Bewußtsein geübt, bald durch kritikloses Schwimmen im Strom der Ueberlieferung fortgepflanzt und weitergebildet, so allgemein und mundgerecht geworden, daß die Interessenharmonie (nicht jene Townsend'sche, mit der man sich heutzutage nicht mehr hervorwagen würde!) zu einer Art von Dogma geworden ist und als Ergebniß der „Wissenschaft" zitirt wird, obwohl kein einziger Versuch in der gesammten volkswirthschaftlichen Literatur namhaft gemacht werden kann, die Interessenharmonie in streng wissenschaftlicher Form zu erweisen. Man bewegt sich vielmehr im Kreise jener Volkswirthschafter, welche die Tagespresse und die öffentliche Meinung beherrschen, in allen allgemein kommerziellen, industriellen und volkswirthschaftlichen Fragen ganz auf dem Boden der britischen Oekonomie und flickt ihr, sobald die Rede auf Arbeiterfragen kommt, Sätze ein, die mit jener Grundlage unvereinbar sind, wie z. B., daß mit steigendem Profit des Kapitalisten in gleichem oder gar stärkerem Verhältniß auch der Arbeitslohn von selbst und ohne Zuthun des Arbeiters steigen müsse, daß die Lohnarbeiter unter keinen wesentlich andern Bedingungen produziren, als die Unternehmer, daß der Industrialismus eine immer größere Gleichheit zwischen Arbeiter und Arbeitgeber hervorbringe, daß die „Ricardo'sche Regel" durch Carey (unter der Voraussetzung des Schutzzolls, den man verwirft!) widerlegt sei u. s. w. — Der Umstand, daß alle diese Modifikationen des Systems, in welchem man steht, konsequent in einem und demselben Sinne erfolgen, nämlich mit der Tendenz, die Klagen der Arbeiterklasse zurückzuweisen und der schrankenlosen Entfaltung des Industrialismus alle sozialen und ethischen

Bedenken aus dem Wege zu räumen, beweist klar, daß sie im Dienst bestimmter Interessen in eine Wissenschaft hineingebracht sind, die sonst auf ganz entgegengesetzte Resultate führen müßte. Mit einem Worte, wie die ganze überlieferte „Weltgeschichte" (noch weit entfernt, ein gerechtes „Weltgericht" zu sein, was sie hoffentlich einmal werden wird!) im Sinne der Herrscher, der Fürsten und der siegreichen Parteien gefälscht ist, so ist die populäre und auf allen Gassen sich mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit breit machende Volkswirthschaft im Interesse der Kapitalisten und der bevorzugten Volksklassen gefälscht und selbst die Behandlung in strengerer wissenschaftlicher Form (der „Katheder-Sozialismus", wie die Gründer-Oekonomen sagen) hat sich vom Einfluß dieser Fälschungen nicht hinlänglich frei gehalten. — Daß wir es übrigens mit dieser Fälschung hier nur als mit einer objektiven Thatsache zu thun haben und weit entfernt sind, der großen Mehrzahl unserer Volkswirthschafter etwas Anderes vorzuwerfen, als kritikloses Schwimmen in den Vorurtheilen der bevorzugten Klassen, bedarf wohl kaum der Erinnerung.

[1] Die Utopie, d. h. im eigentlichen Sinne des Wortes, die Schilderung eines Landes „Nirgendheim", gemeiniglich einer fabelhaften Insel mit Bewohnern von eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, war von jeher ein beliebtes Mittel, in harmloser und ansprechender Form absonderlichen Ideen über die Menschen und ihre Staaten, Religionen, Sitten und Gebräuche Ausdruck zu geben. Neben religiösen Dichtungen dieser Art (wie von der Insel der Glückseligen), rein märchenhaften (Schlaraffenland) oder satirischen (Gullivers Reisen) bilden diejenigen eine besondere Gattung, in welchen der Verfasser ein Ideal menschlicher Zustände, wie sie sein sollten und nach seiner Meinung vielleicht auch sein könnten, darzustellen sucht. Die Einkleidung ist dabei entweder so, daß die Absicht, das Ideal eines Staates zu suchen oder zu schildern, offen ausgesprochen wird (so in Plato's Büchern über den Staat). oder daß das Ideal als irgendwo in einem fabelhaften Lande verwirklicht dargestellt wird (so in der von Thomas Morus, dem Kanzler Heinrichs VIII. von England, im Jahre 1515 herausgegebenen „Utopia", von welcher der Begriff der Utopie seine Bezeichnung erhalten hat. Das Wort ist aus dem Griechischen gebildet und kann etwa mit „Nirgendheim" verdeutscht werden). Die letztere Darstellungsweise wurde namentlich

deßhalb häufig gewählt, weil der Schriftsteller in der märchenhaften Einkleidung des Ganzen nicht nur ein Mittel fand, seinen Ideen leichter Eingang zu verschaffen, sondern zugleich einen gewissen Schutz gegenüber intoleranter Verfolgungssucht. Von Thomas Morus bis auf die Gegenwart ist eine große Reihe solcher Utopien erschienen, die neben recht abgeschmackten Phantastereien auch manchen werthvollen Gedanken enthalten und abgesehen von Verwirklichungsversuchen, die schon als solche ein Mißverständniß dessen in sich schließen, was die Utopie sein kann und soll — einen nicht gering anzuschlagenden Einfluß auf den Ideenkreis der Zeitgenossen und der Nachwelt ausgeübt haben. Die Fortschritte in humaneren Staatseinrichtungen, Werthschätzung der öffentlichen Erziehung, Achtung vor der Arbeit und den Arbeitern, sowie zahlreiche wohlthätig wirkende Einrichtungen (z. B. das ganze moderne Genossenschaftswesen) verdanken dem Utopismus einen mächtigen Impuls. Von den hieher gehörenden Schriften, so weit sie sich auf den Staat beziehen, handeln mit Verstand und Belesenheit der Engländer Lewis und R. v. Mohl (Gesch. u. Liter. d. Staatswissensch. I. S. 167 u. ff.); mit Unverstand H. Fick in Hildebrand's Jahrb. für Nationalökonomie und Statistik 5. Jahrg. S. 225 u. ff. — Die letztere Arbeit kann man als eine im Mantel der Wissenschaft auftretende (übrigens in literarischer Hinsicht nichts Wesentliches, was nicht schon bei Mohl zu lesen wäre, darbietende) Verkörperung des platten Vorurtheils ansehen, welchem das „Belächeln" sozialistischer Reformvorschläge und „strammes Festhalten unserer heutigen Rechts- und Staats-Ordnung" als einziges Resultat der Beschäftigung mit diesem Stoffe gilt. Wie dagegen denkende Männer von anerkannter Gediegenheit des Urtheils sich zu den Utopisten stellen, mag das Beispiel Stuarts Mill's zeigen in seiner „Prüfung des Kommunismus", des „St. Simonismus und Fourierismus" (Grundsätze der polit. Oekonomie, Buch II, Kap. 1). — R. v. Mohl, dem bei seiner durch und durch konservativen Geistesrichtung ein freies und meist objektives Urtheil über die Utopien hoch anzurechnen ist, hebt in seiner Abhandlung über „die Staatsromane" (a. a. O.) wiederholt das Werthvolle hervor, was sich neben Phantastischem und selbst Fratzenhaftem in den Utopien findet, und schließt seine Abhandlung mit folgender Aeußerung:

„Der Fehler liegt nur in unrichtigen Gedanken, welche durchaus nicht in wesentlicher Beziehung zu der Aufgabe stehen. Es fasse einmal ein talentvoller Schriftsteller die Aufgabe von der rechten Seite. Er

stelle mit scharfem Griffel den Leiden und Mängeln unserer geselligen und staatlichen Zustände die Schilderung eines vernünftigen bessern Zustandes gegenüber. Z. B. unserer Selbstsucht einen kräftigen Gemeinsinn; unserer mißvergnügten Tadellust ein ernstliches positives Wirken; unseren noch vielfach unverständigen Staatseinrichtungen ehrliche und verständige Maßregeln. Vor Allem fasse er das Loos der ärmeren und unglücklichen Klassen in's Auge, und suche uns eine ausführbare bessere Organisation der Arbeit vorzuführen. Er zeige, daß ein Volk nicht nöthig habe, seine Gesittung und die Persönlichkeit seiner Bürger aufzugeben, um das sachliche Wohl seiner Massen zu erkaufen; sondern daß es eine Vermittlung und Aussöhnung zwischen den Höhen der Gesellschaft und ihrer Grundlage gebe. Er stelle an die Stelle einer unmöglichen kommunistischen Barbarei einen Zustand, wie ihn Menschen brauchen und ertragen können. Dann, dies darf man kühn voraussagen, wird es seiner Utopia weder an Beifall noch an Wirkung fehlen; und er wird auch die Wissenschaft zwingen, sein Werk ihren Schätzen beizuzählen."

Was die letztere Aeußerung betrifft, ein solcher Utopist werde die Wissenschaft zwingen, sein Werk „ihren Schätzen beizuzählen", so müssen wir zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerken, daß nach unserer Auffassung eine Utopie zwar Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein und auf die Wissenschaft, wie auf das praktische Leben befruchtend und anregend zurückwirken kann, daß sie aber ihrer eigenen Natur nach niemals ein Werk der Wissenschaft, sondern nur ein Werk der Dichtung sein kann. Den Grund hiefür habe ich im Vorwort der Schrift: Mill's Ansichten u. s. w. S. 7 u. 8 angegeben:

Jeder tiefere Denker, Jeder, der die Verhältnisse der Gegenwart von einem etwas höheren Standpunkte zu überschauen vermag, muß zu der Ansicht gelangen, daß die Entwicklung der Menschheit jetzt in einem stärkeren Umschwung begriffen ist als je. Würde uns daher schon eine plötzliche Versetzung in die Zustände früherer Jahrhunderte ungleich fremdartiger vorkommen müssen, als der Leser einer Universalgeschichte denkt, indem er sich Alles nach der Gegenwart ergänzt; so liegt vollends für die fernere Zukunft die höchste Wahrscheinlichkeit vor, daß sie uns wie eine vollständige Utopie vorkommen müßte, wenn man sie etwa im Traum plötzlich schauen könnte. Weil aber die Zahl solcher gleich wahrscheinlichen und gleich fremdartigen Zukunfts-

bilder immer eine unendlich große bleibt, selbst wenn man die allgemeine Richtung des Fortschritts sicher wüßte: so ist jede einzelne Utopie eben auch weiter nichts als ein solcher Traum. Nur das muß man stets festhalten, daß gewiß unter allen solchen Träumen der thörichtste der ist, wenn man sich die Verhältnisse der Gegenwart verewigt denkt. Der Traum eines Philisters, der auf die Ewigkeit unserer Zustände hauptsächlich aus der Regelmäßigkeit schließt, mit welcher er Mittags seine Suppe auf dem Tische findet, ist eben bedeutungslos, er ist ein Ergebniß passiver Gedankenlosigkeit, während die Träume eines Plato, Thomas Morus und der neuern Kommunisten doch wenigstens durch Gedanken hervorgerufen sind, welche in der Menschheit niemals aussterben und welche, obwohl sie niemals zur völligen Verwirklichung gelangen, doch auch niemals ohne Einfluß auf den Gang der Geschichte bleiben."

Es ergibt sich hieraus leicht, warum das Hinüberschweifen in utopistische Konstruktionen für den Mann der Wissenschaft ein gefährliches und verdächtiges Fahrwasser ist, denn nirgend ist man so sehr der Selbsttäuschung ausgesetzt, als wenn man die Grenzen strenger Forschung und Dichtung (oder auch metaphysischer Konstruktion) unbedachtsam ineinanderfließen läßt. Dagegen ist eine fruchtbare Wechselwirkung der verschiedenartigen und prinzipiell zu trennenden Thätigkeiten nicht nur denkbar, sondern sogar nothwendig; wie es sich denn auch von selbst versteht, daß Niemand eine gute Utopie dichten wird, der nicht den Gegenstand derselben gründlich verarbeitet und sich auch mit den Resultaten der Wissenschaft, soweit sie den Gegenstand seiner Tendenz betreffen, vertraut gemacht hat.

[8] Der „Atomismus", d. h. die Lehre, daß die Welt mit allen ihren organischen und unorganischen Bildungen aus nichts bestehe, als aus den Atomen (untheilbaren, über alle Beschreibung kleinen Körperchen) und dem leeren Raum, ist im Alterthum von Demokrit und Epikur als naturphilosophisches System ausgebildet worden, und diese Anschauungsweise, welche schon damals der aristotelischen feindlich gegenüberstand, hat sich, hauptsächlich durch das Werk des römischen Dichters Lucrez, auf die Neuzeit fortgepflanzt, bis durch die Entwicklung der Physik und Chemie der Begriff des Atoms und damit auch die Grundlage des Atomismus eine ganz veränderte Fassung erhielt. Gleichwohl

blieb der Atomismus, wenn auch in wechselnder Gestalt, vom Alterthum bis auf die Gegenwart die wichtigste theoretische Grundlage der materialistischen Weltanschauung, welche in schroffem Gegensatz steht zu der formalistischen (oder idealistischen), die das Wesen der Dinge in ihren Formen (das Wort „Idee" bedeutet seinem Grundbegriff nach ebenfalls „Form", „Gestalt") findet und die Materie als allenthalben im Raum verbreitet und an und für sich formlos und bestimmungslos betrachtet. — Es ist nicht zu leugnen, daß geschichtlich im großen Ganzen mit der Herrschaft des Formalismus (durch die aristotelisch-scholastische Philosophie) auch die übermäßige Geltung der Einheit in Staat und Kirche zusammenhängt, bei welcher das geschlossene Ganze in seiner charaktervollen Form als Hauptsache galt, während Wohl und Weh des Einzelnen wenig Rücksicht fanden; daß dagegen in den neueren Jahrhunderten mit der Ausbreitung des Atomismus in den Naturwissenschaften auch die größere Werthschätzung des Individuums in Staat und Gesellschaft Hand in Hand gegangen ist. In der That ist das „Individuum" das „Atom" der Gesellschaft (beide Worte bedeuten: „das Untheilbare"). Trotzdem hinkt die Vergleichung in zwei sehr wesentlichen Punkten. Einmal nämlich ist das Atom der Naturwissenschaften immer nur Theorie; das Individuum als Basis der Gesellschaft dagegen unleugbare Wirklichkeit. Sodann aber denkt man sich beim Individualismus oder sozialen Atomismus stets die Tendenz, den Einzelnen vom Ganzen so unabhängig als möglich hinzustellen; der Atomismus der Natur aber hat im Grunde durchaus keine derartige Tendenz. Er ist nur eine Art, die Dinge zu begreifen, und paßt auf die komplizirtesten Organismen, die in strenger Unterordnung der Theile ein Ganzes bilden, eben so gut, als auf den Ozean oder eine Sandwüste. Mit dieser Bemerkung soll übrigens die Analogie nur auf ihre richtigen Grenzen zurückgeführt, nicht aber abgewiesen werden, denn es liegt allerdings in der Natur des menschlichen Geistes begründet, demjenigen Elemente der Wirklichkeit, von welchem wir ausgehen, um dieselbe zu begreifen, auch eine erhöhte Bedeutung und Wichtigkeit beizulegen.

Zweites Kapitel.

Der Kampf um die bevorzugte Stellung.

Der Kampf um das Dasein geht schon in der großen organischen Natur unmittelbar über in den Kampf um die bevorzugte Stellung; allein die Erscheinungen, die wir hier zu betrachten haben, sind doch so eigenthümlich für den Menschen, daß wir mit dem Prinzip der Erzeugung und Vernichtung des physischen Daseins nicht mehr ausreichen, wenn wir ihm nicht eine allgemeinere, auch die geistige Entwicklung der Individuen umfassende Deutung geben. Während Pflanzen und Thiere sich nur um die Behauptung des wärmsten, feuchtesten oder geschütztesten Plätzchens oder der fruchtbarsten Weideplätze streiten und höchstens die Häupter der Heerden in physischem Kampf ihre Rangordnung feststellen, hat der Mensch eine solche Menge verschiedener Rangordnungen, eine solche Anzahl bevorzugter Stellungen aller Art in das System seines gesellschaftlichen Daseins aufgenommen, daß wir hier das Schaffen besonderer, bei den Thieren nur wenig entwickelter Triebe nicht verkennen können. Und, wenn auch eingeräumt werden muß, daß gerade in dieser reich entwickelten Organisation des Zusammenlebens die höhere Natur des Menschen

sich kund gibt, so liegen doch auch ganz unzweifelhaft eben in den großartigen Abstufungen des Wohlbefindens, welche sich mit dieser Organisation verbinden, die schlimmsten Uebelstände, so lange noch die große Masse der Menschheit die ganze Last des Wettbewerbs um das bloße Leben zu tragen hat, während eine bevorzugte Minderheit allein zur glücklichen Entwicklung gelangt.

Das Grundgesetz des Kampfes um das Dasein in der physischen Natur ist das der *Ueberproduktion von Lebenskeimen*, deren große Masse dem Untergang gewidmet ist. Wir finden nunmehr im gesellschaftlichen Leben des Menschen ein ganz analoges Gesetz hinsichtlich derjenigen Eigenschaften, durch welche der Einzelne eine bevorzugte Stellung erwirbt und behauptet: *die Keime der Befähigung und Neigung zu einer leitenden Stellung sind in Massen ausgestreut und die große Mehrzahl derselben ist von der Natur zur Verkümmerung bestimmt.* Der Umstand, daß der Mensch diese Verkümmerung *empfindet*, daß er ein schmerzliches Bewußtsein davon hat, wenn er nur seine niederen Fähigkeiten gebrauchen kann, während die höheren ihn zu einer weiter gehenden Thätigkeit treiben möchten, die ewig versagt bleibt: dieser Umstand beirrt den eisernen Gang der Natur nicht im mindesten. Die Last des gewöhnlichen Kampfes um das Dasein ist es, die sich den aufstrebenden Kräften entgegensetzt; wäre die Sorge um das physische Dasein nicht, so würden die edelsten Eigenschaften in jedem Individuum sich mit derjenigen Vollkommenheit entwickeln können, welche der ihm innewohnenden Anlage entspricht. Unter sich kämpfen die edlern Triebe des Menschen keinen Vernichtungskampf; vielmehr streben sie harmonisch und einander fördernd empor

und ringen mit großer Elastizität nach ihrer Entfaltung; allein die Nöthigung zur gemeinen Arbeit hält die edleren Eigenschaften darnieder unter einem Druck, der um so größer wird, je mehr alle Kräfte auf die Behauptung der bloßen Existenz verwandt werden müssen. Dieser Druck hat also beständig einen Gegendruck: nimm ihn auf irgend eine Weise weg, und es schießen in ungeahnter Fülle Gestalten empor, welche oft die früheren Herrscher und Leiter der Völker in ihren Leistungen weit übertreffen. Verstärke den Druck und alle die herrlichen Talente werden verkümmern, mit dem Bewußtsein, daß sie verkümmern. Der Umstand, daß dieser Sachverhalt bisher so wenig beachtet wurde, verschlimmert das kränkende Bewußtsein der Unterliegenden noch, indem Jeder zu glauben pflegt, daß er allein der Zurückgesetzte, er allein der vom Schicksal Verfolgte sei. Wenn daher ein solcher sich über Mangel an Beförderung beklagt und Andere ihn als einen eitlen Mißvergnügten betrachten, so haben oft in gewissem Sinne beide Theile recht; nur sollte der erstere einsehen, daß der größere Theil seines Vorwurfs die *Natur* und die zur Zeit noch bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen trifft, und die letzteren sollten bedenken, daß in der Regel unter solchen Gefühlen *wirkliche Kräfte* verborgen sind, die sich zugleich als unbefriedigte Triebe darstellen.

Es ist nur ein tief eingewurzelter Irrthum, welcher eine ungerechtfertigte Verherrlichung der Großen und eine bittere Kränkung der Zurückgesetzten in sich schließt, wenn so oft behauptet wird, daß jedes wahre Talent, oder mindestens jedes große Genie sich durch alle Wiederwärtigkeiten des Lebens durcharbeite und endlich sein Ziel mit einer gewissen dämonischen Nothwendigkeit erreiche. Ein umfangreicher Blick ins Leben zeigt uns ein ganz anderes Bild. Hier sind überall Viele

berufen, aber wenige auserwählt. Will man die begünstigenden Umstände und relativ zufälligen Wendungen des Lebens selbst mit in die Rechnung aufnehmen; dann ist freilich kein Zweifel, daß es eine höhere Nothwendigkeit gibt, nach welcher der Eine sich durcharbeitet, der Andere zurückbleibt. Das hat aber gar nichts mit der Wahrheit, auf die wir hinweisen, zu schaffen: daß für jede höhere Stellung im Menschenleben, sei es nun auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, sei es im Staatsdienst oder in der Armee, oder endlich in den Stufenfolgen der Industrie vom einfachen Arbeiter bis zum reichen Fabrikanten — daß es für jede solche Stellung zahlreiche befähigte Bewerber gibt, deren Talente entweder unbekannt bleiben, oder trotz der Anerkennung im Wettbewerb zurückstehen müssen. Wo dies scheinbar nicht so ist, vergißt man die Einwirkung der höheren Stellung auf die Entwicklung der Anlage mit in Anschlag zu ziehen. Man vergleicht die Bewerber mit den Leistungen eines Mannes, der die höhere Stellung schon längere Zeit inne hatte und der nun ersetzt werden soll. Da findet man denn, daß nicht nur eigentlich kein einziger Bewerber etwas taugt, sondern daß auch der so unersetzliche Mann schon in seiner ganzen Person, in seinem ganzen Wesen etwas mehr darstellte, als diese Bewerber. Der Fabrikherr hat vielleicht unter seinen hundert Arbeitern zwanzig, welche das Zeug zu einem tüchtigen Meister in sich haben, aber sie sehen nicht recht darnach aus; würden auch einige Zeit dazu brauchen, um sich einzuarbeiten. Dann will man sich dem Risico einer verfehlten Wahl nicht aussetzen; man nimmt einen Mann, der sich schon anderswo bewährt hat. An dessen Stelle kommt wo möglich wieder ein Bewährter, und so weiter, bis irgendwo die Noth dazu zwingt, mit einem

noch nicht Bewährten den Versuch zu wagen. Unter den zwanzigen, die dann in Frage kommen, wird einer erkoren, und wenn nun nicht Mißgunst, Ungeduld oder andere störende Umstände dazwischen kommen, so geht es in der Regel vortrefflich. Nach einiger Zeit leistet der Mann nicht nur das seinige, sondern seine ganze Persönlichkeit hat auch schon einen andern Habitus angenommen: die bevorzugte Stellung hat sein Wesen in mehrfacher Beziehung vervollkommnet. Der Herr aber, welcher die Wahl zu treffen hatte, vergißt, die für ihn so günstige Natureinrichtung der Ueberproduktion an Talenten zu preisen. Er lobt vielmehr seinen eigenen Scharfsinn, kraft dessen es ihm gelungen sei, unter der großen Zahl derer, die in Frage kamen, genau den einzigen richtigen Mann zu treffen.

Für die ganze Gestaltung der gesellschaftlichen Ordnung ist der Umstand von entscheidender Wichtigkeit, daß es meist einer gewissen Zeit bedarf, bis sich ein Anfänger in irgend eine neue Stellung eingelebt hat. Durch diesen anscheinend geringfügigen Umstand wird die natürliche Zahl der Bewerber um jede Stellung so sehr künstlich vermindert, daß mit Nothwendigkeit eine Ueberschätzung der Leistungen der höher Gestellten nach ihrem Werth für die Gesammtheit daraus hervorgeht. Das ganze System der hierarchischen Gliederung in allen solchen Stufenfolgen wird dadurch in Verbindung mit andern, ebenfalls dahin wirkenden Umständen zu einem fürchterlichen Hemmniß des menschlichen Fortschritts. Da nämlich von Natur — eben wegen Unkenntniß des Gesetzes der Ueberproduktion an Talenten — sehr Viele mit dem Bewußtsein ihrer Leistungsfähigkeit auch die Hoffnung voran zu kommen verbinden, so fehlt es fast niemals an solchen, welche bereit sind, sich die niedrigste

Stellung gefallen zu lassen, wo sie nur eine weite Bahn zu hohen Ehren oder großem Gewinn vor sich sehen. Wie wären sonst z. B. all jene geworbenen Kriegsheere möglich gewesen, welche von den ältesten Zeiten an den Fluch der Menschheit gebildet haben?

In der Industrie tritt freilich diese hierarchische Gliederung am wenigsten klar hervor, weil hier über der ganzen Aristokratie der bloßen Arbeit sich mit einer furchtbaren Uebermacht die Aristokratie des Kapitals erhebt. Wir brauchen uns daher nicht zu wundern, wenn in manchen Fabriken die Meister nicht viel besser gestellt sind, als die gewöhnlichen Arbeiter, und wenn schließlich selbst der Faktor oder Dirigent, welcher den ganzen Betrieb leitet, neben dem Eigenthümer nur eine sehr gedrückte Stellung einnimmt. Da jedoch, wie wir später sehen werden, eine mit dem größten Nachdruck von allen Seiten empfohlene Lösung der Arbeiterfrage wesentlich darauf hinausläuft, den Arbeitern im günstigsten Falle für das Emporsteigen zur Unternehmerstellung die Bahn frei zu machen, so ist es gewiß nicht umsonst, wenn wir hier die Ueberproduktion der Fähigkeiten mit demselben Ernst ins Auge fassen, wie im vorigen Kapitel die Ueberproduktion von Lebenskeimen. Ist es nämlich an sich schon unrichtig, das Aufsteigen in die Rolle des Kapitalisten und Unternehmers als eine bloße Fortsetzung der aufsteigenden Laufbahn eines geschickten Arbeiters zu betrachten, so wird das Ungenügende jener Lösung doch noch weit greller beleuchtet durch die Thatsache, daß neben jeder zur Entwicklung gelangenden Fähigkeit zahlreiche andere liegen, welchen diese Begünstigung nicht zu Theil wird.

Wie wir aber durch diese Erkenntniß geneigter werden müssen, uns der Zurückbleibenden, Verkümmernden, mit andern

Mitteln als bloßer Gewerbefreiheit und Freizügigkeit anzunehmen, so werden wir durch sie auch am sichersten vor sklavischer Vergötterung der Großen und Vornehmen bewahrt werden. Man hat beobachtet, daß die Bienen durch verändertes Futter aus den Larven der gewöhnlichen Arbeitsbienen sich willkürlich Königinnen ziehen können. Wenn sich herausstellt, daß der Mensch auf geistigem Gebiete derselben Entwicklung durch vervollkommnete geistige Nahrung fähig ist, so wird die Ueberschätzung der glänzenden Figuren, die sich auf der Bühne der großen Welt begegnen, abnehmen, und es wird deutlich erkannt werden, daß dem Ruf nach Gleichheit eine tiefe und dauernde Berechtigung zu Grunde liegt. Zwar wird auch die idealste Auffassung der zukünftigen Gestaltung der Menschheit niemals eine vollständige innerliche und äußerliche Gleichheit herstellen dürfen. Liegt doch gerade in der Ausbildung besonderer Talente für besondere Leistungen, in der Theilung der Arbeit auf geistigem Gebiet, ein hoher Vorzug, den die Vernunft dem Menschen einräumt. Allein bei aller quantitativen und qualitativen Verschiedenheit der Entwicklung wird man doch ein gemeinsames Wesen in allen Menschen viel sicherer und aufrichtiger anerkennen, als es in allgemeinen Sätzen jemals geschehen kann; und, was die praktische Folge davon ist, man wird sich hüten, den nothwendigen, durch die höheren Verrichtungen bedingten Unterschied in der Stellung der Individuen durch künstliche Mittel zu einem Grad hinaufzuschrauben, bei welchem die Gleichheit des einen menschlichen Wesens ganz und gar verdunkelt wird. Allerdings wird die Beseitigung aller erblichen oder vom Kapitalbesitz abhängigen festen Schranken zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft mit zu den ersten Erfordernissen eines bessern Zustandes gehören; allein die

eigentliche Lösung kann doch nur darin bestehen, daß die Ungleichheiten selbst auf das Maß dessen zurückgeführt werden, was die Harmonie des Gesammtlebens erfordert. Bei den alten Athenern beliefen sich die Diäten eines diplomatischen Gesandten etwa auf das Doppelte des Taglohnes. Unsere heutigen Gesandten brauchen den hundertfachen Tagelohn des eigentlichen Arbeiters und ähnliche Verhältnisse kehren allenthalben wieder. Wenn man bedenkt, daß der ganze Verbrauch dieser hohen Stellungen, ebenso wie der Verbrauch des Luxus, in letzter Linie immer darauf hinausläuft, daß eine große Anzahl von Händen nicht für die nothwendigen Bedürfnisse Aller arbeitet, sondern für die Erhebung eines Einzelnen über den Standpunkt seiner Mitmenschen, so sieht man leicht, daß eine Weltwende in Beziehung auf den Kampf um das Dasein für's Erste gar nicht denkbar ist, ohne eine bedeutende Reduktion aller dieser Ungleichheiten. In ihnen ist — von einem höhern Standpunkt betrachtet — gleichsam das Kapital angesammelt, von welchem die Völker bis zur Rentabilität neuer Einrichtungen zehren können; denn die Gewöhnung unsrer arbeitenden Welt, eine ungeheure Arbeitslast zu bewältigen und nur wenig Zeit dem Genuß und der Selbstvervollkommnung zu widmen, wird noch lange Zeit nachwirken, wenn einmal eine veränderte Gesetzgebung und andere Sitten begonnen haben, im allmälig ausgleichenden Sinne zu wirken, statt im differenzirenden.

Hier tritt uns denn aber die Frage entgegen, ob es überhaupt je möglich sein werde, die differenzirende Wirkung der bürgerlichen Einrichtungen ohne permanente Gewaltthat in eine mäßig ausgleichende zu verwandeln; ob nicht vielmehr dasselbe Naturgesetz, welches uns den Kampf um das Dasein aufnöthigt, auch dahin wirke, den bevorzugten Klassen ein

stets wachsendes Uebergewicht zu verleihen, bis endlich eine völlige Spaltung in eine höhere und niedere Rasse als Resultat dieser Differenzirung hervortritt. Die Analogie der ganzen organischen Welt scheint für die letztere Annahme zu sprechen. Wir haben unsere Betrachtungen gleich beim Eingang des ersten Kapitels an Darwins großartigen Ueberblick des Kampfes der Organismen angeknüpft. Dieser Kampf der Organismen ist bei Darwin nur ein Theil der Lehre von der Entstehung der Arten[1]. Ein nicht minder bedeutungsvoller Satz des großen Naturkundigen läuft darauf hinaus, daß die während des Lebens erworbenen Eigenschaften durch die Fortpflanzung theilweise auf die Nachkommen übergehen. Wo sich nun gleiche Eigenschaften in mehreren Generationen gesellen, entsteht ein immer bestimmterer neuer Charakter; dieser kann sich zu einer Rasse, Spielart, oder zu einer vollständig neuen Art ausprägen, indem er im Verlauf der Jahrtausende unmerklich mehr und mehr sich den Verhältnissen anpaßt. Alles Unzweckmäßige, alle Zwischenstufen werden durch den Kampf um das Dasein vertilgt, und das Vollkommenere oder den Verhältnissen der Existenz besser Angemessene behauptet das Feld. Wenn diese Anschauung richtig ist, so können sich nicht nur unsere jetzigen Menschenrassen aus einer gemeinsamen Urform allmälig abgezweigt haben, sondern es muß auch die Bildung neuer und namentlich höherer Rassen noch fort und fort möglich sein. In jeder Absonderung einer Adels-Genossenschaft, welche sich nur unter sich fortpflanzt, liegt somit der Keim zur Bildung einer neuen, die Erde beherrschende Rasse, welche im Lauf der Jahrtausende die Abkömmlinge der Menschheit in die Rolle untergeordneter Wesen herabdrücken könnte — eine Rolle, die sich durch langen Sklavenzustand gewiß zuletzt

auch im Aeußern und in der ganzen geistigen und leiblichen Befähigung der verschiedenen Rassen ausprägen würde. Es ist nicht zu leugnen, daß wir einen bedeutenden Anfang dieser Wirkungen in der Geschichte in vielen großen und deutlich sprechenden Erscheinungen vor uns haben. Die verschiedenen Kasten in Indien stammen wohl theilweise von ursprünglich verschiedenen Volksstämmen ab; mehrere aber sind nur durch die verschiedene Stellung in der Gesellschaft allmälig in ihrem ganzen Wesen so verschieden geworden, wie wir sie jetzt vor uns sehen, und auch die unterdrückten Abkömmlinge der Urbewohner sind ohne Zweifel in einem durch Jahrhunderte vererbten Zustande der Entwürdigung physisch und geistig gesunken. Der Adel zeichnete sich in mehreren Epochen der Geschichte nicht nur durch ein anerzogenes vornehmes Wesen, sondern auch durch angeborne, namentlich physische Vorzüge aus. Wie aber diese Vorzüge zusammenhängen mit besserer Nahrung, körperlicher Uebung, Muße und Entfaltung der Kräfte in ernstem Kampf oder heiterem Spiel, so ist es anderseits auch keinem Zweifel unterworfen, daß einförmige und anstrengende Arbeit oder mühsame und schwierige Kunstübung ihren bleibenden Einfluß auf das Individuum ausüben; daß die Folgen dieser Einflüsse sich vererben und daß so durch die Verbindung von Erziehung und Vererbung sich allmälig immer bestimmtere Typen von Arbeiterklassen ausbilden. In jeder weit getriebenen Theilung der Arbeit steckt der Keim zur Kastenbildung, und wenn wir in die ältern Perioden der Geschichte zurückgehen, so finden wir allenthalben eine starke Neigung zur Vererbung der Handwerke und Künste und hinwiederum zur Erstarrung der bloß gewohnheitsmäßigen Vererbung zu einer festen gesetzlichen Schranke. Durch diese kastenmäßige Theilung der Arbeit bildeten sich einerseits Fähig-

keiten aus, ohne welche die fast unglaublichen Leistungen mancher Arbeitszweige bei den so äußerst geringen technischen Hülfsmitteln des Alterthums kaum zu erklären sein würden; anderseits aber gieng jede solche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbende Spezialisirung der menschlichen Anlagen stets mit einer Verkümmerung Hand in Hand, unter welcher das allgemeine Wesen des Menschen und namentlich seine Anlage zur Vernunft und Freiheit leiden mußte. Ist doch schon die Vielseitigkeit der Anlagen und Triebe selbst ein unterscheidendes Zeichen der menschlichen Spezies gegenüber den mit einseitigeren Neigungen und Fähigkeiten begabten Thieren, und weder das kunstvolle Netz der Spinne, noch der kluge Zellenbau der Biene können uns irgend ein Vorbild geben, das mit der höchsten Bestimmung unseres Geschlechtes etwas zu schaffen hätte.

Wäre nicht das Gegengewicht unseres Strebens zur Vernunft und Freiheit da, welches stets wieder aus dem Besondern zum Allgemeinen, aus dem bloßen Dienen zum Beherrschen der Natur und der Verhältnisse führt, so wäre an und für sich durchaus nicht abzusehen, warum nicht das Gesetz der „natürlichen Züchtung" („natural selection") auch die Menschheit im Durchgang durch das Kastenwesen allmälig wieder in verschiedene niedere und höhere Spezies trennen sollte, von denen die erstern aus den Arbeitern, die letztern aus den bevorzugten Klassen hervorgiengen. Statt dessen sehen wir, wie alle Anfänge zur Herausbildung einer höhern Menschenrasse früher oder später schmählich zu Grunde gehen. Entweder werden die Adelsstämme in plötzlicher Katastrophe ausgerottet, oder sie verschwinden wieder allmälig in der Masse, oder die Geschichte schreitet über das ganze Volk hinweg, welches in dieser Weise getheilt ist. Die Existenz bevorzugter Volks-

klassen hat sich bisher noch durch alle Zeiten hindurch erhalten; die Vererbung hat dabei stets eine bedeutende Rolle gespielt; das Prinzip, nach welchem sich in diesem Falle die Ungleichheit immer mehr steigern müßte, ist in den Naturgesetzen, denen im Allgemeinen auch das Menschengeschlecht unterliegt, mit Händen zu greifen, und dennoch haben alle jene Bildungen keinen Bestand: es ist, als ob eine unsichtbare Macht im Interesse der Einheit des Menschengeschlechtes ihnen ihre Grenze zöge, die sie vergeblich zu überschreiten trachten. Ja, es ist sogar in der Menschheit eher die entgegengesetzte Bewegung bemerkbar, nach welcher theils durch die Hebung, theils durch die Vernichtung der schwächern Rassen sich eine immer größere Gleichheit des ganzen Geschlechtes anbahnt. Es gehört nicht hieher, auszuführen, daß auch in der allgemeinen Natur diese reduzirende Bewegung, welche Darwin in seiner genialen Theorie nicht genug beachtet hat, neben der differenzirenden eine bedeutende Rolle spielt. Wir nehmen daraus nur einen Grund mehr, um anzunehmen, daß es auch für die Zukunft zu einer definitiven Spaltung der Menschheit nicht kommen werde, obwohl gerade aus dem Gegensatz von Kapital und Arbeit sich eine gefährlichere Adelsbildung entwickeln könnte, als irgend eine frühere.

Denn da die Vererbung von Besitz und Rechten beim Menschen eine ungleich größere Rolle spielt, als die unmittelbare Vererbung leiblicher und geistiger Eigenschaften; da ferner ein vererbtes Kapital dazu verwendet werden kann, in den Nachkommen der Besitzer durch die Erziehung, durch Bildungsmittel im weitesten Sinne einen höhern Sinn zu wecken, ritterliche Eigenschaften zu pflegen, die Intelligenz und den guten Geschmack zu steigern: so hat die höhere Bourgeoisie

durch ihre beispiellose Uebermacht des Kapitalbesitzes allem Anschein nach die Mittel in Händen, aus ihrem Schooße einen weltbeherrschenden Adel zu schaffen, allein glücklicher Weise zeigt sie nicht die mindeste Neigung dazu. Wie der mittelalterliche Adel, dessen Ueberreste noch in der Gegenwart eine so bedeutende Rolle spielen, durchaus nicht zu bewegen war, von dem Prinzip der physischen Vorzüge, durch die er seine Stellung gewonnen hatte, abzulassen und sich durch intellektuellen Fortschritt die Herrschaft auch unter veränderten Zeitverhältnissen zu sichern, so geht die Geldaristokratie mit verhältnißmäßig seltenen Ausnahmen von dem Prinzip des bloßen Erwerbs nicht ab. Sie begnügt sich leicht mit einem äußeren Anstrich von Bildung, geräth dabei oft in das Fratzenhafte, verachtet das Einfache und Edle, versäumt es, in ihrer Nachkommenschaft vor allen Dingen männlichen Muth und Erhabenheit über den Wechsel äußerer Geschicke zu erzeugen, und so bleibt ihre vermeintlich so unüberwindliche Geldmacht ein Koloß auf thönernen Füßen.

Weit drohender scheint die Gefahr, daß die Arbeiter der Industrie unter der Herrschaft des Kapitals zu einer physisch und geistig untergeordneten Rasse herabsinken möchten. Wenn man sieht, unter welchen beständigen Kämpfen im Musterland industrieller Entwicklung, in England, die Anforderungen der Menschlichkeit gegenüber den Anforderungen der industriellen Ausbeutung der Arbeitskraft sich behaupten mußten; wie das Kapital in seiner Gier nach billiger, bequem verwendbarer Arbeitskraft immer und immer wieder sich der Frauen und Kinder zu bemächtigen suchte, um aus den schwächsten Wesen das größte Uebermaß physischer Arbeitskraft herauszupressen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß ohne den muthigen Widerstand zahlreicher Aerzte, Staatsmänner

und Menschenfreunde aller Stände hier in der That eine bleibende Degeneration der Menschenrasse hätte erzeugt werden müssen, aus dem einfachen Grunde, weil die Existenzbedingungen der Baumwollspinnerei für degenerirte Wesen relativ günstiger sind, als für voll und gesund entwickelte Menschen[3]. Hatte doch in den Vereinigten Staaten die Verbindung unserer modernen Berechnung mit dem antiken Institut der Sklaverei schon einen förmlichen volkswirthschaftlichen Lehrsatz daraus gemacht, daß der „schnellere Umtrieb" der Negerleben vortheilhafter sei, als der langsamere; d. h. daß es am zweckmäßigsten sei, die Neger — die man doch kaufen mußte — durch Erpressung übermenschlicher Arbeitsleistung schnell zu Grunde zu richten und aus dem erzielten Gewinn das Kapital zu ersetzen, d. h. neue, noch nicht durch die tödtliche Anstrengung ruinirte Neger anzukaufen. Warum hätte es nicht ohne das Gegengewicht der Menschlichkeit in dem krüppelbedürftigen England allmälig dahin kommen sollen, nach dem Prinzip der „natural selection" auch eine Generation von verkrüppelten Menschen zu erzeugen? Die Anfänge dazu ließen sich hundertfach nachweisen, allein bisher ist solchen Anfängen noch immer über kurz oder lang Einhalt gethan worden.

Es bedarf kaum eines Beweises, daß die letzte Konsequenz jener rein materialistischen Volkswirthschaft[4], die sich heutzutage unter dem beschönigenden Namen der Freihandelslehre so breit macht, auf nichts Anderes hinausläuft, als auf die Beseitigung aller Schranken, welche die Menschlichkeit dem Differenzirungsprozeß noch entgegensetzt. Bei scheinbar unbegrenztem Liberalismus hält diese Lehre mit einem jeder Religionsverfolgung würdigen Fanatismus an der einen großen Schranke fest, welche heutzutage in einem Lande mit völlig

okkupirtem Boden der bloße Besitz vom Kapital zwischen einer herrschenden und einer dienenden Klasse festsetzt. Da aber alle andern Schranken, welche Zunftzwang, Gewerbegesetze, Schutzzoll u. s. w. bilden konnten, vor allen Dingen auch Schranken für die volle Entfaltung der Kapitalmacht sind, so kann der Freund der letzteren sich leicht den Schein des Liberalismus geben, während er in der That für die größere Abhängigkeit des Arbeiters vom Kapitalisten thätig ist. Um die wahre Tendenz jener Volkswirthschaft zu erkennen, muß man sehen, wie sie die Gesetze zum Schutze der Frauen und Kinder in den Fabriken mit derselben Leidenschaft angreift und theilweise mit denselben Gründen bekämpft, wie den Zunftzwang oder den Schutzzoll. Es ist ein bleibendes Verdienst von Karl Marx[5], dieser heuchlerischen Tendenz der herrschenden Volkswirthschaftslehre die Maske abgerissen und mit aktenmäßigen Beweisen gezeigt zu haben, wie sie überall unter der Firma der Freiheit nur die Unterjochung und Ausbeutung anstrebt und jedes Gebot der Humanität, selbst die scheinbar klarsten Staatsgesetze, durchbricht oder umgeht, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Wenn wir trotzdem uns der Erkenntniß nicht entziehen können, daß jene Volkswirthschaftslehre ebenso wie die ihr entsprechende kapitalistische Produktionsweise ihre relative Berechtigung gehabt hat und theilweise noch jetzt hat, daß es ein verhängnißvoller Fehler und eine vergebliche Thorheit sein würde, heutzutage die kümmerlichen Reste der mittelalterlichen Formen der Arbeit noch aufrecht erhalten zu wollen, so leitet uns dabei vor allen Dingen der einfache Gedanke, das neue, vernunftgemäße und der gegenwärtigen Reife des menschlichen Geschlechtes entsprechende Formen des bürgerlichen Verkehrs und der gesellschaftlichen Arbeit sich nicht ohne einen solchen Durchgangspunkt durch eine Zeit des

industriellen Faustrechts entwickeln konnten. Es leitet uns nicht minder die klare Einsicht in die Uebelstände und Härten, mit welchen auch die ehemaligen Einrichtungen der Arbeitstheilung verbunden waren, und in die Verschlimmerung ihrer Uebel, die Abnahme ihrer Vortheile mit dem historischen Verfall, dem sie unter veränderten Zeitverhältnissen unterworfen waren. Endlich sehen wir ja aber auch bereits, wie alle Anfänge einer neuen Zeit, sei es nun, daß wir sie suchen in den Schöpfungen eines freien Genossenschaftswesens, sei es, daß wir sie hoffen von der Durchführung großer sozialpolitischer Reformen, ihren wahren Boden in denjenigen Zuständen haben, welche die kapitalistische Produktionsweise erzeugt hat. Wie diese alle andern Schranken einer einzigen großen Schranke — der des Kapitalbesitzes — geopfert hat, so sammeln sich auch ihr gegenüber alle Bestrebungen der Abhülfe in die einzige große Tendenz, diese letzte Schranke der menschlichen Gleichheit zu durchbrechen und dadurch den Kampf um die bevorzugte Stellung auf die Bedeutung eines freien Spieles der ihre Bethätigung suchenden menschlichen Kräfte zu beschränken. Und eben deßhalb, weil die furchtbare Wirkung jener einzigen großen Schranke wesentlich auf ihrer elastischen, scheinbar verschwimmenden Natur beruht, auf dem Umstande, daß sie überall und nirgends ist, im Einzelnen oft unfaßbar, im Ganzen allmächtig: eben deßhalb sehen wir uns genöthigt, die Basis unserer Reformbestrebungen aus den tiefsten Tiefen der menschlichen Natur heraufzuholen, nachdem wir die Quelle des Uebels bis in die allgemeinen Entwicklungsgesetze aller organischen Wesen verfolgt haben.

Betrachtet man den Gang der Geschichte mit Rücksicht auf die allmälige Hervorbildung des Vollkommneren aus dem Unvollkommenen, so sieht man, wie der Kampf um die be-

vorzugte Stellung, gleich dem Kampf um das Dasein, von dem er ja nur eine, besonderer Betrachtung würdige Seite ist, um so rohere und schroffere Formen gehabt hat, je weiter wir zurückgehen, und daß er zu allen Zeiten zum Fortschritt der Menschheit beigetragen hat, jedoch nur unter furchtbaren Opfern, deren Verantwortung wir froh sind, der unbewußt waltenden Natur überlassen zu können. Die schroffste Form der bevorzugten Stellung, das Verhältniß des Herrn zum Sklaven, ist zugleich die älteste, und wir sehen nicht nur, wie im Alterthum die vollendetste Kultur unter den bevorzugten Klassen aus dem scheußlichen Boden der Sklaverei emporsteigt, sondern wir können uns sogar ernsthaft fragen, ob wir nicht die Sklaverei als den eigentlichen Anfangspunkt der höheren geistigen Entwicklung unseres Geschlechtes bis in die fabelhaften Anfänge jeder Kultur zurückschieben müssen. Unser Gefühl sträubt sich dagegen, in solcher Weise das Gute aus dem Schlimmen hervorgehen zu lassen; allein die Wahrheit hat oft ein Gesicht, das uns nicht gefällt. Das Schlimme ist deßhalb nicht weniger schlimm und hassenswerth, weil aus ihm Gutes hervorgegangen ist und so wenig wir für die Gegenwart und Zukunft mit Schändlichkeiten kapituliren dürfen, weil sie etwa auch gute Folgen haben könnten; ebensowenig dürfen wir uns anderseits um eines Vorurtheils willen einer Anschauung der Dinge entziehen, auf die wir durch wichtige Gründe geführt werden.

Die Volkswirthschaft läßt hergebrachter Weise die Kultur mit dem „Urjäger" oder „Urfischer" beginnen, der durch einen Zufall oder ein klug ersonnenes Instrument, oder durch größere Kraft und Geschicklichkeit mehr Vorräthe erworben hat, als er braucht, und nun einen Theil derselben einem Andern, der Mangel hat, gegen gewisse Dienstleistungen abgibt. Der erste

Mann in bevorzugter Stellung wäre sonach bereits ein Kapitalist. Weit einfacher und den Zuständen roher Urvölker angemessener ist die Annahme, daß statt des Urjägers und Urfischers ein frecher Räuber — oder, was dasselbe sagen will, Eroberer — die mit Gewalt Unterworfenen gegen Schonung ihres Lebens als Sklaven für sich arbeiten ließ. Der Räuber, von der unmittelbaren Noth und Sorge um das tägliche Brod durch seine Sklaven befreit, erhält Muße, Körper und Geist zu bilden und sich in seiner bevorzugten Stellung zu einem in mancher Beziehung veredelten Wesen heranzubilden. Es wird auf diese Weise ein Bildungsgrad möglich, der unter den gleichen Verhältnissen auf keine andere Art zu erzielen ist. Aus solchen veredelten menschlichen Raubthieren scheinen sich die Adels- und Fürstengeschlechter aller Zeiten und Völker herausgebildet zu haben. Diese „edlen Geschlechter" aber, so verhaßt uns ihr Ursprung sein mag, sind eben doch die wichtigsten Träger der Kulturen geworden und in mancher Beziehung sogar der moralischen Kultur; denn erst in der sorgenfreien und bevorzugten Existenz scheinen sich jene Züge von Großmuth, Ritterlichkeit, aufopfernder Tapferkeit und stolzer Offenheit entwickelt zu haben, welche unter günstigeren Verhältnissen zum Gemeingut aller besseren Menschen geworden sind. Daß dabei die demoralisirenden Wirkungen der Sklaverei — nicht nur auf die Sklaven, sondern auch auf die Herren — sich ebenfalls geltend machen und in gewissen Kulturperioden das Uebergewicht erlangen, ist durchaus nicht zu verwundern, da die menschliche Natur mannigfaltig genug ist, um sehr verschiedenartigen Strömungen des Guten und Schlimmen gleichzeitig Raum zu geben. Wenn wir dann ferner sehen, wie gerade die Freiheit das Wesen des Menschen erst zur höchsten Vollkommenheit bringt, so haben

wir darin wohl einen Wink für die Zukunft und eine Richtschnur unseres Strebens in der Gegenwart, aber keine Widerlegung unsrer Anschauung von der Vergangenheit, da eben bei den roheren Formen des Kampfes um das Dasein fast nur den bevorzugten Herren ein Hauch von Freiheit zu Theil werden konnte.

Eines wird man bei der Beurtheilung der Vergangenheit im Auge behalten müssen: daß die Menschheit niemals jenen idealen Urzustand der Gleichheit und Glücklichkeit Aller, von dem die Dichter singen, gehabt hat, und daß sie ihn auch niemals haben konnte, weil sie dem Gesetz des Kampfes um das Dasein um so stärker unterworfen war, je weiter wir zurückgehen. Die Hervorbringung bevorzugter Stände war also, wo diese nicht gar zu übermächtig und übermüthig wurden, vom Standpunkt der Menschheit betrachtet, nur ein mäßiges Opfer, weil das Leben, welches die Tyrannen vernichteten, sonst auf anderm Wege wäre vernichtet worden. Für dieses Opfer, welches freilich in der Zermalmung des Einzelnen uns seine schreckliche Seite zeigt, gewann die Menschheit nun gleichsam Muster und Vorbilder, nach denen sie ringen und streben konnte. Gewiß hätten wir keine geistige Entwicklung ohne Dichtkunst, aber auch kaum eine entwickelte Dichtkunst ohne bevorzugte Helden und Heldengeschlechter. Wir hätten keine Wissenschaft, wenn nicht bevorzugte Stellungen die Denker hätten frei werden und reifen lassen. Diejenigen aber, welche deßhalb glauben, es möge dabei gut sein, daß immer das eigentlich Menschliche nur in den Bevorzugten zum Ausdruck gelange, sind im Irrthum; denn die Massen wollen das nicht mehr zugeben, und dieser keimende Wille beweist ihre beginnende Reife für eine höhere Form des Daseins. Die bevorzugten selbst aber können mit dem Wachsen mensch-

licher Sympathie ihre Stellung nicht mehr mit der alten Unbefangenheit einnehmen. Auch liegt der Umsturz des alten Prinzips in den Grundgedanken des Christenthums, die bestimmt scheinen, erst mit dem Zerbrechen der alten kirchlichen Formen sich unter den Völkern in ihrem wahren Sinn lebenskräftig zu verbreiten. Die Verweisung auf das Jenseits ist eine Verheißung, ein Gleichniß, ein Glaubensartikel; die Vollendung im Fleisch ist die Erfüllung, die Auslegung, das Schauen. Wann wird den Armen in diesem Sinne die frohe Botschaft verkündet?

Der Widerspruch, welcher darin zu liegen scheint, daß wir das Opfer ganzer Generationen zu Gunsten Weniger einerseits als eine geschichtliche Nothwendigkeit anerkennen, anderseits aber als den Fluch der Menschheit und als das eine große Uebel betrachten, von dem unser Geschlecht erlöst werden soll und muß — dieser Widerspruch enthält nichts Unlogisches, sondern er ist vielmehr nur das reine Spiegelbild des ewigen Gegensatzes von Natur und Geist, von objektivem Erkennen und sittlichem Wollen. Aus der Unvernunft des überlieferten Daseins ringt das vernünftige Ideale sich los und niemals, so lange wir sittliche Wesen sein wollen, dürfen wir auf den Anspruch verzichten, daß heute der Tag ist, an welchem ein neues Leben beginnt, für das Individuum wie für die Menschheit. Blicken wir in die Vergangenheit zurück, so zeigt sich in jenen furchtbaren Opfern unverkennbar eine gewisse Zweckmäßigkeit; doch nicht jene menschlich umsichtig berechende, die uns geläufig ist, sondern immer wieder jener riesenhafte und erbarmungslose Mechanismus, welcher durch Schaffen und wieder Vertilgen im langsamen Gang der Aeonen sich seinem Ziel unter dem Aechzen der Kreatur entgegenwälzt. Unserer Vernunft wollen tausend einfachere,

bessere Wege sich aufdrängen; aber vergessen wir nicht, daß unsere Vernunft eben selbst nur ein Produkt dieser unendlichen Arbeit ist. Daher ist es ein eitles Bestreben, wenn die Vernunft sich rückwärts wendet, um den Weltplan zu kritisiren und ihre eigenen Vorbedingungen zu richten; aber vorwärts liegt ihr Recht: denn dazu ist sie in die Welt geboren und zum Durchbruch gekommen, damit fortab die höhere Gestaltung der Gesellschaft — ja der ganzen Natur, so weit die Mittel des Menschen reichen, ins Leben treten möge. Stören wir uns deßhalb nicht an die Kleinmeister, die auf die Geschichte hinweisen und uns altklug noch einmal predigen, was wir uns längst an den Kinderschuhen abgetreten haben: daß zu allen Zeiten Adel und Reichthum und Stände gewesen, daß die Masse immer nur zum Beten und Arbeiten, zum Dulden und Gehorchen dagewesen, daß Vernunft und Gerechtigkeit immer bloß Ideale gewesen, und daß alle Idealisten, Plato mit seinem Vernunftstaat an der Spitze, stets in der Praxis schmählich Schiffbruch gelitten hätten! Wir verstehen die Geschichte besser als diese Kleinmeister; denn wir wissen, daß das tausendfältige Mißlingen dessen, das endlich doch werden soll, nur jenen wohlbekannten Grundzug des Schaffens und Vernichtens in einer besonderen Form seiner Erscheinung darstellt. Wir wissen aber auch, daß alles Große in der Geschichte stets von Trägern einer Idee ausging, die weit über die bisherige Erfahrung hinausgriff. Wir wissen, daß auch das Ringen der Vorzeit nicht verloren ist, und daß wir uns auch im schlimmsten Falle mit unserm Eifer für eine bessere Zukunft der Menschheit einer würdigen Reihe von Vorgängern anschließen und glücklichere Nachfolger haben werden. Wir wissen aber endlich auch, daß niemals, nie, seit den Anfängen der Geschichte, die Gesammtheit der geistigen

und materiellen Bedingungen des Völkerlebens eine so große innere Umwandlung unter der schwachen Hülle der bestehenden Formen erlitten hat, als in den letzten hundert Jahren. Daß früher oder später diese Umwandlung der Geister sich auch ihr Recht in den Gestaltungen des Lebens erringen wird, ist außer Zweifel und wir können daher getrost von der Zuversicht ausgehen, daß wir in einer Epoche leben, welche mehr als irgend eine bisherige dazu angethan ist, unserm Ideal eine gewisse Geltung im Leben zu erkämpfen.

Dieser Charakter unserer Zeit verräth uns denn auch deutlich, worin die entscheidende Antwort liegt auf die Frage, ob nicht zufolge eines unerbittlichen Naturgesetzes der Gang der Differenzirung unaufhaltsam fortschreiten müsse. Dieses Naturgesetz ist vorhanden und wird auf jeder Stufe der menschlichen Entwicklung und unter allen Umständen streben, sich geltend zu machen; allein seine Wirkungen werden theils modifizirt, theils geradezu aufgehoben und durch entgegengesetzte verdrängt kraft eines andern Naturgesetzes, welches aus dem sympathischen Zusammenleben der Menschen den Gedanken der Gleichheit und des solidarischen Fortschritts erwachsen läßt. Wie ein Kahn gleichzeitig von der Strömung abwärts gerissen, aber von kräftigem Ruderschlag aufwärts getrieben, in der Erscheinung nur derjenigen Kraft folgt, welche gerade das Uebergewicht hat, während in der That stets beide Kräfte nach unwandelbaren Naturgesetzen auf ihn einwirken: so steht der Mensch in dem gleichmäßig und stetig wirkenden Strom der natürlichen Differenzirung, aber gleichzeitig unter dem Einfluß des Gedankens der Einheit und Gleichheit. Jener mehr unbewußt wirkende Zug der Natur, den der Mensch mit dem Thierreich, ja mit der ganzen organischen Welt gemeinsam hat, erlangt in allen längeren Ruheperioden das Uebergewicht, bis

der Gedanke der höheren Aufgabe des Menschengeschlechtes plötzlich mit kräftigerem Schlage eingreift und, den trägen Zug des Stromes überwindend, die Menschheit auf's Neue ihrem ewigen Ziel entgegentreibt. Beide Wirkungen, die bewußtere, wie die unbewußtere, stehen unter unwandelbaren Naturgesetzen, welche das geistige Dasein des Menschen gleich dem physischen bestimmen, so jedoch, daß die Gesetze des bewußten Geistes in ihren Wirkungen im Lauf der Geschichte mehr und mehr das Uebergewicht erlangen und den Menschen eine Bahn führen, welche sich von der aller andern Naturwesen durch den Triumph des Gedankens unterscheidet.

Ob der Sieg der Vernunft und Gerechtigkeit über die thierische Natur jemals ein so gleichmäßiger und beständiger wird, daß die Differenzirung dadurch schon im Entstehen überwunden wird, können wir nicht wissen. Bis jetzt macht sich diese Auflehnung des höheren Naturtriebes gegen den niedern nur stoßweise geltend. Periodisch nimmt die Gewalt des idealen Strebens zu und ab, wie Ebbe und Fluth, und die Springfluthen in diesem Wechsel sind die Revolutionen in der Geschichte. Beiderlei Perioden dienen dem Fortschritt, aber auf sehr verschiedene Weise. Zu Zeiten, wo der bewußte Gedanke unserer höheren Bestimmung schlummert, schreitet die Menschheit nicht anders fort, als die organische Welt im großen Ganzen; nur schneller und sichtbarer. Das Prinzip bleibt das Gleiche: die Differenzirung erzeugt gewisse Spitzen der Kultur und des Wohlseins, welche der Kampf um die bevorzugte Stellung auf eine höhere Stufe erhoben hat. Was zurückbleibt, paßt sich der niedern Stellung in kastenmäßiger Unterordnung an oder verkümmert. Die Theilung der Arbeit hebt im Kampf um das Dasein jede einzelne Leistung auf die höchste Stufe und läßt mancherlei Kunsttriebe und Fertigkeiten

hervortreten. Was sich an seiner Stelle nicht behaupten kann, wird vernichtet; der Starke siegt, der Schwache geht unter und die Kraft und die Leistungsfähigkeit des Geschlechtes wird dadurch allmälig gehoben, da sich ja auch die erworbenen Fähigkeiten theilweise vererben. Da jedoch durch den in der Gesellschaft waltenden Zusammenhang die zurückgebliebenen Klassen nicht nur in eine niedere, sondern auch in eine dienende Stellung herabgedrückt werden — ein Verhältniß, welches im Thierreich nur sehr vereinzelt auftritt, so wird die Differenzirung einerseits sehr rasch gefördert, anderseits aber früher oder später wieder von dem erwachenden Gefühl der Gleichartigkeit gebrochen. In diesen letzteren Perioden ist der Fortschritt der Menschheit ganz anderer Natur. Der allgemeine Wohlstand wird oft vorübergehend geopfert; in den großartigsten Katastrophen, wie beim Untergang der alten griechischen und römischen Welt, scheint das ganze Resultat einer langen Kulturperiode unterzugehen, während doch der Grund zu einem neuen und höheren Dasein der Menschheit gelegt wird. Unterdrückte Klassen der Menschheit ringen sich, bald im geistigen, bald im physischen Kampfe, mächtig empor; die herrschenden Klassen verlieren die starre Sicherheit der gewohnten Herrschaft. Edle Männer, von ihren Standesgenossen verflucht, reichen den Unterdrückten die Hand; in den Tyrannen regt sich das Gewissen und lähmt ihre Thatkraft. Die Ahnung einer neuen Zeit durchdringt alle Gemüther; der Kampf weckt neue und ungeahnte Kräfte; die Noth bricht den materiellen Sinn und der kritische Zustand der ganzen Gesellschaft zwingt zu kühneren Versuchen. Im Ganzen sind solche Perioden stets mit einem Erwachen des Geistes, mit einem Aufschwung des Höchsten und Edelsten im Menschen verbunden, und auch da,

wo sie scheinbar bloß nivelliren, heben sie in der That die Gesammtheit auf eine höhere Stufe.

Wir wollen nicht behaupten, daß sich ein solcher Durchbruch der Vernunft und des menschlichen Gemeinsinns stets in einer siegreichen und deutlich erkennbaren Sozialrevolution darstellen müsse. Der Sieg des Geistes geht oft den Weg äußern Unterliegens und im Gang der Geschichte drängt sich immer eine Fülle fremden Stoffes um den Kern jeder Bewegung zusammen. Anderseits sind auch die Zeiten, in welchen das bloße Naturspiel des allgemeinen Egoismus verwaltet, nicht völlig frei und leer von idealistischen Gewittern, in welchen der Gedanke eines gemeinsamen Zieles der Menschheit umgestaltend und erfrischend das alltägliche Treiben durchbricht und den Kampf um die bevorzugte Stellung wenigstens auf irgend einem enger begrenzten Gebiete in ein gemeinsames Ringen nach einer höheren Gestaltung des gemeinsamen Lebens verwandelt. Wenn dann aus der Summe solcher kleinen Revolutionen und Neuschöpfungen im Laufe einer längeren Periode sich eine Zunahme der Gleichheit und eine Verbesserung in der Lage der gedrückten Klassen ergibt, so sind Egoismus und Trägheit nur zu leicht mit dem Schlusse fertig, das mache sich alles von selbst und man brauche die Dinge nur gehen zu lassen, wie sie im Getriebe aller egoistischen Bestrebungen von selbst gehen, um dasjenige zu erreichen, was sich die Idealisten als bewußtes Ziel ihres Strebens vorsetzen. Ist diese Ansicht an sich schon das Gegentheil des Richtigen, so ist sie doppelt irre leitend in einem Zeitalter, in welchem alle einzelnen Bestrebungen zur Ausgleichung der sozialen Uebel von dem Bewußtsein der Nothwendigkeit und des Herannahens großer Reformen getragen sind. Dies Bewußtsein ist unter unserer Generation nicht auszurotten, und mehr und mehr

bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß unsere Kämpfe und Arbeiten auf dem Gebiete der Volksbildung, des Genossenschaftswesens, der Erweiterung der politischen Rechte der Massen doch noch nicht die eigentliche Lösung der großen Aufgabe sind, sondern daß sie dieser Lösung nur vorangehen als die Geburtswehen einer neuen Zeit.

Anmerkungen zum zweiten Kapitel.

[1] Die Entstehung der Arten (species) von Thieren und Pflanzen wurde in früheren Zeiten einfach auf die Erschaffung der Welt oder auf die Arche Noah's zurückgeführt und der Glaube an ihre Unveränderlichkeit und an die Unmöglichkeit der Entstehung neuer Arten hat sich trotz der entgegenstehenden Thatsachen bis in die neueste Zeit erhalten. Es ist hier nicht am Platze, auf diese Frage einzutreten; da aber die schon früher vielfach aufgestellte Ansicht einer allmäligen Entwicklung aller Pflanzen- und Thierformen im Lauf ungeheurer Zeiträume durch das entscheidende Auftreten Darwin's (vgl. Anm. 2 zum 1. Kapitel) bei den Naturforschern herrschend geworden ist, so daß, so weit es sich nicht um plumpes Vorurtheil handelt, nicht mehr die Hauptfrage — der Entwicklung selbst — im Streit ist, sondern nur noch relativ untergeordnete Fragen der Art und Weise; so ergibt sich auch als unmittelbare Folgerung, daß nicht nur fort und fort noch neue Arten überhaupt entstehen können, sondern daß sich auch aus dem Menschengeschlecht selbst, so weit die Fortentwicklung nur der allgemeinen Regel aller Organismen folgt, abermals eine höhere Art von Wesen entwickeln könnte. (Vgl. die folgende Anmerkung.) Die Frage, ob in der That jenes Naturgesetz fort und fort der einzige Weg der Vervollkommnung auch für den Menschen bleiben soll, oder ob mit der Erstarkung der Vernunft im Menschen ein neuer Faktor und damit ein Wendepunkt in den Kampf um das Dasein eintritt, ist der Kern der sozialen Frage in allen ihren Gestalten, vom Sturz der antiken Kultur und des mittelalterlichen Feudalismus bis zu unserer heutigen Arbeiterfrage.

[2] Der Begriff der „natürlichen Züchtigung“ (natural selection) ist von Darwin unter Anregung und nach Analogie der bei den englischen Landwirthen so ungemein vervollkommneten künstlichen Züchtung in Beziehung auf die Rassen und Spielarten der Hausthiere gebildet worden. Die künstliche Züchtung versteht es, durch eine planmäßige Paarung von Thieren mit besonders hervorstechenden Eigenschaften die Thierformen zu gewissen Zwecken förmlich umzubilden, z. B. unter Aufopferung anderer Eigenschaften Rindvieh mit möglichst viel Fleisch, Schafe mit besonders reicher Wolle, Rennpferde, schwere Karrenpferde u. s. w. auszubilden. Nach Darwin's Theorie thut nunmehr die Natur dasselbe auf langsamem Wege und durch den bekannten Mechanismus des Schaffens und Vernichtens, was der Mensch mit der Thierwelt planmäßig in der kurzen Frist weniger Generationen vollbringt. Indem nämlich unter Verfolgung, Nahrungsmangel und klimatischen Uebeln stets diejenigen Formen schneller aussterben, welche für die Lebensverhältnisse des betreffenden Geschöpfes schlechter passen, die andern dagegen kräftiger und länger erhalten bleiben, müssen nothwendig die letztern mit der Zeit das Uebergewicht erhalten und durch Vererbung ihrer Eigenschaften, die sich dann bei der Nachkommenschaft immer bestimmter ausprägen, immer mehr die Rasse beherrschen, bis zuletzt die ursprünglichen unvollkommneren Formen sich im Kampf um das Dasein neben ihnen nicht mehr behaupten können und spurlos verschwinden. Es ist kaum zu bezweifeln, daß auch der Mensch — selbst abgesehen von den großen Rassenunterschieden — diesem Gesetz unterliegt, und daß die physische und geistige Beschaffenheit mancher Völker sich auf dem Wege der Vererbung erworbener Eigenschaften und des größeren Einflusses der kräftigen und zu den Lebensverhältnissen des Volkes besonders passenden Individuen auf die Fortpflanzung des ganzen Stammes ein immer bestimmteres Gepräge annimmt. Dabei treten jedoch stets allgemein menschliche Bildungsverhältnisse, Revolutionen und Wanderungen oder friedlicher Handelsverkehr wieder ausgleichend dazwischen und verhüten eine dauernde Spaltung. Die verschiedenen Rassen kann man sich entweder auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl entstanden denken oder auch so, daß ursprünglich in verschiedenen Gegenden getrennt ein ähnlicher Entwicklungsprozeß aus ähnlichen Gründen zu menschlichen Bildungen führte. Jedenfalls stehen gegenwärtig die Rassen zu einander im Kampf um das Dasein, in welchem schon ganze

Menschenstämme der kaukasischen Rasse unterlegen sind oder bald unterliegen dürften. Gleichzeitig beherrscht das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl namentlich das Schicksal der verschiedenen Mischlingsrassen. Man hat das Aussterben derselben vielfach als Beweis dafür angesehen, daß die Rassen verschiedene Arten (species) seien, indem man die Fortpflanzungsfähigkeit überhaupt als ein sicheres Kriterium der ursprünglichen Arten ansah. Diese Anschauung ist veraltet und, was die Thierwelt betrifft, durch sichere Thatsachen widerlegt. Man bedenkt gewöhnlich nicht, daß jede Bastardbildung uns wieder an die ersten Anfänge jener Entwicklung zurückführt, welche den bestehenden Arten unter dem Einfluß des Kampfes um das Dasein und der natürlichen Zuchtwahl schon ihr relativ vortheilhaftestes Gepräge gegeben hat. Gerade das Naturprinzip der Herstellung des Zweckmäßigen durch einfaches Schaffen und Vernichten führt von selbst darauf, daß weitaus die Mehrzahl der Bastardbildungen — als gleichsam mißlungene Versuche, die rechte Mischung zu treffen — dem Untergang geweiht sein muß, während doch plötzlich irgend eine bestimmte Mischung unter gegebenen Lebensverhältnissen zu einer neuen, nicht nur fortpflanzungsfähigen, sondern sogar überlegenen Rasse erwachsen kann.

Man sieht hieraus, daß im weitesten Gesichtskreise der Erdoberfläche und der Menschenrassen von einer Aufhebung des Kampfes um das Dasein noch lange keine Rede sein kann, und daß sich das Problem, mit dem wir uns beschäftigen, nur auf gegebene Kulturvölker und Produktionsverhältnisse beziehen kann; immerhin mit der Aussicht, daß eine relative Erledigung der großen Frage leicht auch zur definitiven für die ganze Menschheit erwachsen könnte, da neben einer Bevölkerung, welche eine glückliche Lösung der sozialen Frage mit der Erhaltung unserer gegenwärtigen Kultur zu verbinden wüßte, alle andern Elemente auch bei der friedlichsten Form des Wettbewerbes um das Dasein sich assimiliren oder allmälig verschwinden müßten. Für unsere Kulturverhältnisse ist nun aber die einzige wesentliche Gefahr des dauernden Rückschritts darin enthalten, daß die kaum überwundene mittelalterliche Spaltung in Adel und Leibeigene von einer noch schlimmeren in Herren und Arbeiter abgelöst werde, sowie anderseits der Umstand, daß das Uebel gewissermaßen noch im Entstehen erkannt und in Angriff genommen wird, zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Auch sind die Ansätze zur Spaltung der Menschheit durch Adelsbildung gescheitert,

obwohl sich hier mit der natürlichen Züchtung in der systematischen „Reinhaltung des Blutes“ noch die künstliche verband. Um so mehr steht zu hoffen, daß die natural selection, mit welcher das goldene Band des Kapitalbesitzes die besser gepflegten und an Herrschaft gewöhnten Familien mehr und mehr zusammenbindet, den bewußten Gleichheitsbestrebungen unseres Zeitalter gegenüber zu keiner bleibenden Macht erstarken werde. Die mobile Natur des Geldbesitzes allein kann hiegegen nicht schützen, da sich auf die Dauer auch aus der veränderlichsten Geldaristokratie doch überall ein festes Patriziat und damit die Brücke zur weiteren Adelsbildung absondern wird.

[3] Das große und durchschlagende Mittel, durch welches in England eine bleibende Degeneration der Arbeiterbevölkerung, zumal in den Baumwollspinnereien, verhütet wurde, ist die Verkürzung der Arbeitszeit. Vgl. darüber das vortreffliche Werk der Herren J. M. Ludlow und Lloyd Jones (deutsch von J. v. Holtzendorff, Berlin 1868), woselbst S. 10 u. f. das Zeugniß des Fabrikinspektors Robert Baker angeführt wird, der in den Jahren von 1828 bis 1832 als Arzt in Leeds praktizirte und zugleich mit täglicher und nächtlicher Besichtigung verschiedener Fabriken beschäftigt war: „Die erzeugten Ungestaltheiten bestanden in einwärts gekrümmten Knieen, Plattfuß und Krümmung des Rückgrates. Die erste dieser Ungestaltheiten war in den Fabrik-Distrikten gemeiniglich als das „factory leg“ (Fabrik-Bein) bekannt. Es gab kaum eine Stelle in einem Distrikt, in welchem sie nicht zu sehen waren.“ Ein anderer Herr, den Baker zitirt, Mr. S. Smith, erster Chirurg an dem Krankenhause zu Leeds, sagt: „Im Jahr 1832 hatte ich häufige Gelegenheit, Mittags einen Distrikt zu passiren, wenn die Arbeiter von der Arbeit gingen, um Mittag zu essen. Ein großer Theil von ihnen waren blasse, magere, abgezehrte, muthlos aussehende Geschöpfe, die keine Neigung zu Heiterkeit und Frohsinn zeigten. In dem gehörigen Alter waren die Hüften breit, aber spitz und eckig, die Schultern zugespitzt, der Kopf wurde nicht aufrecht gehalten, sondern in sehr gebeugter Haltung.“

Nachdem seit 1831 die Fabrikgesetzgebung ihre Wirkung gethan, sah die Sache nach etwa 25 Jahren nach dem Zeugniß desselben Herrn R. Baker ganz anders aus. In einem 1859 gehaltenen Vortrage über „die physischen Folgen verringerter Arbeit“ (zitirt bei Ludlow und

Jones S. 79 u. f.) sagt derselbe: „Es waren im Jahre 1856, und es sind gegenwärtig in den Fabriken des Vereinigten Königreichs 682,517 Personen beschäftigt, gegen 354,684 Personen im Jahr 1835. Von diesen gehören 387,517 dem weiblichen Geschlechte an, gegen 167,696 im Jahre 1835; 46,071 sind Kinder zwischen 8 und 13 Jahren im Vergleich zu 56,455. Es ist eine Brutto-Zunahme von Arbeitern von 92 Proz. vorhanden — die Zunahme der weiblichen Arbeiterinnen beträgt 131 Proz.; Kinder sind beinahe eben so viele, wie früher waren, und doch sind alle die Krankheiten, welche spezifisch der Fabrikarbeit eigen waren, beinahe ganz verschwunden. Selten oder nie sieht man einwärtsstehende Kniee oder Plattfuß, hin und wieder nur eine leichte Krümmung des Rückens, die mehr aus Arbeit bei armseliger Nahrung, als aus Arbeit vornehmlich herrührt. Das „Fabrik-Bein" ist nicht mehr unter uns, es sei denn, daß ein alter Mann oder eine alte Frau hinkt, um uns an eine fürchterliche Vergangenheit zu erinnern. Die Gesichter der Leute sind von rother frischer Gesichtsfarbe, ihre Formen sind abgerundet — ihr ganzes Aussehen ist ein erfreuliches."

* Unter einer rein materialistischen Volkswirthschaft verstehen wir eine solche, welche keine idealen Faktoren des wirthschaftlichen Lebens anerkennt, sei es, daß sie solche Faktoren überhaupt für Einbildungen schwärmerischer Selbsttäuschung hält, sei es, daß sie ihnen einen vom eigentlich wirthschaftlichen Leben gänzlich getrennten Spielraum anweist. Eine solche Volkswirthschaft wird stets auch rein individualistisch sein, da die Anerkennung des Gemeinsinns als eines Motives für wirthschaftliche Vorgänge schon einen auf Ideen beruhenden Faktor setzt. Die rein materialistische Volkswirthschaft kennt nur Individuen, welche ihren Interessen folgen und glaubt aus dem Spiel dieser Interessen das gesammte wirthschaftliche Leben begreifen zu können. Dies letztere Kriterium ist wesentlich, denn die Volkswirthschaft kann auch — und dies war im Grunde schon die Tendenz Ricardo's — das Spiel der Interessen nur deshalb isolirt betrachten, um zu einem möglichst exakten Verfahren zu kommen, welches zunächst abstrakt richtige Sätze gibt, konsequente Folgerungen aus bestimmten Prämissen, für deren Anwendung auf die Wirklichkeit — und zwar auch auf die Wirklichkeit des ökonomischen Lebens — stets vorbehalten bleibt, daß die Entsprechung nur so weit geht, als die separat in's Auge gefaßten Faktoren

in der Wirklichkeit vorhanden sind und ihre Rollen spielen. Eine solche Volkswirthschaft wird man, wenn sie auch die idealen Faktoren völlig bei Seite läßt, noch nicht „materialistisch" nennen können, weil letzterer Ausdruck auf eine systematische Auffassung des ganzen Gebietes deutet, die den Anspruch erhebt, das Prinzip des letztern, wie es in der Wirklichkeit ist, völlig erfaßt zu haben. Näheres über das Verhältniß der Volkswirthschaft zum ethischen Materialismus findet sich in meiner Gesch. des Mater. II. Buch, 3. Abschnitt, S. 501 u. ff. — Der Versuch, die Moral von der Volkswirthschaft absolut abzutrennen, ist besprochen in „Mill's Ansichten", Vorwort, S. 14 u. ff.

[5] Vgl. insbesondere den klassischen Abschnitt über den Arbeitstag, Marx, das Kapital, I, S. 198—281 (in der 2. Aufl., Hamburg 1873, S. 222—308). Wir können uns nicht enthalten, hier eine kleine Blumenlese von Thatsachen und gutachtlichen Aeußerungen aus dieser Sammlung zu entlehnen. So heißt es in den speziellen Berichten der Fabrikinspektoren von 1860: „Es wird zuweilen vorgeschützt, wenn wir Arbeiter während der Speisestunden oder sonst zu ungesetzlicher Zeit am Werk ertappen, daß sie die Fabrik durchaus nicht verlassen wollen, und daß es des Zwangs bedarf, um ihre Arbeit (Reinigen der Maschinen u. s. w.) zu unterbrechen, namentlich Samstag Nachmittags. Aber wenn die „Hände" nach Stillsetzung der Maschinerie in der Fabrik bleiben, geschieht es nur, weil ihnen zwischen 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends, in den gesetzlich bestimmten Arbeitsstunden, keine Frist zur Verrichtung solcher Geschäfte gestattet worden ist."

Ebendaselbst in Anmerkung wird folgendes „Kuriosum" mitgetheilt: „Anfang Juni 1836 gingen den Magistrates von Dewsbury (Yorkshire) Denunziationen zu, wonach die Eigner von 8 großen Fabriken in der Nähe von Batley den Fabrikakt verletzt hätten. Ein Theil dieser Herren war angeklagt, 5 Knaben zwischen 12 und 15 Jahren von 6 Uhr Morgens des Freitags bis 4 Uhr Nachmittags des folgenden Samstags abgearbeitet zu haben, ohne irgend eine Erholung zu gestatten, außer für Mahlzeiten und Eine Stunde Schlaf um Mitternacht. Und diese Kinder hatten die rastlose, 30stündige Arbeit zu verrichten in dem „shoddy-hole", wie die Höhle heißt, worin Wollenlumpen aufgerissen werden, und wo ein Luftmeer von Staub, Abfällen u. s. w. selbst den erwachsenen Arbeiter zwingt, den Mund beständig

mit Schnupftüchern zu verbinden, zum Schutz seiner Lungen! Die Herren Angeklagten versicherten an Eidesstatt — als Quäker waren sie zu skrupulos religiöse Männer, einen Eid zu leisten — sie hätten in ihrer großen Barmherzigkeit den elenden Kindern 4 Stunden Schlaf erlaubt, aber die Starrköpfe von Kindern *wollten durchaus nicht zu Bett gehen*! Die Herren Quäker wurden zu 20 Pf. St. Geldbuße verurtheilt."

Im London Daily Telegraph vom 14. Januar 1860 liest man Folgendes: Herr Broughton, ein County Magistrat, erklärte als Präsident eines Meetings, abgehalten in der Stadthalle von Nottingham, am 14. Januar 1860, daß in dem mit der Spritzenfabrikation beschäftigten Theile der städtischen Bevölkerung ein der übrigen zivilisirten Welt unbekannter Grad von Leid und Entbehrung vorherrscht . . . . Um 2, 3, 4 Uhr des Morgens werden Kinder von 9—10 Jahren ihren schmutzigen Betten entrissen und gezwungen, für die nackte Subsistenz bis 10, 11, 12 Uhr Nachts zu arbeiten, während ihre Glieder wegschwinden, ihre Gestalt zusammenschrumpft, ihre Gesichtszüge abstumpfen und ihr menschliches Wesen ganz und gar in einem steinähnlichen Torpor erstarrt, dessen bloßer Anblick schauderhaft ist. Wir sind nicht überrascht, daß Herr Mallet und andere Fabrikanten auftraten, um Protest gegen jede Diskussion einzulegen . . . . Das System, wie der Rev. Mr. Montagu Valpy es beschrieb, ist ein System unbeschränkter Sklaverei, Sklaverei in sozialer, physischer, moralischer und intellektueller Beziehung . . . . Was soll man denken von einer Stadt, die ein öffentliches Meeting abhält, um zu petitioniren, daß die Arbeitszeit für Männer täglich auf 18 Stunden beschränkt werden solle! . . . . Wir deklamiren gegen die virginischen und karolinischen Pflanzer. Ist jedoch ihr Negermarkt, mit allen Schrecken der Peitsche und dem Schacher im Menschenfleisch, abscheulicher als diese langsame Menschenabschlachtung, die vor sich geht, damit Schleier und Kragen zum Vortheil von Kapitalisten fabrizirt werden?" (Marx, S. 212; 2. Aufl. S. 237).

Vgl. ferner folgende Auszüge aus dem Bericht der Parlamentskommission für die Frage der Kinderarbeit: Wilh. Wood, neunjährig, „war 7 Jahre 10 Monate alt, als er zu arbeiten begann." Er „ran moulds" (trug die fertig geformte Waare in die Trockenstube, um nachher die leere Form zurückzubringen) von Anfang an. Er kommt jeden Tag in der Woche um 6 Uhr Morgens und hört auf ungefähr

9 Uhr Abends. „Ich arbeite bis 9 Uhr Abend jeden Tag in der Woche. So z. B. während der letzten 7—8 Wochen." Also fünfzehnstündige Arbeit für ein siebenjähriges Kind! J. Murray, ein zwölfjähriger Knabe, sagt aus: „I run moulds and turn jigger (drehe das Rad). Ich komme um 6 Uhr, manchmal um 4 Uhr Morgens. Ich habe während der ganzen letzten Nacht bis diesen Morgen 8 Uhr gearbeitet. Ich war nicht im Bett seit der letzten Nacht. Außer mir arbeiteten 8 oder 9 andere Knaben die letzte Nacht durch. Alle außer Einem sind diesen Morgen wiedergekommen. Ich bekomme wöchentlich 3 sh. 6 d. (1 Thaler 5 Groschen). Ich bekomme nicht mehr, wenn ich die ganze Nacht durcharbeite. Ich habe in der letzten Woche zwei Nächte durchgearbeitet." Fernyhough, ein zehnjähriger Knabe: „Ich habe nicht immer eine ganze Stunde für das Mittagessen; oft nur eine halbe Stunde; jeden Donnerstag, Freitag und Samstag. (Marx, S. 213; 2. Aufl. S. 238).

Aus dem gleichen amtlichen Bericht theilen wir folgenden Auszug betreffend Kinderarbeit in den Tapetenfabriken sammt den in Klammer erscheinenden stechenden, aber nicht ungerechten Zwischenbemerkungen von Karl Marx mit:

J. Leach sagt aus: „Letzten Winter (1862) blieben von 9 Mädchen 6 weg in Folge durch Ueberarbeitung zugezogener Krankheiten. Um sie wach zu halten, muß ich sie anschreien." W. Duffy: „Die Kinder konnten oft vor Müdigkeit die Augen nicht aufhalten, in der That, wir selbst können es oft kaum." J. Lightbourne: „Ich bin 13 Jahre alt . . . Wir arbeiteten letzten Winter bis 9 Uhr Abends und den Winter vorher bis 10 Uhr. Ich pflegte letzten Winter fast jeden Abend vom Schmerz wunder Füße zu schreien." G. Apsden: „Diesen meinen Jungen pflegte ich, als er 7 Jahre alt war, auf meinem Rücken hin und her über den Schnee zu tragen, und er pflegte 16 Stunden zu arbeiten! . . . Ich habe oft niedergekniet, um ihn zu füttern, während er an der Maschine stand, denn er durfte sie nicht verlassen oder stillsetzen." Smith, der geschäftsführende Associé einer Maschinenfabrik: „Wir (er meint seine „Hände", die für „uns" arbeiten) arbeiten ohne Unterbrechung für Mahlzeiten, so daß die Tageszeit von $10^1/_2$ Stunden um $4^1/_2$ Uhr Nachmittags fertig ist, und alles Spätere ist Ueberzeit. (Ob dieser Herr Smith wohl keine Mahlzeit während $10^1/_2$ Stunden zu sich nimmt?) Wir (derselbe Smith) hören selten auf vor

6 Uhr Abends (er meint mit der Konsumtion „unserer“ Arbeitskraftsmaschinen), so daß wir (iterum Crispinus) in der That das ganze Jahr durch Ueberzeit arbeiten . . . . Die Kinder und Erwachsenen (152 Kinder und junge Personen unter 18 Jahren und 140 Erwachsene) haben gleichmäßig während der letzten 18 Monate im Durchschnitt allermindestens 7 Tage und 5 Stunden in der Woche gearbeitet oder 78½ Stunden wöchentlich. Für die 6 Wochen endend am 2. Mai dieses Jahres (1863) war der Durchschnitt höher — 8 Tage oder 84 Stunden in der Woche!“ (Marx, S. 216; 2. Aufl. S. 241.)

Ziemlich bekannt, aber von Marx überall mit genauen Angaben belegt, sind die Thatsachen betreffend Tödtung der Putzmacherinnen durch übermäßige Arbeit (um die Prachtkleider der edlen Damen für einen Hofball zeitig vollenden zu können, arbeiten die armen Näherinnen zu 30 in einem Zimmer, das kaum ein Drittheil der zum Leben nöthigen Luft gewährt, oft 30 Stunden ohne Unterbrechung.)

Ueber die Nachtarbeit von Knaben in der Eisenindustrie erklärt Herr E. F. Sanderson, von der Firma Sanderson, Brof. et Co., Stahl-Walz- und Schmiedewerke, in Attercliffe: „Große Schwierigkeiten würden entspringen aus dem Verbot, Jungen unter 18 Jahren des Nachts arbeiten zu lassen, die Hauptschwierigkeit aus der Vermehrung der Kosten, welche ein Ersatz der Knabenarbeit durch Männerkraft nothwendig nach sich zöge. Wie viel das betragen würde, kann ich nicht sagen, aber wahrscheinlich wäre es nicht so viel, daß der Fabrikant den Stahlpreis erhöhen könnte, und folglich fiele der Verlust auf ihn, da die Männer (welch' querköpfig Volk!) natürlich weigern würden, ihn zu tragen.“ Herr Sanderson weiß nicht wie viel er den Kindern zahlt, aber „vielleicht beträgt es 4 bis 5 sh. per Kopf die Woche“ . . . Die Knabenarbeit ist von einer Art, wofür im Allgemeinen („generally“, natürlich nicht immer „im Besondern“) die Kraft der Jungen gerade ausreicht, und folglich würde kein Gewinn aus der größern Kraft der Männer fließen, um den Verlust zu kompensiren, oder doch nur in den wenigen Fällen, wo das Metall sehr schwer ist. (S. 232 u. f.; 2. Aufl. S. 259.)

Im gleichen Abschnitt beweist Marx geschichtlich, wie sich der Arbeitstag unter dem Einfluß der modernen Produktionsweise mehr und mehr verlängert hat, bis es endlich zu jenem Extrem kam, bei welchem die Fabrikgesetzgebung einzugreifen anfing. Die Tendenz der

Kapitalisten, eine längere Arbeitszeit zu erzwingen, wird vom Verfasser eines im Jahr 1870 erschienenen „essay on trade and commerce“ offen ausgesprochen. „Arbeiter sollten sich nie für unabhängig von ihren Vorgesetzten halten“ . . . „die Kur wird nicht vollständig sein, bis unsere industriellen Armen sich bescheiden, 6 Tage für dieselbe Summe zu arbeiten, die sie nun in 4 Tagen verdienen.“ „Zur Minderung der Armentaxe, Förderung des gewerblichen Unternehmungsgeistes und Herabdrückung des Arbeitspreises“ schlägt der Verfasser dieser Abhandlung die Errichtung eines „idealen Arbeitshauses“ vor, welches ein „Haus des Schreckens“ sein müsse, mit — 12 Stunden Arbeitszeit! „Dreiundsechzig Jahre später, setzt Marx hinzu, „als das englische Parlament in vier Fabrikzweigen den Arbeitstag für Kinder von 13 bis 18 Jahren auf 12 volle Arbeitsstunden herabsetzte, schien der jüngste Tag der englischen Industrie angebrochen. Erst seit dieser Wendung in der Tendenz der Gesetzgebung schwärmt das Kapital für „Freiheit der Arbeit“, worunter man Freiheit der Ausbeutung und Schutzlosigkeit des Arbeiters versteht. Die Geschichte des Kampfes der Kapitalisten gegen die Fabrikgesetzgebung unter dem Vorwande der Freiheit der Arbeit mag man bei Marx a. a. O. nachlesen. Das Resultat der ganzen Betrachtung ist einfach: So lange die Kapitalmacht als solche zu schwach war, den Widerstand des Arbeiters zu brechen, aber die Kapitalisten als Personen einflußreich genug, um arbeiterfeindliche Gesetze zu erzielen, machte man in Bevormundung; seit die Kapitalmacht sich hinlänglich entwickelt hat, um den Arbeiter ohne Beihülfe der Gesetzgebung zum Sklaven machen zu können, während gleichzeitig der Staat beginnt, diesem Uebel entgegenzuwirken, seitdem macht man in „Freiheit der Arbeit“. Es sind dieselben Tendenzen, dieselbe Art von Leuten, dieselben Interessen, welche ehemals für Bevormundung sprachen und jetzt für ihre „Freiheit“ schwärmen. Der Zweck ist derselbe, nur das Mittel richtet sich nach den verschiedenen Umständen.

Drittes Kapitel.

Glück und Glückseligkeit.

Wir fassen in diesem Kapitel zwei ihrer Natur nach sehr verschiedenartige Gegenstände zusammen: Die Wirkungen des Zufalls auf die Gestaltung der Arbeiterfrage und den Zusammenhang der innern Glückseligkeit des Menschen mit seiner äußern Lage. Die erste Untersuchung bildet einen nothwendigen, wenn auch bisher wenig angebauten Theil der Sozialwissenschaft; die letztere gehört, sofern man sich über den Standpunkt vager moralischer Betrachtungen erheben will, in die naturwissenschaftliche Anthropologie. Der Zusammenhang beider Gegenstände wird uns sofort klar, wenn wir bedenken, daß eine weit verbreitete oberflächliche Betrachtung der Dinge den Einfluß des Zufalls auf die verschiedene Lage der Menschen im Großen und Ganzen als verschwindend betrachtet und den Satz aufstellt, daß jeder sich sein eigenes Geschick bereite, und daß sich — von dem mit Recht bestraften Leichtsinn abgesehen — Jeder auch in der selbstgeschaffenen Lage gleichmäßig glücklich fühlen könne. Das Glück des Lazzaroni ist der Müßiggang und er würde, wenn er auch die erforderlichen Fähigkeiten besäße, nicht mit dem hochgestellten

und sorgenvollen Staatsmanne tauschen. Der Abenteurer, der an einer fernen Küste strandet und mit Noth und Gefahr kämpft, hat im Grunde nur, was er gewollt hat. Der reiche Kaufmann könnte sich oft ein Leben voller Genüsse bereiten, aber er zieht es vor, im dumpfen Bureau weiter zu arbeiten und — auch ohne eben Geizhals zu sein — die erworbenen Güter für lachende Erben aufzuspeichern. So bringt man die ganze Menschheit unter und wenn man dann endlich an eine Klasse kommt, die mit ihrem Schicksal unverkennbar nicht zufrieden ist, wie heutzutage die Arbeiter der Industrie, so erklärt man entweder kurzweg ihre Leiden für selbstverschuldet, oder man sucht zu beweisen, daß sie gar nicht so unglücklich sind, als sie behaupten. Man erinnert daran, daß natürlich jeder lieber die Vorzüge seines Standes haben wolle ohne die entsprechenden Schattenseiten, daß aber bei besserer Einsicht die meisten Menschen dennoch nicht mit Andern tauschen würden. Der Fabrikarbeiter werde keine Lust haben, die harte Arbeit des Landmanns zu verrichten, wenn er auch dafür mehr im Freien leben und manche Erholungsstunde genießen könne; der Bauer würde sich natürlich auch nicht gern in den geschlossenen Fabrikraum einpferchen lassen. Der Fabrikherr habe zwar eine freiere Verfügung über seine Zeit, als der Arbeiter, dafür aber auch Tag und Nacht Sorgen, während der letztere am Feierabend sich fröhlich aller Gedanken an seinen Beruf entschlagen könne. Außerdem genießt nach dieser oberflächlichen Anschauung der Dinge der Herr nur den Lohn seines Fleißes, und wenn der Arbeiter fleißig und sparsam ist, kann er es einmal eben so weit bringen wie jener. Hat er den Trieb dazu, so wird er es thun; hat er diesen Trieb nicht, so wird er sich auch in der niedern Stellung des gewöhnlichen, von der Hand in den Mund

lebenden Arbeiters am glücklichsten fühlen. Man räumt endlich ein, daß es, wie der Augenschein lehrt, zahlreiche Glückspilze gibt, denen Fortuna die Reichthümer unverdient in den Schooß schüttet, sowie anderseits auch strebende Männer, deren Glück durch unverdiente Schicksalsschläge vernichtet wird; allein man glaubt diese Fälle als Ausnahmen behandeln zu können, die vereinzelt und ohne allen Einfluß auf die gesammte Gestaltung der Gesellschaft bleiben und tröstet sich dann überdies noch damit, daß das wahre innere Glück des Menschen eben doch von solchen Wechselfällen unabhängig sei.

Diesen Anschauungen gegenüber werden wir zu zeigen versuchen, daß der Zufall nicht nur im Leben des Einzelnen eine ungleich größere Rolle spielt, als man gewöhnlich annimmt, sondern daß auch die Gesammtheit seiner Wirkungen auf die Gesellschaft keineswegs etwa dadurch verschwindend wird, daß sich die gleich wahrscheinlichen Glücks- und Unglücksfälle neutralisiren. Hieran wird sich eine Untersuchung anschließen, ob, und inwiefern das innere Glück des Menschen, die Glückseligkeit, vom äußern Glück oder Unglück unabhängig ist.

Da es absolut genommen keinen Zufall gibt; vielmehr Alles was geschieht, von unabänderlichen Naturgesetzen bedingt wird, so bedarf der Begriff des Zufalls für jede Art von Untersuchung einer nähern Bestimmung. In Beziehung auf die Schicksale des Menschen pflegt man bisweilen den Zufall im Gegensatz zur bewußten Leitung unserer Schicksale durch ein höheres Wesen zu verstehen. Diese Betrachtung berührt uns hier gar nicht, und wir verstehen unter zufälligen Umständen und Ereignissen einfach alle diejenigen, welche nicht aus der Natur und den Kräften des Individuums selbst folgen, sondern einem Zusammentreffen äußerer Umstände zuzuschreiben

sind. Auch hier kann scheinbar noch ein Rest von Zweideutigkeit übrig bleiben. Wenn ein Mann unvermuthet einen Goldklumpen findet, so war es zufällig, daß er mit demselben zusammentraf, allein nicht zufällig, daß er ihn erkannte und aufhob. Ein leichtsinniger Träumer wäre vielleicht vorübergegangen ohne ihn näher anzusehen, selbst wenn er ihn flüchtig bemerkt hätte. Wenn ferner ein Mann durch zweckmäßige und mühsame Arbeit in den Goldgruben von Australien ein gleich großes Quantum von Gold sich erwirbt, so war seine Arbeit doch so viel täglichen Wechselfällen unterworfen, daß der Erfolg im Einzelnen und im Ganzen eben so sehr vom Zufall bedingt wurde als von seinen persönlichen Eigenschaften. Setzen wir endlich den dritten Fall, daß Jemand durch gewöhnliche Arbeit gegen regelmäßigen hohen Taglohn sich ein gleiches Quantum von Gold erwirbt, so tritt hier der Zufall am meisten zurück, aber doch keineswegs ganz und gar. Abgesehen davon, daß in gewissem Sinne auch das Nichteintreffen von Unglücksfällen als Glück zu betrachten ist, so hat doch ein günstiger Zufall diesen Mann in eine Gegend geführt, wo seine Arbeit so hoch zu verwerthen war, und sollte auch hiebei seine Energie und Umsicht eine große Rolle gespielt haben, so wird ihm doch ein günstiges Geschick die Kenntniß dieser Verhältnisse und die Gelegenheit, sie zu benutzen, verschafft haben. In allen diesen Fällen ist das Faktum der Gewinnung eines gewissen Quantums von Gold sowohl von den persönlichen Eigenschaften des Individuums abhängig als auch vom Zufall, allein in sehr verschiedenem Maße. Auch können wir in der Betrachtung des Ereignisses jedesmal dasjenige, was sich aus den Eigenschaften der Person ergibt, vom Werke des Zufalls sehr wohl trennen. Solche Beispiele können daher, weit entfernt, die Sache zu verwirren, vielmehr

nur zur Aufklärung dienen, da wir im Grunde immer nur mit solchen Mischungen von Zufall und eigener Leistung zu thun haben und vielleicht nie einem Menschen etwas begegnet, worin absolut und ohne alle Beimischung nur Zufall oder nur eigene Leistung wirksam wäre. Wo wir daher von günstigen oder ungünstigen Zufällen sprechen, meinen wir streng genommen nicht das Faktum an sich, sondern den Antheil der Verhältnisse an demselben, so weit sie nicht im Bereich der willkürlichen menschlichen Thätigkeit lagen. Diese Seite ist aber in allen Fällen, wo Glück und Unglück deutlich hervortreten, so überwiegend, daß es meist nicht der Mühe lohnt, an die andere zu erinnern.

Wir lernten beim Kampf um das Dasein und beim Kampf um die bevorzugte Stellung das Gesetz kennen, vermöge dessen die Natur für jeden Posten zahlreiche Bewerber schafft, von denen nur einer durchdringt und den Posten erobert, während die Andern entweder gänzlich untergehen oder in einer untergeordneten Stufe des Daseins erhalten werden. Hier lehrt nun freilich der Darwinismus — und nicht ohne Grund — daß gerade durch diese Einrichtung der Natur einerseits die Differenzirung, anderseits aber auch der Fortschritt von niederen Formen zu immer höheren hervorgebracht werde, indem im Allgemeinen die stärkeren Bewerber siegen, die schwächern untergehen, und diejenigen, welche irgend einen Vorzug der Organisation mit sich bringen, am meisten Aussicht haben, sich zu einer höheren Stufe zu erheben. Wir wollen deshalb zunächst an einem einfachen Beispiel zeigen, daß dieser Sieg der größern Kraft und der bessern Organisation den Einfluß des Zufalls keineswegs ausschließt.

Man denke sich ein englisches Pferderennen, bei welchem alle mögliche Kunst darauf verwandt ist, den Zufall, so viel

als nur irgend zu erreichen ist, auszuschließen. Hier haben die geübten Kenner ihren Blick für die Eigenschaften der edlen Thiere so außerordentlich geschärft, so manche Erfahrung gesammelt, daß sie gewöhnlich mit ihrem Urtheil über die Vorzüge derselben nicht sehr weit von einander abgehen und auch nicht bedeutend fehl gehen. Für die Wetten bildet sich in Beziehung auf jedes Thier sehr bald ein bestimmter Kurs; allein auch auf die bevorzugtesten wettet man nicht gleich, sondern immer noch so, daß der Sieg bei jedem einzelnen, auch bei demjenigen, welches Jedermann für das beste hält, für minder wahrscheinlich angenommen wird, als das Gegentheil. Hierin spricht sich theils der Vorbehalt des Irrthums in Beziehung auf die Eigenschaft des Thieres aus; theils aber, und dies ist jedenfalls die Hauptsache, die richtige Einsicht, daß die Summe der möglichen Zufälle in ihrer Wirkung immer noch die Wirkung der natürlichen Eigenschaften überwiegt. Wenn hundert Pferde rennen, die man alle für vollkommen gleich hält (was natürlich in Wirklichkeit nicht vorkommt), so würde sich in Beziehung auf jedes einzelne derselben der Kurs der Wetten wie hundert gegen eins stellen, und dennoch müßte eines der Thiere siegen. Wenn umgekehrt aller und jeder Zufall absolut ausgeschlossen wäre, so würden die Wetten sich rein nach dem Grade von Sicherheit gestalten, mit welchem man sich getraute, die Eigenschaften der einzelnen Pferde zu beurtheilen und in diesem Falle würde sich wahrscheinlich der Kurs für das am höchsten geschätzte Thier über Pari erheben. In Wirklichkeit zeigt sich dann auch, daß oft gerade die schnellsten Pferde beim ersten Anlauf oder bei der Wendung Unglück haben, daß sie, während der kluge Reiter anfangs ihre Kräfte schont, von den voranstürmenden zu einem leichten Umwege gezwungen werden, der einem andern glücklich erspart

bleibt, daß sie durch einen Fehler des Reiters auf einen ungünstigeren Boden gerathen und schließlich durch irgend einen dieser Umstände oder durch eine Summe von mehreren den Sieg verlieren, während ein minder ausgezeichnetes, obwohl ebenfalls tüchtiges Thier bloß dadurch siegt, daß ihm vom Anfang bis zum Ende keiner dieser widrigen Zufälle begegnet. Obwohl nun auf diese Art der Sieg sehr stark vom Zufall bedingt wird, so ist eben doch die Bevorzugung des stärksten Bewerbers durchaus rationell.

In der Natur, wo keine berechnete Ausschließung des Zufalls stattfindet, ist der Einfluß desselben weit größer, oft so groß, daß man sich erst fragen muß, wie es kommt, daß der Wettbewerb hier dennoch im großen Ganzen die Wirkung hat, die Geschlechter und Individuen zu sichten, jeweilen das Zweckmäßigste zu erhalten, dadurch aber die allgemeine Zweckmäßigkeit aller Bildungen beständig zu erhöhen. Und doch ist der Mechanismus dieses Vorganges nicht schwer zu verstehen. Man muß nur dabei in Betracht ziehen, daß der Natur zu ihren Schöpfungen unermeßliche Zeiträume zu Gebote stehen und daß sie durch unendliche Wiederholungen ein Ziel erreichen kann, welches der einmalige Akt verfehlen würde. Bei denjenigen Thieren z. B., welche durch Schnellfüßigkeit ihren Feinden entrinnen müssen, wird für das einzelne Geschöpf Untergang oder Fortdauer weit weniger durch den größeren oder geringeren Grad der Schnellfüßigkeit bedingt, als durch das Glück oder Unglück in der Begegnung mit dem Raubthier oder dem Jäger. Wenn aber unter hundert Fällen auch nur ein einziger vorkommt, in welchem die flinke Gazelle ihrem Feinde noch zu entrinnen weiß, wo ein minder schnelles Thier derselben Art erlegen wäre, so ergibt sich dadurch schon eine kleine Steigerung der Lebenswahrscheinlichkeit für das mit vor-

züglicher Schnelligkeit begabte Individuum. Von zehntausend im Lauf der Zeit ihrem Feinde begegnenden Thieren müssen schon hundert der schnellfüßigsten gerettet worden sein und jedes derselben kann einen größeren oder geringeren Einfluß auf Veredlung der Rasse in Beziehung auf die fragliche Eigenschaft ausüben. In ähnlicher Weise wirkt die große Anzahl auch bei gleichzeitigen Vorgängen. Wenn der Frost Millionen Eier oder Larven einer gewissen Insektenart zerstört, so werden der ungeheuren Mehrzahl nach nicht diejenigen am Leben bleiben, welche durch ihre natürliche Beschaffenheit vorzüglich geeignet sind, der Kälte Widerstand zu leisten, sondern vielmehr diejenigen, welche die besten Schlupfwinkel erlangt haben, in einem dichten Knäuel sich in der Mitte befinden oder durch irgend einen unberechenbaren Zufall vor der Wirkung des Frostes geschützt sind. Immer aber wird es zwischen denjenigen Schlupfwinkeln, welche bei einem gewissen Kältegrad keinen Schutz mehr gewähren und zwischen den unbedingt sichern auch eine große Anzahl solcher geben, deren Schutz genau auf der Grenze des Zureichenden liegt. Hier wird dann in einer entsprechenden Zahl von Fällen das besonders Dauerhafte erhalten, das Schwächere vernichtet und die weitere Wirkung ist wieder dieselbe wie im vorigen Falle.

Indem wir uns zur Betrachtung des Einflusses von Glück und Unglück auf den Gang des menschlichen Lebens wenden, lassen wir Alles bei Seite, was sich auf andere Lebensgebiete bezieht und beschränken uns auf das ökonomische Schicksal des Einzelnen und ganzer Klassen innerhalb der Gesellschaft. Hier drängt sich uns sofort entgegen, wie durch die Gewohnheit der Kapitalansammlung in Verbindung mit der Ausbildung des Eigenthums und des Erbrechtes eine Art von Unterschied zwischen der Lage der verschiedenen Individuen ge-

schaffen wird, welchen die übrigen Naturwesen nicht kennen. Man mag über Werth oder Unwerth dieser Einrichtungen denken wie man will, so ist doch jedenfalls so viel klar, daß die Geburt in vornehmen oder geringen Verhältnissen vom Standpunkt des Individuums aus mit Recht unter dem Gesichtspunkt von Glück und Unglück betrachtet wird, obwohl sie nicht zu den „Wechselfällen" des Lebens gezählt werden kann, sondern von Haus aus den Gang des Lebens bestimmt und der eigenen Kraft ein ergiebiges oder unfruchtbares Feld der Thätigkeit anweist.

Um jedoch in die soziale Wirkung von Glück und Unglück einen Einblick zu bekommen, dürfen wir nicht gleich mit dem Spezialfall von Haus aus verschiedener Eigenthumsverhältnisse beginnen, sondern müssen vielmehr die Entwicklung der Individuen von annähernd gleichen Ausgangspunkten unserer Betrachtung zu Grunde legen. Da finden wir denn sehr bald, wie das Glück allenthalben durch seine Lotterie, welche den Einsatz Vieler auf wenige Gewinner vertheilt, zur Steigerung der Vermögensunterschiede in ungeheurem Maße beiträgt. Nehmen wir den einfachen Fall: Hundert Personen von mäßigem Vermögen machen unter anscheinend ähnlichen Verhältnissen Bohrversuche auf Steinkohlen. Es soll nun durch die Erfahrung von vielen Jahrzehnten feststehen, daß der Bergbau in dieser Gegend das Gesammtkapital, welches auf denselben verwendet wurde, nur mit 4 bis 5 % lohnt, so wird sich dieß Verhältniß doch für jeden Einzelnen jener hundert ganz anders stellen. Ein großer Theil derselben findet nichts und muß die Versuche aus Mangel an Kapital wieder einstellen. Andere finden, während sie fast mit ihren Mitteln zu Ende sind, ein armes und für den Betrieb ungünstiges Lager, welches die aufgewandten Kosten nicht zurückerstattet;

wohl aber die Fortsetzung des Betriebs erlaubt und die Hoffnung auf spätern reicheren Gewinn aufrecht erhält. Wieder Andere machen ein gutes Geschäft, aber einigen Wenigen oder gar einem Einzigen war das große Loos vorbehalten, daß er schnell und bei günstigen Betriebsverhältnissen ein vortreffliches Lager findet, das ihn binnen Kurzem zum reichen Manne macht. Von nun an sind die Verhältnisse, unter welchen diese Leute arbeiten, nicht mehr gleich, und die eingetretene Verschiedenheit wird aller Wahrscheinlichkeit nach immer größer. Der Gewinnende wird bald im Stande sein, vom Kapitalbestand unterstützt, die besten der nicht durchgeführten Unternehmungen für einen Spottpreis anzukaufen und an einem Theil derselben abermals zu gewinnen, wo die ersten Unternehmer nur verloren. Er wird die ergiebigsten Werke bald mit den besten Maschinen betreiben, die besten Techniker anstellen und von den sinnreichsten Erfindungen Anderer Vortheil ziehen können. Seine Unternehmungslust wächst mit dem Erfolg und gleichzeitig strömen ihm die Mittel zu, sich durch Reisen und Verbindungen aller Art zu unterrichten, seine Betriebsweise zu verbessern und seine Produkte möglichst vortheilhaft zu verwerthen.

Jener erste Glücksfall wird sich also nicht so leicht ausgleichen, sondern vielmehr in seinen Folgen fortwachsen. Könnte allerdings das Glücksspiel der Bergwerksunternehmungen von sämmtlichen Betheiligten beliebig oft wiederholt werden, so würde eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür sprechen, daß auch die andern einmal gewinnen würden und daß der erste Gewinner vor und nach bedeutende Summen in ähnlichen Unternehmungen einbüßen würde. Dem ist aber nicht so. Selbst im günstigsten Falle bedürfen die Verlierenden einer mühsamen und langwierigen Kapitalansammlung, um wieder mitzuspielen.

Unterdessen kann der erste Gewinner seinen Reichthum so entwickelt haben, daß er vom zweiten oder gar dritten Gewinner im ganzen Verlauf eines menschlichen Lebens nicht mehr einzuholen ist und die große Masse der Uebrigen würde sich nur immer schlechter stehen.

Das Leben des Einzelnen hat nicht nur einen beschränkten Zeitabschnitt im Ganzen zu durchlaufen, sondern es bewegt sich auch durch Jugend, Manneskraft und hohes Alter in beständig veränderten Bedingungen fort. Durchliest man den Lebenslauf von einer Reihe solcher Männer, die von sehr geringen Mitteln oder fast gänzlicher Armuth zu sehr großen Reichthümern fortgeschritten sind, so wird man fast überall finden, daß sie im Allgemeinen zum Wetten und Wagen geneigt sind, aber ganz besonders in ihrer Jugend die tollkühnsten Unternehmungen anfangen, während sie später zwar in großartigerem Styl, aber doch mit weit mehr Wahl und Ueberlegung verfahren. Diese tollkühnen jugendlichen Spieler gewinnen alle, nämlich diejenigen, von denen wir wissen; die andern sind verschollen. Abgesehen von denjenigen, welchen Kraft und Ausdauer zur Durchführung ihres Wagnisses gebricht, wird Jedermann einsehen, daß es in wirklichen Gefahren auch dem Kräftigen fehlen kann. Der junge Girard[1] entläuft aus dem väterlichen Hause und beginnt seine Laufbahn als Schiffsjunge, um als zwanzigfacher Millionär zu enden. Gehörte nicht schon zu seinem ersten Schritt außer der Energie und Klugheit auch Glück? Wie vielen Gefahren mußte er sich sodann aussetzen, um als junger Mann schon Schiffskapitän zu werden? Es liegt aber im Begriff jeder Gefahr, daß nicht Alle glücklich aus ihr zurückkehren. Lassen wir also ein Dutzend junger Girards von gleicher Kraft und gleicher Energie von Hause entlaufen, so wird von diesen

doch der eine schon unterwegs eingefangen werden, der andere zur See verunglücken, ein dritter gewissenlosen Abenteurern in die Hände fallen und so ruinirt werden. Einigen Andern wird in den besten Jahren der Tollkühnheit die Gelegenheit zur Auszeichnung abgehen, Langweile und strenge Disziplin werden ihren Geist herabstimmen und ihren Fortschritt verzögern. Wieder einige werden von Krankheiten gelähmt, von Mißhandlungen niedergedrückt allmälig jenen Impuls, der auch in ihnen lebte, gänzlich einbüßen. Kurz — entweder hatte die Laufbahn überhaupt keine ernsten Gefahren, oder man muß annehmen, daß eine Anzahl von Individuen trotz gleicher Befähigung und im Allgemeinen gleichartiger Verhältnisse untergegangen oder zurückgeblieben ist, wo einem Einzigen der Wurf gelang, weil er Glück hatte.

Um aber einen Krösus aus einem Bettler zu machen, bedarf es in der Regel einer ganzen Reihe solcher Glücksfälle, deren Zusammentreffen schon eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit hat. Girard legte, einmal Schiffskapitän geworden, den Grund zu seinem ungeheuren Vermögen durch Schmuggel. Nun gibt es viele Personen, die durch Schmuggel reich geworden sind, allein neben diesen auch eine große Anzahl solcher, die in diesem bedenklichen Geschäft ihr Vermögen, wo nicht zugleich ihr Leben eingebüßt haben. Wir haben keine Anhaltspunkte, die Wahrscheinlichkeit dieses Gewinns, wie man dies bei einer Lotterie wohl thun kann, in Zahlen anzusetzen; dennoch kann eine einfache Formel zur Aufklärung dienen, wobei wir ganz beliebige Zahlen, lediglich beispielsweise, hinstellen. Gesetzt von zwölf befähigten Jungen, welche ihren Eltern entrinnen, um auf die See zu gehen, gelinge es einem einzigen, in sehr jugendlichem Alter schon Schiffskapitän zu werden, so kann man die ursprüngliche Wahrscheinlichkeit dieses

Ereignisses durch den Bruch $^1/_{12}$ ausdrücken. Gesetzt nun ferner von zehn gleich befähigten Schiffskapitänen, die all ihr Heil im Schmuggel versuchen, möge es einem Einzigen durchschnittlich gelingen, sich dadurch Reichthümer zu erwerben; alsdann wird diese Wahrscheinlichkeit durch $^1/_{10}$ ausgedrückt. Wenn nun beiderlei Glücksfälle nacheinander bei ein und derselben Person eintreffen sollen, so ist die Wahrscheinlichkeit hiefür nach einem leicht verständigen Satz aus den ersten Elementen der Wahrscheinlichkeitsrechnung[2] schon auszudrücken durch $^1/_{12} \times {}^1/_{10}$ oder $^1/_{120}$. Man findet nun aber im Leben solcher Männer, die, wie Girard, auf dem Wege des Abenteuers und der kühnen Spekulation reich wurden, gewöhnlich in der Jugend eine ganze Reihe solcher Wagnisse und muß also annehmen, daß die Natur bei der Bildung großer Vermögen wieder dasselbe Verfahren angewendet, wie im Kampf um die bevorzugte Stellung überhaupt: daß sie viele gleichartige Kräfte opfert, um eine das Ziel erreichen zu lassen.

Wo das Vermögen einmal vorhanden ist, bildet sich dann aber ein immer festerer Gang der Erhaltung und Vermehrung, indem die Wagnisse theils seltener und qualitativ geringer werden, theils aber sich nur auf einen geringen Theil des Vermögens beziehen, während ursprünglich der ganze Besitz sammt der Person eingesetzt wurde.

Das Märchen von dem einfachen, vermögenslosen Arbeiter, der durch Fleiß, Sparsamkeit und Umsicht zum Millionär werden könne, ist unter allen Umständen verwerflich, doch gibt es immerhin auch Fälle, in welchen die Gunst der Umstände in ihrer Verbindung mit Strebsamkeit und Energie einen ganz andern Charakter trägt, als in den Wagnissen eines Girard, eines Richard Lenoir und ähnlicher Eroberer im Gebiete des Reichthums. Es ist von großer Wichtigkeit,

auch bei diesen sich zu überzeugen, wie hier ebenfalls ein der Natur der Sache nach seltenes Zusammentreffen der Umstände einen Einzigen unter Tausenden begünstigte. Wir wählen als ein besonderes charakteristisches Beispiel den Lebenslauf des St. Galler Baumwollfabrikanten Matthias Näf[3], der als ganz armer Weber begann und, stetig fortschreitend, immer das Erworbene wieder in Vergrößerungen anlegend, zu einem bedeutenden Vermögen und großartigen Geschäftsbetrieb gelangte, ohne sich jemals auf abenteuerliche Unternehmungen und lotteriemäßige Spekulationen einzulassen.

Es gibt ein gewisses Extrem der Armuth, was für denjenigen, der es in der Jugend erträgt und darin erstarkt, dieselben Wirkungen hat, wie ein zinstragendes Kapital. Dieser scheinbar paradoxe Satz wird aus dem Leben Näf's vollkommen klar, wenn wir bedenken, daß er von seinem Vater, einem dem Wirthshausbesuch ergebenen Weber, schon in zartester Jugend zur Arbeit angehalten wurde, und daß er in Folge dessen, da sein Körper dies ertrug, schon im vierzehnten Jahre im Stande war, so viel durch Weben zu verdienen, als ein Erwachsener zum Lebensunterhalt gebraucht hätte. Dies müßte ihm vor jedem andern Arbeiter einen großen Vorsprung geben; allein dürfte man etwa deßhalb diese Erziehungsmethode, die eben einfach im Zwang zu übermäßiger Arbeit, nebst großen Entbehrungen bestand, zur allgemeinen Anwendung empfehlen? Gewiß nimmermehr, und zwar aus zwei Gründen, von denen jeder für sich allein mehr als genügend ist. Der erste ist der, daß damit auf alle Fälle der geträumte Vortheil verschwinden oder lediglich den Kapitalisten zufallen würde. Der einzelne Arbeiter, der in seinen Leistungen vor allen andern einen bedeutenden Vorsprung hat, vermag daraus — wenn seine Bedürfnisse dieselben sind, wie die aller

andern — für sich selbst einen Vortheil zu ziehen und sich durch Kapitalisirung desselben von den Fesseln der bloßen Lohnarbeit zu befreien. Sobald aber dieselbe Leistungsfähigkeit auf sämmtliche Arbeiter übergeht, wird durch die Konkurrenz derselben der Stücklohn so weit sinken, daß sich der Einzelne nicht besser stellt als früher. Sie würden sämmtlich ihren kümmerlichen Lebensunterhalt haben und der Ertrag ihrer Mehrarbeit würde nur dem Unternehmer in Gestalt eines größeren Gewinnes, sowie dem konsumirenden Publikum in Gestalt größerer Billigkeit der Produkte zuströmen. Diese größere Billigkeit der Produkte bildet aber, auf solchem Wege gewonnen, keinen Ersatz für die Verödung und Verarmung des geistigen Lebens, welches aus der gesteigerten materiellen Arbeit nothwendig folgen muß. Der einzelne Arbeiter kann sich, so lange er eben für seine Ueberanstrengung den entsprechend höheren Lohn hat, auch durch geistige Fortbildung und anregende Erholung reichliche Entschädigung schaffen; sobald aber jene Ueberanstrengung allgemein wird und der Lohn sich danach regelt, hört dieser Vortheil auf. — Der zweite, ebenfalls für sich allein entscheidende Grund ist der, daß ein ähnliches Jugendleben, wie Matthias Näf es hatte, weitaus in den meisten Fällen zu körperlicher Verkümmerung und Siechthum führen würde, womit dann, selbst vom häufigen Fall des frühzeitigen Todes abgesehen, jedenfalls die ganze fernere Entwicklung gelähmt gewesen wäre. Matthias Näf hielt diese Anstrengungen und Entbehrungen aus und ist also schon in seiner Existenz ein Spezialfall unter zahlreichen minder günstigen. Dabei hatte er in den Jahren der kräftigeren jugendlichen Entwicklung das Glück, mit Feldarbeit und Weberei wechseln zu können, was jedenfalls dazu beitrug, ihn unter so großen Anstrengungen gesund

zu erhalten. Wollen wir nun auch diesen letzten Umstand nicht als besonders ungewöhnlich rechnen, so trägt er doch ebenfalls dazu bei, eine Leistungsfähigkeit entstehen zu lassen, welche viele Andere, bei gleichem ursprünglichem Talent und gleicher Strebsamkeit, nicht erreichen können. Das Faktum, daß der junge Näf bei sehr geringen Bedürfnissen am Webstuhl fast das Doppelte leistete, wie ein anderer Weber, war aber immer nur die Basis seiner weitern Fortschritte, gleichsam das Anfangskapital, mit welchem Natur und Verhältnisse ihn ausgestattet hatten, aber noch nichts weniger als eine vollgültige Erklärung seiner späteren Erfolge. Hier gehört vor allen Dingen dazu, daß er, mit diesem Vorsprung ausgestattet, in den Jahren seiner rüstigsten, noch jugendlichen Manneskraft, jenen Aufschwung der schweizerischen Baumwoll-Industrie erlebte, welcher gleich ihm noch Manchen emporhob, obwohl nur Wenige aus so geringen Anfängen zu so bedeutendem Erfolg. Man denke sich einen jungen Arbeiter in jener Zeit mit ganz gleichem Talent für sein Fach ausgestattet, wie Näf für die Weberei, mit gleicher Strebsamkeit, gleichem persönlichem Kredit und gleichem erspartem Arbeitskapital, so wird eben doch für diesen von einem ähnlichen Erfolge gar keine Rede sein können, wenn sein Fach irgend ein anderes ist, als das der Baumwollweberei. Man denke sich, jene beispiellos günstige Periode wäre für das jugendliche und rüstige Streben Näf's zu früh oder zu spät gefallen, und er würde mit all' seiner Kraft nur mühsam emporgekrochen sein, wo er jetzt schnell von Stufe zu Stufe stieg.

In seiner Jugend beabsichtigte Näf einmal, sich für den auswärtigen Militärdienst anwerben zu lassen, wurde aber einen halben Zoll zu klein gefunden. Was wäre wohl aus ihm geworden — so hat er oft selbst in späteren Zeiten ge-

dacht — wenn ihm dieser halbe Zoll nicht am vorgeschriebenen Maße gefehlt hätte? Jedenfalls wohl ein tüchtiger Soldat, vielleicht auch ein höherer Offizier, wie es deren viele gibt, wenn ihn nicht vorher bei irgend einer Gelegenheit das Schicksal ereilt hätte. An eine vergleichsweise so glänzende Rolle, wie sie ihm seine industrielle Laufbahn brachte, wäre wohl kaum zu denken gewesen, da seine ganze Anlage eine andere Richtung hatte. So wäre auch aus Näf nimmermehr ein Girard geworden, so wenig als aus Girard ein Näf.

In einer Beziehung können wir jedoch auch an dem weit solideren und vorsichtigeren Näf eine gewisse Kühnheit wahrnehmen, indem er lange Zeit hindurch seine Ersparnisse beständig wieder, ohne für eine genügende Reserve zu sorgen, in neuen Unternehmungen anlegte: ein Verfahren, durch welches er sich stets wieder der Möglichkeit aussetzte, durch eine einzige große Krisis im Baumwollengeschäft sein ganzes Vermögen zu verlieren. Daß die Krisis erst eintrat, als er gerade hinlänglich erstarkt war, um sie überstehen zu können, ist wieder ein außerhalb seiner Berechnung liegender Glücksfall. — Dies führt uns jedoch noch auf die Betrachtung einer ganz andern Art von Begünstigung durch den Zufall, die in Beziehung auf den materiellen Erfolg der Arbeit eine ebenso große Rolle spielt, als jene Lotterie des vereinzelten Glücksfall unter zahlreichen vergeblich gewagten Einsätzen: Es ist dieß die Vermeidung des Unglücksfalles in einer längern Reihe von Spekulationen.

Bekanntlich tritt der Mensch dem unglücklichen Zufall bereits durch eine große Reihe von Versicherungsanstalten entgegen, während man den sogenannten glücklichen Zufall nicht nur nicht durch Versicherungen zu beseitigen, sondern sogar noch durch anerkannte oder geduldete Lotterien herbeizu-

führen sucht. Der Grund hiefür ist theils darin zu suchen, daß wir das Unglück ebenso wie das konzentrirte Glück in seinen Wirkungen mit einem einzigen Blick übersehen und uns in die Lage des Betroffenen leicht hineindenken, wenn auch die Wahrscheinlichkeit, daß wir jemals selbst in eine ähnliche Lage gerathen möchten, sehr gering ist; daß wir dagegen anderseits die zahlreichen Opfer, welche das Glück des Einzelnen der Gesellschaft auferlegt, nicht sehen, nicht überblicken, oder gar nicht einmal wissen, wo und wie wir sie suchen sollen.

Man kann es dem Einzelnen nun freilich nicht als besondern Glückfall anrechnen, wenn ihm sein Haus nicht abbrennt, oder eine Schiffsladung untergeht, weil ein solcher Schlag, gegen den man sich obendrein noch versichern kann, sehr viele verschont und weil die Wahrscheinlichkeit, daß er den Einzelnen trifft, eine sehr kleine ist. Anders stellt sich dagegen die Sache, wenn Jemand eine Reihe von Spekulationen aufeinander folgen läßt, von denen in jeder einzelnen die Wahrscheinlichkeit des Verlustes zwar klein, aber doch nicht verschwindend klein ist. Es sei beispielsweise eine gewisse Art von Spekulationen so beschaffen, daß ich weit überwiegende Gründe für ihr Gelingen habe, daß man, um die Sache an bestimmten Zahlen zu veranschaulichen, 9 gegen 1 auf ihr Gelingen wetten könnte. Alsdann ist die Wahrscheinlichkeit des Gewinns $^9/_{10}$ und die des Verlustes $^1/_{10}$. Eine solche Spekulation wird an und für sich gewiß Niemand tadeln, wenn sie ein mäßiges Objekt einsetzt, und wer Verstand und dazu günstige Verhältnisse hat, kann durch eine fortgesetzte Reihe solcher Spekulationen, oft sein Vermögen bedeutend fördern. Ob die Spekulation aber wirklich gut ist, hängt in jedem Falle sehr wesentlich ab vom Verhältniß des Einsatzes zum Gewinn. Ist der gewagte Einsatz beträchtlich größer als der zu hoffende

Gewinn, so ist die Spekulation schlecht, trotz der günstigen Wahrscheinlichkeit; denn es kann an einem einzigen Unglücksfall wieder verloren gehen, was an vielen glücklichen Fällen gewonnen wurde. Aber auch wenn der zu hoffende Gewinn gleich oder sogar größer ist, als der Einsatz, gibt es einen Fall, in welchem die fortgesetzte Reihe solcher Spekulationen verwerflich ist, und das ist der, in welchem jedesmal das ganze Kapital oder sogar mehr als das an den Einsatz gewagt wird. In diesem Falle kann nämlich das Ende nur dann ein günstiges sein, wenn die ganze Reihe der Spekulationen ohne Unterbruch günstig ist, und dafür gestaltet sich nach dem bereits erwähnten Satz der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Aussicht ganz anders als für den einzelnen Fall. Wenn z. B. eine Spekulation so beschaffen ist, daß man 3 gegen 1 auf ihr Gelingen wetten kann, so ist die Wahrscheinlichkeit für jeden einzelnen Fall $^3/_4$; allein schon für dreimalige ununterbrochene Wiederholung wird sie $^{27}/_{64}$; für viermalige Wiederholung $^{81}/_{256}$; das heißt, man kann nun schon umgekehrt mehr als 2 gegen 1 wetten, daß die Spekulation unter diesen vier Malen wenigstens einmal mißlinge. In einer längeren Reihe von Wiederholungen wird sonach, wie uns dies auch schon der gesunde Menschenverstand sagt, selbst die höchste Wahrscheinlichkeit des Gelingens zuletzt in das Gegentheil umschlagen und man tadelt daher mit Recht denjenigen, welcher stets seinen ganzen Gewinn wieder zu neuem Spiele einsetzt. Trotzdem wird man unter denjenigen Geschäftsleuten, welche sehr schnell vorangekommen sind, stets eine Anzahl solcher finden, welche diesen Weg eingeschlagen haben, indem sie, wenn auch nicht gar Alles, so doch den größten Theil des Erworbenen und oft fremdes Geld dazu beständig wieder in neuen Unternehmungen anlegten, deren Gelingen in jedem einzelnen

Fall sehr wahrscheinlich war. Auch beurtheilt der gesunde Menschenverstand ohne Unterstützung der Wahrscheinlichkeitsrechnung diesen Fall im Ganzen doch nicht so streng, als er wirklich zu beurtheilen ist, und namentlich der Erfolg wird hier fast immer als eine vollkommen genügende Rechtfertigung angesehen; zumal, wenn in der Anlage jedes einzelnen Geschäftes sich wirklich ein ungewöhnliches Talent und Streben kund gab. Man vergißt dabei, daß eine Anzahl gleich strebsamer und begabter Leute gleich kühn vorwärts ging, aber bei irgend einem Punkte der Laufbahn gänzlich scheiterte oder doch bedeutend zurückgeworfen wurde. Der Glückliche, welcher allein an's Ziel kam, hat jeden einzelnen Schritt seines Lebens mit überlegener Energie und durchdringender Einsicht zurückgelegt und es wird daher auch das Gelingen im Ganzen diesen Eigenschaften allein zugeschrieben, statt daß man den wichtigen und entscheidenden Faktor der Begünstigung durch das Glück mit in Rechnung zöge.

Wo alle Wagnisse aus dem Spiel bleiben, ist auch in den günstigsten Fällen der Vortheil, welchen hervorragende Geschicklichkeit, Solidität und Sparsamkeit dem Einzelnen geben, nur ein sehr mäßiger. Man kann eine beliebig große Reihe von Biographien reich gewordener Arbeiter lesen und man wird finden, daß niemals das ersparte kleine Kapital durch Fortsetzung des Arbeiterverhältnisses und der Sparsamkeit zum großen Kapital geworden ist, sondern daß das Wagniß in der einen oder andern Form seine Rolle gespielt hat. Wo das Wagniß ist, da ist aber auch der Verlust, und der Schein eines durch ausgezeichnete persönliche Eigenschaften garantirten Fortkommens entsteht eben nur dadurch, daß uns der Fall des Gelingens allein stark in die Augen fällt, während die zugehörigen Fälle des Mißlingens

im Verborgenen bleiben. Die Natur verbraucht eben auch hier manche Keime, um einen einzigen zu entfalten.

Wir haben gezeigt, wie gerade in denjenigen Fällen, in welchen ein schnelles und bedeutendes Aufsteigen nach gewöhnlicher Ansicht ausschließlich den persönlichen Eigenschaften des Menschen zu verdanken ist, eben dennoch das Glück eine große und durchgreifende Rolle spielt. Wir könnten dies noch an unzähligen Beispielen weiter ausführen, allein es mag genügen, auf diejenigen immer wiederkehrenden Seiten des sozialen Problems hingewiesen zu haben, welche man, durch das Bild der Glücklichen gleichsam wie durch eine optische Täuschung geblendet, immer wieder außer Acht läßt. Daß ein großer Theil von Glücksgütern dem Einzelnen schon „durch den Zufall der Geburt" zufällt oder durch tolle Launen der Fortuna geradezu dem Unfähigen zu Theil wird, ist eine hinlänglich bekannte Sache und man hat sich vergeblich bemüht, diese Fälle durch statistische Betrachtungen über den Gang der Vermögensbildung auf ein verschwindendes Minimum zu reduziren[4]. Wie groß das Verhältniß zwischen ererbten und erworbenen Vermögen sei, ist eine äußerst schwierige Frage, zu welcher die spärlichen bisher bekannten Versuche einer statistischen Antwort noch in einem starken Mißverhältniß stehen. Man läßt dabei in der Regel die zahlreichen Fälle ganz außer Auge, in welchen ein Emporkömmling durch Heirath, Adoption oder Assoziation in den Genuß eines alten und vererbten Vermögens eintrat oder auch durch einen seltenen Kredit, den auch der Tüchtigste unter hundert Fällen nur einmal findet, sich mittelst eines fremden und bereits vorhandenen Vermögens bedeutende Summen erwerben konnte. Wenn es aber auch wahr wäre, daß in der industriellen und handeltreibenden Welt die großen Vermögen nur selten bis in die dritte, vierte

Generation hervorragend bleiben, so wird damit doch nichts weniger bewiesen, als daß diese Vermögen einfach aufgezehrt und daß umgekehrt die neu entstehenden mit der schlichten Handarbeit angesammelt werden. Sie werden vielmehr in der Regel zunächst durch den Erbgang vertheilt und diese einzelnen Theile werden in den Wagnissen der Industrie auf's Neue eingesetzt. Da kann es denn oft begegnen, daß sechs Theile binnen Kurzem verschwinden oder bedeutend zurückgehen, während der siebente, in irgend eine Nebenlinie verirrt, sich wieder zu gleichem Umfang wie das ursprüngliche Vermögen entwickelt. Je mehr aber auf diese Weise das Glück auch mit wohlbegründeten Geschäften und altem, konzentrirtem Besitz zu spielen vermag, desto mehr werden wir seine Macht auch in der Sphäre der mühsam Emporstrebenden anerkennen müssen.

Im großen Ganzen ist nun aber die Wirkung des Glücks stets eine kumulirende. Es nimmt, wie die Lotterie, Vielen und gibt den Einsatz dieser Aller seinen wenigen Günstlingen. Manches Unternehmen kann, wie z. B. der Bergbau, der überseeische Handel nach neu erschlossenen Ländern, die Ausbeutung einer großen, mühsam vervollkommneten Erfindung, gar nicht zu Stande kommen, ohne daß sich, durch den hohen Gewinn verlockt, sehr Viele daran versuchen, und natürlich die meisten vergeblich. Wenn diese Alle dem Gewinn auch nicht direkt etwas abgeben, so thun sie es doch indirekt, indem sie ihm mit ihren Opfern behülflich sind, die Wechselfälle des Zufalls zu erschöpfen, bis derjenige Fall zum Vorschein kommt, welcher den Gewinner beglückt.

Ob auch hier mit diesem Mechanismus sich irgend ein großer verborgener Vortheil verbindet, der dazu beiträgt, die Menschheit mittelst solcher Opfer auf eine höhere Stufe zu heben? Wir möchten es vermuthen; müssen aber vorher jeden-

falls einige irrthümliche Vorstellungen abweisen, welche es sich mit der Rechtfertigung der Kapitalanhäufung durch das Spiel des Glücks gar zu bequem machen. Man verwechselt nämlich oft die allgemeine Kapitalansammlung in einem Lande auf's plumpste mit der Konzentration des Kapitals in wenigen Händen. Wenn die Arbeiter diese Konzentration bekämpfen, so wenden sie sich oft kurzweg gegen das „Kapital". Sie verwechseln in diesem Falle nicht die Sache, sondern nur die Namen und zwar auch diese oft nur der Kürze wegen, nicht aus Unkenntniß dessen, was die Volkswirthschaft unter Kapital versteht. Nun tritt aber die Volkswirthschaft ihnen mit einer Verwechslung der Sache selbst gegenüber. Man zeigt zuerst, wie das Kapital nichts Anderes ist, als die Summe der bereits durch Arbeit erworbenen Güter. Man führt aus, wie gerade der Mangel an Kapitel, d. h. an Getreidevorräthen, fertigen Häusern, Kleidern, Stoffen aller Art, Maschinen, Straßen, bebautem und verbessertem Boden u. s. w. ein Land arm macht, während der Ueberfluß an allen diesen Dingen den Nationalwohlstand begründet, an welchem auch der Arbeiter Antheil hat. Man zeigt, daß das Geldkapital eben nur ein gewisser, zur Vermittlung des Umlaufs dienender Theil des Gesammtkapitals ist, daß Banknoten, Papiergeld, Wechsel u. s. w. kein Kapital bilden, sondern nur modifizirte Schuldscheine sind. Endlich führt man aus, daß auch die Nachfrage nach Arbeit und somit die Höhe des Arbeitslohnes nothwendig von der Größe des im Lande vorhandenen Kapitals abhängig sei. Und wenn man nun mit all' diesen schönen und richtigen Ausführungen fertig ist, so zieht man den Schluß: daß also die Arbeiter sehr thöricht daran thun, das Kapital zu bekämpfen; gleich als ob man gar nicht wüßte, daß die Arbeiter das konzentrirte Kapital meinen, oder vielmehr die

Macht der Unterdrückung und Ausbeutung, welche dadurch entsteht, daß sich die Verfügung über das Kapital in wenigen Händen konzentrirt! Ja, man geht oft so weit, mit einem ganz unverschämten Sprung den Arbeitern zuzurufen, daß der Reichthum ihrer Unternehmer auch ihr Reichthum sei, daß ihr Wohlergehen unzertrennlich an den Flor der großen Geschäfte und an den Profit ihrer Inhaber geknüpft sei. Während man so in handgreiflicher Weise die Sachen selbst verwechselt, macht man dann noch den Arbeitern aus ihrer Verwechslung der Namen, bei der sie doch ein ganz klares und ökonomisch gerechtfertigtes Ziel verfolgen, einen Vorwurf und behandelt sie wie Kinder, die von oben herab belehrt werden müssen. Und dies erlaubt sich eine Wissenschaft, die noch, in Deutschland wenigstens, dermaßen in den Kinderschuhen steckt, daß die plumpste Verwechslung des konzentrirten Geldkapitals mit dem Nationalvermögen selbst in weit verbreiteten Handbüchern gewissermaßen zum Prinzip erhoben wird. Glaubt doch einer dieser Nationalökonomen[5] in allem Ernste, mit der Verdoppelungsperiode des Kapitals aus dem Zinse Malthus wiederlegen zu können, während doch das gegen Zins verliehene Geld nur einen kleinen und seinen besondern Regeln unterworfenen Theil des Nationalvermögens bildet. Ist doch gerade in den ärmsten und dabei im großen Ganzen noch ziemlich stillstehenden Ländern oft der Zinsfuß für baares Geld am höchsten und also jene Verdoppelungsperiode am kürzesten, während alle Jahre die Bevölkerung zu einer gewissen Jahreszeit durch Mangel an Nahrung dezimirt wird!

Die Konzentration des Kapitals und des Unternehmergewinns in wenigen Händen wird stets wenigstens nach zwei Richtungen hin einen bedeutenden Einfluß zum Nachtheil der

Gesammtheit ausüben: einmal, indem sie die Arbeiter abhängiger macht, mit allen demoralisirenden Wirkungen, welche ein solches Abhängigkeitsverhältniß nach oben und unten erzeugt; sodann aber, indem sie bewirkt, daß ein großer Theil des Erworbenen, und zwar ein mit der Zunahme des Reichsthums wachsender Proportionalantheil, auf Gegenstände des sinnlosen Luxus verwandt wird, statt auf Gegenstände, welche das Leben möglichst vieler Personen erleichtern und verschönern würden. Dieser letztere Umstand wird von den Volkswirthschaftern sehr mit Unrecht außer Acht gelassen, wenn sie ihre „Vermehrung des Kapitals um jeden Preis" predigen. Stuart Mill sagt in seinem Kapitel über den „stationären Zustand" [6], es sei sehr fraglich, ob bis jetzt alle mechanischen Erfindungen die Tagesmühe irgend eines menschlichen Wesens erleichtert haben. „Sie haben allerdings die Wirkung gehabt, daß eine größere Bevölkerung das nämliche Leben von Mühseligkeiten und Einkerkerung führt und eine beträchtlichere Zahl von Fabrikanten und andern Personen größere Reichthümer erwirbt; auch haben sie die Lebensannehmlichkeiten der mittleren Klassen vermehrt; allein sie haben bis jetzt noch nicht angefangen, jene großen Veränderungen im Geschicke der Menschheit zu bewirken, welche zu vollbringen in ihrem Wesen liegt und der Zukunft vorbehalten ist." Die Thatsache ist unzweifelhaft richtig, allein ihren Grund hat sie nur zum Theil darin, daß die Bevölkerungszunahme mit jeder Vermehrung der Produktionsmittel Schritt hält. Vielmehr würde sich auch beim stationären Zustand der Bevölkerung dasselbe Resultat ergeben, sobald man annimmt, daß das Kapital sich in verhältnißmäßig wenigen Händen anhäuft; denn es ist keine Masse von Arbeitskraft der Maschinen und der Personen gedenkbar, welche nicht die Unersättlichkeit eines einzelnen Menschen, geschweige

denn einer bevorzugten Klasse, zur Erfüllung persönlicher Wünsche in Bewegung setzen und vollkommen absorbiren könnte, sobald er die Mittel hat, sich dieselben dienstbar zu machen. Diese Mittel sind aber bei der gegenwärtigen Ordnung der Gesellschaft stets in demselben Maße gegeben, in welchem das Kapital sich bei gänzlicher Mittellosigkeit der Arbeiterbevölkerung in den Händen Einzelner anhäuft. Man denke sich dasselbe Kapital in viele Hände, sei es als gemeinsamen Besitz, sei es in der Form des Privatbesitzes, vertheilt, so wird der Einzelne für seine Ansprüche eine Schranke finden an den Ansprüchen der Andern. Die Arbeitskraft der Hände und Maschinen wird zunächst für diese Alle das Nothwendige schaffen, dann eine Abkürzung der Arbeitszeit gestatten und endlich einen mäßig steigenden Luxus. Nun liegt es aber ferner in der menschlichen Natur, daß gerade unter solchen Kulturverhältnissen, welche im Allgemeinen mäßige Verschiedenheiten in der Vermögenslage bei durchschnittlichem Wohlstand mit sich bringen, am leichtesten auch eine feste bürgerliche Sitte den Launen der Reichen Schranken setzt. Der Gemeinsinn nimmt unter solchen Verhältnissen seinen höchsten Aufschwung und die Bildung treibt ihre edelsten Blüthen, so daß man wohl sagen kann: gerade die höchsten und beglückendsten Genüsse vermag der Mensch nur in einer Gesellschaft zu erzielen, welche ihn mit gleich berechtigten und ebenfalls zum Genuß befähigten Individuen umgibt. Hier wird der Luxus zum Kultus des Schönen umgestaltet und setzt sich dadurch selbst ein Ziel. Was keine qualitative Steigerung der Hülfsquellen dem glücklichen Besitzer je leisten kann, das gibt ihm hier ein günstiges Verhältniß zwischen Wohlstand, Bildung und Umgebung. Sobald aber durch übermäßige Anhäufungen der Reichthümer in wenigen Händen bei Verarmung der Masse dieser Zustand

eines annähernden sozialen Gleichgewichtes durchbrochen wird, wird auch die bürgerliche Sitte durchbrochen, die Bildung artet aus und mit dem wachsenden Luxus wächst die Geschmacklosigkeit. Wie wenig mit einem solchen Zustand der Dinge die Menschheit gefördert wird, werden wir noch genauer sehen, wenn wir nunmehr auch das innere Glück, die Glückseligkeit der Individuen in Betracht ziehen. Vorher bedarf es jedoch noch einer Bemerkung über die relative Berechtigung des sozialen Glücksspiels und sein Verhältniß zum menschlichen Fortschritt.

Wir haben bereits mehrfach in den obigen Erörterungen sehen können, wie das Glück des kühnen Abenteurers oder des waghalsigen Unternehmers andere kühne Geister in den gleichen Pfad verlockt, wobei denn nicht nur die natürliche Freude des energischen Menschen an Gefahren und Mühsalen wirksam ist, sondern nicht minder der verlockende Trugschluß, daß dem Kühnen und Starken Alles möglich sei: ein Trugschluß, der auf höchst einfache Weise dadurch zu Stande kommt, daß wir die Glücklichen mit ihrem Beispiel vor aller Welt leuchten sehen, während die Unglücklichen, wenn auch ursprünglich mit gleichen Kräften ausgestattet, stumm auf dem Grunde des Meeres liegen, auf den Schlachtfeldern verscharrt sind, oder als unbeachtete Krüppel und Bettler einherschleichen. Der Erfolg der Glücklichen steht allen Nachstrebenden als eine Prämie ihres Arbeitens und Wagens vor Augen, die ihrer Natur nach jedoch sehr verschieden ist von dem, was der Volkswirthschafter „Risikoprämie“ nennt. Die letztere ist ihrem Begriffe nach ein Aequivalent für das Opfer, welches im Wagniß liegt und setzt Verhältnisse voraus, in welchen die Wahrscheinlichkeit des Verlustes einigermaßen überblickt und berechnet werden kann. Die volkswirthschaftliche Risikoprämie wird daher durchschnittlich so hoch sein, daß sie den bei einer längern Reihe

gleichartiger Unternehmungen wahrscheinlich entstehenden Verlust vollkommen deckt und noch einen Ueberschuß ergibt, da ohne diesen bei gleichem Endresultat Jeder das sichere Geschäft dem ungewissen vorziehen würde. Die Prämie, von welcher wir hier reden, bietet dagegen durchaus kein solches Aequivalent, so wenig wie die Aussicht auf einen großen Lotteriegewinn jemals ein volles Aequivalent für den gewagten Einsatz bieten kann. Sie ist vielmehr, gleich dem Lotteriegewinn, an und für sich eine Verlockungsprämie und das Philister-Sprüchwort: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um", behält den Waghälsen gegenüber nur gar zu oft Recht. Aber von den Umgekommenen oder vom Verlust ihres Vermögens Betroffenen spricht eben nur der stille Bürger, dessen Neffe oder Nachbarskind der Verunglückte war, während auf dem Markt des Lebens allein der Glückliche bemerkt wird und mit seinem Beispiel in tausend Herzen die Lust zur Nachfolge wach ruft. Obwohl nun also vom Standpunkte der Privatwirthschaft aus in den Wagnissen des sozialen Glückspiels fast immer ein ungerechtfertigtes Opfer liegt, indem die Summe der Verluste der Unglücklichen den Gewinn des Glücklichen weit überragt, so stellt sich doch die Sache vom Standpunkte des menschlichen Fortschritts und der Gesammtinteressen der Gesellschaft ganz anders.

Man betrachte nur einmal das Schicksal der großen Zahl von Menschen, die sich mit Erfindungen und Entdeckungen abgeben. Wie betrübend ist nicht oft das Loos der Erfinder, selbst wenn sie ihr Ziel erreicht und eine folgenreiche Erfindung in ausreichender Form zu Stande gebracht haben! Wie viele Erfinder sterben aber, ohne der Menschheit etwas Anderes hinterlassen zu haben, als eine unausgeführte Idee, ein sinnreiches Modell oder eine Maschine, der nur noch eine

Kleinigkeit fehlt, um sie für den praktischen Gebrauch verwendbar zu machen! Und diese von den Zeitgenossen so wenig beachteten und noch weniger belohnten Anfänge werden von den Nachkommen durch eine kleine Zuthat rentabel gemacht und fördern ungeheure Schätze zu Tage. Aber auch jene verachteten Projektmacher, die mit verworrener Logik und zerrissenem Rock Jedermann ihre unverwüstlichen Hoffnungen vorpredigen und alle Welt zur Verwirklichung einer Grille vorspannen möchten, gehören mit in den Kreis der Erfindungsjäger und sehr oft ist der Unterschied zwischen ihnen und den Erfindern werthvoller Vorrichtungen oder Verfahrungsweisen nur ein sehr relativer, ja verschwindender. Wenn nun aber auch bei diesen Menschen, wie bei den Pioniren der Kultur in fernen Wildnissen oder den Entdeckern unbekannter Inseln, eine besondere Organisation und ein angeborner Trieb zu derartiger Thätigkeit vorausgesetzt werden mag, so wird man doch finden, daß der Trieb *reich zu werden* bei genauerer Prüfung sich weit einflußreicher herausstellt, als man gewöhnlich sagen sollte. Wie ungemein viel Zeit und Kraft ist nicht auf Entdeckung des „Steins der Weisen" und die damit zusammenhängende Kunst Gold zu machen verwandt worden! Nicht umsonst ist es gerade „das allgeschätzte Gold", dessen liebliches Bild so manchen hungernden Gelehrten in den Abgrund einer endlosen und ziellosen „Wissenschaft" stürzte. Ein Mann, der sein Vermögen der Konstruktion des Perpetuum mobile gewidmet hat, erzählt vielleicht Abends auf dem einsamen Dachkämmerlein seiner kümmerlich ernährten Familie von den Reichthümern und Ehren, die das Gelingen seines Versuches ihm bringen müsse und baut sich Luftschlösser, die ihn für die Entbehrung in seiner ärmlichen Umgebung trösten. Ich treffe den Entdecker einer Mineralquelle, der mit unge-

heurer Energie seinen Fund zur erfolgreichen Geltung gebracht hat, und er erzählt mir, wie er als Kind schon von gewinnenden Loterieloosen geträumt und als junger Mann sein Vermögen beim Betrieb eines Goldbergwerks eingebüßt hat. Die Geschichte rühmt uns die Entdecker neuer Welttheile und beiläufig erfahren wir, daß der Wunsch, einen neuen Weg zu den Schätzen Indiens zu finden, die Triebfeder ihrer Unternehmungen war. So zeigt sich der trügerische Schein des verlockenden Gewinns bisweilen schon beim Einzelnen als Führer zu ungesuchten Gütern; im großen Ganzen aber zieht die Menschheit den Vortheil aus den Täuschungen, welchen der Einzelne unterliegt.

Dies Faktum kann jedoch niemals die Pflicht beseitigen, auch in dieser Beziehung aufklärend zu wirken, zu rathen und zu warnen; selbst auf die Gefahr hin, daß der Schwung in den Eroberungen der Menschheit erlahmen, der Fortschritt sich verzögern sollte. Wie der Kampf um das Dasein nur für die vernunftlose Natur und den noch von rohen Leidenschaften beherrschten Menschen zu Recht besteht, während mit dem Erwachen des vollen Bewußtseins auch das Bestreben entsteht, den Menschen kraft seines Geistes über das seelenlose Spiel der Erzeugung und Vernichtung zu erheben; so wird auch das volle Bewußtsein vom Wesen und den Wirkungen des sozialen Glücksspiels stets dazu führen, daß man es zu beseitigen und Lohn und Anstrengung in gerechte Wechselbeziehungen zu setzen versucht. So wichtig dann aber auch jener rohe mechanische Faktor des menschlichen Fortschritts in den vorhergehenden Zeiträumen ist, so entbehrlich wird er, nachdem einmal der Geist einer höheren Bildung und die Liebe zu den edlen Ideaelen der Menschheit erwacht ist.

Wir gehen nun über zu der großen Frage: wie verhält

sich das äußere Glück des Menschen zum innern? Von welchen Gesetzen ist das letztere abhängig? Ist die Glückseligkeit so vollständig bedingt vom äußern Erfolg, wie das Rennen und Jagen des Menschen nach Erwerb und Gewinn uns möchte glauben machen; oder ist sie so vollständig unabhängig von unserer äußeren Lage, wie die Lehren des Christenthums oder einige Philosophen des Alterthums vorgeben? Doch vielleicht thun wir besser, die letzteren Ansichten aus dem Spiele zu lassen, weil sie im Grunde nur ein Ideal aufstellen und uns nicht sowohl lehren, was ist, als vielmehr was sein sollte. Daß nämlich ein solches Ideal, welches den Menschen von allen äußern Verhältnissen unabhängig stellt, denkbar und berechtigt ist, mag kaum bezweifelt werden, da das Vermögen des Menschen in Ideen zu leben und an der Außenwelt nur den Geist und die Form zu schätzen, einer unendlichen Steigerung fähig erscheint. Die Verwirklichung jenes Ideals ist aber selbst in sehr unvollkommener Annäherung viel zu selten, um bei der Betrachtung der Dinge wie sie sind, eine große Rolle spielen zu dürfen. Halten wir uns daher statt dessen an die häufig ohne allen Idealismus auf dem Markt des Lebens offen verkündete Lehre, daß im großen Ganzen Jeder sich in seiner Lage am glücklichsten fühle, daß insbesondere die Armen, weil sie „nicht besser wissen", unter ihrem Zustande auch nicht leiden, so lange er sich nicht noch verschlimmert, während ihnen schon die kleinste Verbesserung ihrer Lage einen beneidenswerthen Genuß verschafft; daß anderseits die Reichen, abgestumpft von den ungesucht sich darbietenden Genüssen, gleichgültig und verdrossen dahinleben, von einer Erhöhung ihrer Genüsse nur wenig angeregt, dagegen von jeder etwaigen Schmälerung höchst empfindlich betroffen.

Man hat in neuerer Zeit mehrfach versucht, die Lehre vom Glück in eine wissenschaftliche Form zu bringen und ist dabei, wenn wir von rein methaphysischen Spekulationen absehen, entweder von mathematischen oder von physiologischen Sätzen ausgegangen. Auf ersterem Wege befand sich der berühmte Mathematiker Daniel Bernoulli[7], als er den Unterschied zwischen der sogenannten „mathematischen Hoffnung" und den von der Hoffnung bedingten Erscheinungen des täglichen Lebens auf ein bestimmtes Prinzip zurückzuführen unternahm. Unter der „mathematischen Hoffnung" versteht man nämlich den in Zahlen ausgedrückten Werth eines Gutes, multiplizirt mit demjenigen Bruch, welcher die Wahrscheinlichkeit der Erlangung dieses Gutes ausdrückt. Bei der Vergleichung dieser Formel mit den Vorkommnissen des Lebens fand man bald, daß die Menschen ein Gut sehr verschieden schätzen, je nachdem ihr Vermögen beschaffen ist. Der Reiche setzt auf eine Summe von hundert Franken weniger Werth als der Unbemittelte und ist deßhalb auch eher geneigt, sie an ein gewagtes Spiel zu setzen. Derjenige, dessen ganzes baare Vermögen in hundert Franken besteht, wird in der Regel diese Summe nicht auf's Spiel setzen, wenn auch die mathematische Hoffnung, sie mit Gewinn zurückzuerhalten, noch so verlockend scheinen möchte. Aus dieser Beobachtung leitete Bernoulli den Satz ab, daß der relative (persönliche) Werth einer sehr kleinen Summe gleich ist dem absoluten (mathematischen) Werth, dividirt durch das Vermögen der interessirten Person. Durch Anwendung der Differenzial- und Integralrechnung auf diesen Satz findet man dann, daß der relative Werth einer Summe wächst mit dem Logarithmus[8] ihres absoluten Werthes.

Dieser zuerst von Bernoulli aufgestellte Satz wurde von Laplace (der die Ausdrücke „fortune physique" und „for-

tune morale“ einführte) weiter entwickelt und erschien seitdem häufig in den Lehrbüchern der Wahrscheinlichkeitsrechnung, ohne daß man die ungeheure Bedeutung ahnte, welche er nunmehr durch die Forschungen von E. H. Weber und Fechner erhalten hat. Wir können nicht umhin, auf diese ungemein folgenreichen Entdeckungen, welche sowohl der Gesellschaftswissenschaft als der gesammten pragmatischen Anthropologie[9] ein wissenschaftliches Fundament zu geben versprechen, hier kurz einzugehen. Weber fand nämlich bei seinen Untersuchungen über die kleinsten Unterschiede der Gewichte, die wir mit dem Tastsinne unterscheiden können, der Länge der Linien, die wir mit dem Augenmaße, der Stärke eines Schalles, die wir mit dem Gehör unterscheiden können, daß es innerhalb gewisser Grenzen nicht auf die absolute Größe des fraglichen Unterschiedes ankommt, sondern auf das Verhältniß dieses Unterschiedes zu der gesammten Größe der verglichenen Werthe. Wer z. B. bei einem Gewichte von ungefähr 6 Loth noch den dreißigsten Theil dieses Gewichtes als Unterschied beim Wägen mit der Hand herausfindet, der kann bei 12 Loth ebenfalls nur den dreißigsten Theil dieses Gewichtes unterscheiden. Ebenso verhält es sich mit der Länge von zwei nahezu gleichen Linien, mit der Schallstärke der Klänge u. s. w. — Diese Thatsache nahm Fechner zum Ausgangspunkt einer großen Reihe von Untersuchungen, deren Gesammtergebniß sich dahin zusammenfassen läßt, daß sich auf allen Gebieten der Empfindung dasselbe Gesetz für die Abhängigkeit der Empfindung von dem Reize, welcher sie veranlaßt, herausstellt, nämlich eben jenes Bernoulli'sche, oder nach Fechner's Bezeichnung Weber'sche Gesetz; dessen einfachste mathematische Form lautet: $y = \log x$, wo y die Empfindung, x den diese Empfindung veranlassenden Reiz

bedeutet und als Einheit diejenige Größe des Reizes zu betrachten ist, bei welcher die zugehörige Empfindung gleich Null wird. Indem Fechner dies Gesetz durch alle einfachen Beziehungen zwischen physischen Veranlassungen zu psychischen Vorgängen verfolgte, war er wohl berechtigt, es als das „psychophisische Grundgesetz" zu bezeichnen.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß dies Gesetz auf einen großen Theil der sozialen und politischen Phänomene verschiedenster Art Anwendung findet, wie denn schon die bloße unbewiesene Annahme seiner Gültigkeit auf eine ganze Reihe eigenthümlicher Erscheinungen des Völkerlebens ein überraschendes Licht wirft. Wir erwähnen z. B. die Empfindlichkeit der Völker oder einzelner Volksklassen für den auf ihnen lastenden Druck des politischen Regimentes oder der sozialen Verhältnisse. Es kann schon einer flüchtigen Betrachtung der Dinge nicht entgehen, daß die Empfindlichkeit für irgend eine Steigerung dieses Druckes nicht mit der absoluten Größe des betreffenden Zuwachses proportional ist, sondern mit dem Verhältniß dieses Zuwachses zu der Größe des gesammten auf ihnen lastenden Druckes: ein Grund, warum bei günstigen Zuständen schon eine mäßige Verschlimmerung oft große Unzufriedenheit hervorruft, während ein gleicher Zuwachs an Uebelständen bei schlimmerem Druck weniger stark empfunden wird. Eine weitere Verfolgung dieser Erscheinungen gehört jedoch nicht hieher und bedürfte auch, um zu einigermaßen sichern Ergebnissen zu führen, noch umfassender Vorarbeiten. Es genügt, hier gezeigt zu haben, daß die mathematische Grundlage der Theorie des Glücks, welche uns die Bernoulli'sche Formel an die Hand gibt, keineswegs vereinzelt in der Luft steht, sondern beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft als einer der sichersten und bestbegründeten Punkte in diesem ganzen Gebiete der Forschung zu betrachten ist.

Wenn nun schon aus diesem Prinzip unverkennbar eine gewisse Ausgleichung in Beziehung auf die Glückseligkeit der Individuen zu entnehmen ist, indem der mit äußern Gütern gesegnete Mann eines entsprechend stärkeren Zuwachses zu seinem Glücke bedarf, als der Arme, um eine gleiche Empfindung davon zu haben, so hat man eine solche Ausgleichung in noch höherem Grade — bis zu gänzlicher Verwischung des Unterschiedes — durch Anwendung einer andern sehr bekannten physiologischen Thatsache nachweisen wollen. In einem geistvollen Vortrage über die „Theorie des Glücks“ (Leipzig und Heidelberg 1867) sucht Dr. Piderit zu zeigen, daß die Grundlage der ganzen Theorie des Glücks im Gesetz der Kontrastwirkungen beruhe, vermöge dessen unsere Nerven für eine bestimmte Erregungsweise um so empfänglicher sind, je mehr sie vorher der entgegengesetzten ausgesetzt waren. Wir empfinden die Kälte lebhafter nach der Wärme, die Sättigung am angenehmsten nach dem Hunger, das Licht am stärksten, wenn unser Auge vorher der Dunkelheit ausgesetzt war. Da liegt denn der Gedanke nahe, diese Eigenthümlichkeit unsers Nervensystems auch auf das Gemüthsleben auszudehnen. „Jede Freude“, lehrt Piderit, „erscheint uns um so größer, je größer vorher der Schmerz war; nur nach der höchsten Angst folgt die höchste Seligkeit, und wer niemals das Unglück kennen gelernt hat, der kennt auch nicht das Glück. Ein Beispiel möge diese Behauptung erläutern. Bekanntlich empfinden wir ein unangenehmes Gefühl von Kälte in den Fingern bei einer Temperatur von drei Grad Wärme. Stecken wir aber die Hand während einiger Minuten in Eiswasser, so werden wir dieselbe Temperatur als behaglich warm an den Fingern empfinden, welche uns kurz vorher kalt erschien. So geht es auch dem Menschenherzen. Mancher

ist mit seinen Verhältnissen unzufrieden und hadert mit seinem Schicksale, wird aber sein Herz in das eisige Bad des Unglücks getaucht, und verliert er, was er besessen, so lernt er das Verlorne schätzen, und dieselben Verhältnisse, welche ihm früher unerträglich schienen, würden ihn nun glücklich machen, wenn sie wiederkehrten. Selbst die Gesundheit weiß nur der recht zu schätzen, der sie einmal verloren hat; das unaussprechlich glückliche Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit kennt nur der Genesende, und in diesem Gefühl findet er den Lohn der ausgestandenen Leiden."

Ebenso wie Entbehrung und Schmerz für den Genuß und die Freude empfänglicher machen, sei es nun auch in umgekehrter Richtung. Die frohe Stimmung spielender Kinder schlägt leicht in Thränen um, und ein Mensch, dem Alles stets nach Wunsch gegangen, wird zuletzt so reizbar, daß eine Fliege an der Wand ihn ärgern kann.

„Eben so wenig, wie ein Mensch es vermag, fortwährend süße Speisen zu genießen, eben so wenig vermag er, fortwährend Freude und Glück zu genießen. Wer Süßigkeiten über Gebühr genießt, bei dem macht sich von selbst die Kontrastwirkung des Ekels geltend, wer Freude und Glück über Gebühr genießt, bei dem erscheint sehr bald die Kontrastwirkung des Ueberdrusses. Man wundert sich so oft, daß steinreiche Engländer, denen das Leben nichts versagt hat, so häufig den Spleen bekommen und sich todtschießen, aber mit Unrecht, denn

Nichts ist schwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von schönen Tagen!"

Dasselbe Gesetz der Kontrastwirkungen, wie in den Empfindungsnerven, herrscht nun aber auch in den Bewegungsnerven. Nach langer Ruhe ist nichts wohlthätiger und an-

genehmer, als Arbeit und Anstrengung, während die Ruhe wiederum nur nach angestrengter Arbeit süß ist. „Dasselbe" sagt Piderit, „gilt auch von geistigen Anstrengungen. Geistige Arbeit ist auch die erste Bedingung geistiger Gesundheit, und der Genuß, welchen wir uns durch geistige Anstrengung verschaffen können, besteht hauptsächlich in dem darauf folgenden wohlthuenden Gefühle geistiger Ruhe. Je länger und je eifriger man nach einem geistigen Ziele gestrebt hat, desto mehr genießt man das Gefühl der Befriedigung und Ruhe, wenn man dieses Ziel erreicht hat. Dabei hängt der Grad der Freude nicht sowohl von dem Werthe der Leistung ab, d. h. von dem zufälligen Werthe, welchen sie in den Augen der Menschen hat, als vielmehr von dem Grade und von der Dauer der Anstrengung, welche man dabei aufgewendet hat. Ein gelehrter Arithmetiker z. B. wird sehr gleichgültig dabei bleiben, wenn er eine Gleichung vom ersten Grade gelöst hat, ein Tertianer aber, der dieselbe Aufgabe nicht ohne schweres Kopfbrechen fertig gebracht hat, wird mit einem Gefühle hoher Befriedigung auf das gewonnene Resultat blicken."

Es ist leicht zu sehen, wie man auf diesem Wege, wenn man nicht neue Gesichtspunkte der Betrachtung zu Hülfe nimmt, auf den Standpunkt gelangen kann, daß man Glück und Unglück nach seiner inneren Seite für unabhängig ansieht von der äußern Lage des Menschen. Das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied," welches der kurzsichtige Philister auf den äußern Lebensgang des Menschen, auf den Erfolg seiner Arbeit anwendet, scheint hier mit weit höherem Rechte wiederzukehren, denn „das Glück vollzieht sich nach bestimmten physiologischen Gesetzen, welche für Jedermann gültig sind, für jedes Alter und für alle Stände." „Freude und Schmerz, Glück und Unglück folgen sich im Leben wie

Tag und Nacht, und je dunkler die Nacht war, desto heller und erquickender erscheint uns das Licht des neuen Tages." Der Unglückliche kann sich aus dem Unglück wieder erheben, indem er zur Arbeit greift, und zwar „zu einer Arbeit, zu welcher ihn seine Neigungen und Anlagen befähigen und treiben; der Eine greift zu den Büchern, der Andere zum Wanderstabe; der Eine zum Pflug, der Andere zur Kunst; — und mit der Arbeit kehrt der Genuß, die Freude, das Glück zurück in das verzagende Herz."

Diese Zeilen wird ohne Zweifel ein von der Last des Lebens niedergedrückter Arbeiter nicht lesen können, ohne jenen tiefen Groll im Herzen zu empfinden, welcher der ganzen Arbeiterfrage ihren eigenthümlichen und beunruhigenden Charakter gibt. Woher aber dies? Fehlt es dem grollenden Arbeiter nur an Verständniß für jene Lehre? Gewiß nicht; denn trotz ihres Ursprungs in der Physiologie ist sie sehr einfach und handgreiflich. Oder ist es nur der Neid, der jenen unüberwindlichen Groll hervorruft und den philosophischen Tröstungen mit bitterem Hohngelächter antwortet? Auch das nicht, obwohl der Neid seine Rolle spielt, auf die wir gleich zurückkommen. In der Hauptsache fließt jener Groll aus dem unmittelbaren Bewußtsein einer Lage, die mit jenen Lehren nicht übereinstimmt, und diese Thatsache ist schon allein hinreichend, uns zum Nachdenken darüber zu bewegen, ob das Gesetz der Kontrastwirkungen in Beziehung auf das Bewußtsein des Glücks nicht seine Grenzen hat und ob es wohl überhaupt einen genügenden Einblick in das Wesen der Sache gewährt, wenn man das Glück der Befriedigung eines Bedürfnisses, der Beseitigung einer Entbehrung so betrachtet, als sei es einfach proportional mit der entsprechenden Entbehrung.

Um zu sehen, daß mit einer schrankenlosen Anwendung des Gesetzes der Kontrastwirkungen nicht Alles gethan ist, bedenke man nur einmal*) den schlimmsten, und leider im wechselvollen menschlichen Dasein gar nicht seltenen Fall, wo ein großes und namentlich lange andauerndes Unglück den Menschen keineswegs genußfähiger macht, sondern im Gegentheil die Genußfähigkeit auf lange Zeit hinaus abstumpft, wo nicht für immer ertödtet. Auch bei der einfachen Sinnesempfindung hat die Kontrastwirkung ihre Grenzen. Ein zu starker Eindruck lähmt den Nerv und macht ihn nicht nur unempfindlich für den Eindruck, welchem er zu stark ausgesetzt war, sondern ebenso für den entgegengesetzten. So geht es auch mit dem menschlichen Gemüth. Glaubt man wohl, daß der Dr. Ladendorf oder der Musikdirektor Röckel viel genußfähiger waren, als sie sich nach langen bittern Jahren von den Qualen des Zuchthauslebens befreit sahen, mit denen der Haß der politischen Feinde sie gemartert hatte? Von Fritz Reuter haben wir eine vortreffliche Schilderung des trostlosen Gemüthszustandes, in welchem er nach seinem siebenjährigen Festungsarrest der Freiheit wiedergegeben, noch Jahre lang verharrte, bevor die Frische des Geistes und die Empfänglichkeit des Gemüthes für den willkommenen Wechsel von Arbeit und Genuß ihm wiederkehrte. Sollte aber die Erscheinung der Abstumpfung durch Unglück, die wir hier so auffallend hervortreten sehen, in der That eine so ganz seltene sein? Wir glauben im Gegentheil, daß sie in geringerem

*) Hier und im Folgenden entnehmen wir einige Stellen theils wörtlich, theils mit geringen Aenderungen einem Aufsatz des Verfassers, der unter dem Titel: „Das Glück und die Arbeit" in der von Herrn Ed. Pfeiffer herausgegebenen und leider nach kurzem Dasein wieder eingegangenen Monatsschrift: „Die Arbeit," Stuttg. 1866, 7. u. 8. Heft erschienen ist.

Grade sehr weit verbreitet ist. Ich glaube nicht, daß das Herz einer Londoner Nähterin, die dem einförmigen Werk ihrer Nadel kaum einige Stunden Schlaf entziehen kann, jemals, wenn sie auch plötzlich aus all ihrem Unglück gerissen wird, eines solchen Uebermaßes von Glück fähig ist, wie das eines gesunden und frischen jungen Mädchens, welches nach einigen Monaten banger Erwartung, ohne je eine andere Noth gekannt zu haben, den Geliebten umarmt, der der Gegenstand ihrer Sehnsucht war. Es gibt allerdings einen inneren Frieden, der auch dem gequältesten Herzen für die Genüsse der Welt einen reichen Ersatz bereiten kann; aber diesen Genuß der Entsagung hat Piderit nicht gemeint, und er darf auch bei der physiologischen und sozial-politischen Untersuchung über das Wesen des Glücks nicht in Betracht gezogen werden, wenn man nicht auf die heuchlerische Bahn des reichen Pfarrers gerathen will, der den hungernden Schulmeister mit dem inneren Lohn der treuen Arbeit an den Kinderseelen und mit der Anweisung auf das Jenseits abfindet. Man wird einräumen müssen, daß Personen, welche in einer geschützten Lebensart ohne entnervende Verweichlichung aufwachsen, im Allgemeinen feinerer und edlerer Genüsse fähig sind, als die, welche von Jugend auf unter dem Druck harter Arbeit seufzen, und es ist kaum wegzuleugnen, daß darin, vorausgesetzt, daß sie die Mittel haben, sich diese Genüsse zu bereiten, auch ein Glück liegt, welches sich nicht Jeder verschaffen kann. Der Wechsel von Arbeit und Erholung bringt allerdings sowohl für den armen Taglöhner einen Genuß mit sich, wenn er nach zwölfstündigem Tagewerk in seine enge und niedere Hütte zurückkehrt, als auch für den höheren Beamten, der bei guter Tageszeit sein Büreau verläßt, um einen Spaziergang durch Gottes freie Natur zu machen und

dann den Abend im Theater oder in einer angenehmen Gesellschaft zuzubringen. Kann man aber wohl dem Taglöhner, wenn er sein Glück viel geringer findet, als das des Beamten, einen großen Irrthum vorwerfen? Nein; denn der Kontrast thut zwar viel, aber er thut eben noch lange nicht Alles. Die äußeren Glücksgüter sind nicht mit dem Glück zu verwechseln, und ihr beständiges, gleichmäßiges Uebermaß kann sogar Ueberdruß und Stumpfsinn hervorbringen; allein im Durchschnitt darf durchaus nicht verkannt werden, daß auch ihr absolutes Maß sehr wesentlich dazu beiträgt, die Summe und die Lebhaftigkeit glücklicher Gefühle zu steigern, und daß ihr Fehlen das Glück des Menschen in jedem Falle vermindert.

Wir erinnern ferner daran, daß die Physiologie, welcher wir die scheinbar so versöhnende Lehre von den Kontrastwirkungen entnehmen, uns auch einen deutlichen Wink gibt über die Gesammtwirkung häufig wiederholter Einflüsse auf den Lebensprozeß. Wir wissen recht gut, daß ein gewisser Grad von Entbehrung dazu beitragen kann, den Körper gesund und elastisch in allen seinen Funktionen zu erhalten: daß bedeutende Anstrengungen durch Erholung und Nahrung nicht nur ausgeglichen werden, sondern daß der durch sie erregte Stoffwechsel noch einen Ueberschuß abwirft, daß die lebhaft thätigen Organe sich stärker entwickeln und das gesammte Befinden des Organismus vollkommener wird, als bei träger Ruhe. Wir wissen aber nicht minder, daß es ein Uebermaß von Anstrengung und Entbehrung gibt, bei welchem plötzlich das Gegentheil eintritt, bei welchem die Kräfte schwinden, der Stoffwechsel einen Rückschlag statt des Zuwachses ergibt, die Lebensdauer verkürzt wird und der verkümmerte Organismus einem frühzeitigen Siechthum verfällt. Haben wir nun nicht

guten Grund anzunehmen, daß diesen Erscheinungen des physischen Lebens ähnliche Vorgänge im Gemüthsleben entsprechen? Man mag die Wollust noch so hoch anschlagen, mit welcher ein Arbeiter, nachdem er seine 13 Stunden im dumpfen Kerker der Fabrik zugebracht hat, daheim sein kümmerliches Abendbrod verzehrt. Es muß doch — abgesehen von dem bedeutenden Prozenttheil der Lebensstunden, welche die mühsame und langweilige Arbeit ausfüllt — es muß doch auch innerlich, im Bewußtsein, ein Unterschied sein, zwischen diesen Menschen mit vergrämten Zügen und verkümmertem Körperbau und jenen wohlgenährten, Zufriedenheit strahlenden Figuren, die uns in den wohlhabenden Klassen so oft begegnen. Das Gemeingefühl des Wohlseins oder des Elendes, welches zu allen einzelnen Regungen von Schmerz oder Lust den beharrlichen Hintergrund bildet, ist kein geringer Theil von unserm Glück oder Unglück, und wenn es auch nicht einfach die Summe der bereits erlebten Leiden und Freuden ist, so wird es doch durch die Menge von Genüssen oder Entbehrungen, die uns das Leben bereitet, sehr wesentlich mit bedingt.

Auch die Abwechslung in den Genüssen, welche sich der Reiche verschaffen kann, hat ihre große Bedeutung gegenüber den einförmigen Genüssen, die der großen Mehrzahl unserer industriellen Arbeiter zu Gebote stehen. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der Geist, übersättigt von Genüssen der Kunst und des verfeinerten geselligen Verkehrs, eine neue Quelle der Freuden im Verkehr mit der Natur findet, zumal bei einer von gelinden Anstrengungen gewürzten Gebirgsreise, auf der Jagd oder im nervenstärkenden Seebad. Selbst diese kleinen Anstrengungen, geschweige denn die mit ihnen verbundenen Genüsse, kann sich der Arbeiter in der

Regel nicht verschaffen. Er kennt nur die eine tägliche, dauernd gleichartige Anstrengung, die am Mark seines Lebens zehrt. Hierin liegt auch einer der wichtigsten Gründe der unbestreitbaren Thatsache, daß der ländliche Arbeiter sich im Allgemeinen glücklicher fühlt, als der Fabrikarbeiter, obwohl seine Arbeit wenigstens zeitweise, bedeutend mehr Anstrengung erfordert und seine Nahrung roher und kärglicher ist, als die des Fabrikarbeiters. Dennoch tauscht er nicht gern mit diesem, und mit Recht; denn ihm bietet nicht nur der wechselnde Kreislauf von Saat und Ernte eine große Abwechslung in seiner Thätigkeit, sondern der Verkehr mit der Natur bietet ihm auch zahllose Eindrücke, die seinen Geist erfrischen und sein Gemüth neu beleben.*)

Einer der wichtigsten Punkte ist aber endlich der natürliche Einfluß der Vergleichung, welche jeder Mensch beständig und unwillkürlich zwischen seinem eigenen Zustande und dem seiner Nebenmenschen anstellt. Es ist klar, daß diese Vergleichung nicht so vollkommen sein kann, als könnte sich einer in die Seele des Andern versetzen und mit dessen Organen die Lage desselben beurtheilen. Wir bilden uns unsre Vorstellung vom Glück des Andern zunächst stets, indem wir die äußern Umstände, in denen er lebt, wahrnehmen, und an diese unsern eigenen Maßstab anlegen. So denkt sich namentlich der Arme das Glück des Reichen größer

*) Gossen, die Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln, Braunschweig 1854, hat versucht eine streng mathematische Theorie für Genuß und Arbeit aufzustellen, ausgehend von der Thatsache, daß jeder Genuß von einer bestimmten Art im Augenblick seines Eintretens am größten ist und dann zu sinken beginnt. Dies Werk verdient trotz der Einseitigkeit, mit welcher der Verfasser seinen Stoff behandelt, mehr Beachtung als es bisher gefunden hat.

als es in Wahrheit ist, weil für ihn selbst alle jene Genüsse, die er noch niemals gekostet hat, einen weit stärkeren Reiz haben, und weil ihm sein eigener Zustand neben jenem als ein Zustand beständiger Entbehrungen erscheint. Dies Gefühl schwindet niemals völlig, wenn ein Armer in der Nähe vom Reichen lebt; es kann jedoch bei einem dauernden, gleichmäßigen Verhältnisse außerordentlich abgestumpft werden. Bei wechselnden Verhältnissen und bei jeder Gelegenheit, welche den bestehenden Unterschied auffallender macht, tritt jenes Gefühl lebhafter hervor. Es heißt gar Nichts, wenn man ein solches aus der Vergleichung hervorgehendes Bewußtsein schlechthin als Neid bezeichnet und dann darüber hinweg zu sein glaubt. Man kann auch mit Belehrung über die Natur des Glücks höchstens die schädlichen Folgen dieses Gefühls beseitigen, aber nicht das Gefühl selbst, welches sich aus den Verhältnissen mit Nothwendigkeit ergibt. Der Sozial-Politiker muß solche Gefühle in Rechnung ziehen. Seine Aufgabe fällt niemals mit der eines Moralpredigers zusammen; auch würde es sich in diesem Falle noch sehr fragen, ob man die gedrückte Stimmung, in welche der Arme geräth, wenn er seine Verhältnisse mit denen des Reichen vergleicht, schon als Neid bezeichnen darf. Auch auf Seiten des Glücklichen entsteht durch die Vergleichung ein entsprechendes Gefühl, welches man in seiner bewußten Form Schadenfreude nennen mag. Was aber in der Schadenfreude, wie im Neid, uns als moralisch verwerflich und widerwärtig entgegentritt, ist eben nur die Schattenseite derjenigen natürlichen Empfindung, von welcher wir reden. Der Neidische grämt sich darüber, daß der Andre glücklich ist; bevor aber ein solcher Gedanke in's Bewußtsein treten kann, ist schon die Thatsache da, daß das eigene Unglück neben gleichzeitig wahrgenommenem fremdem Glück drückender wird,

und diese mit Naturnothwendigkeit entstehende Empfindung kann kein moralischer Tadel treffen. Ebensowenig unterliegt jenes gehobene Gefühl des Beglückten dem sittlichen Tadel, welches entsteht, wenn er sich unter Tausenden bevorzugt sieht. Erst die Reflexion bringt hier den Sündenfall.

Vom sozial-politischen Standpunkt betrachtet, ist es übrigens eine untergeordnete Frage, auf welchem Punkte jene Empfindungen mit dem sittlichen Prinzip menschlicher Vollkommenheit in Kampf treten. Es genügt, ihr Vorhandensein zu konstatiren, um daraus den Schluß zu ziehen, daß eine übertriebene Differenz in der Lebenslage der Individuen mit Nothwendigkeit eine geringere Gesammtsumme von Glück ergibt, als annähernd gleiche Verhältnisse, in welchen sich nicht eine Minderzahl unnatürlich gehoben und die Mehrzahl schwer gedrückt fühlt. Wir lassen aber die weitere psychologische Ausführung dieses Satzes dahingestellt, um zunächst an die einfache Wahrheit zu erinnern, daß die oben entwickelten Sätze über das Glück auch eine umgekehrte Anwendung gestatten, als die, welche man gewöhnlich zu machen pflegt. Statt nämlich aus ihnen zu schließen, daß die Entbehrungen des Armen seinem Glück nicht im Wege stehen, und daß daher Alles so gut ist, wie es in der Welt einmal ist, kann man auch den umgekehrten Schluß machen, daß die Genüsse der höheren Kultur und des Wohllebens dem Glück nichts Wesentliches zusetzen, und daß man daher auf sie verzichten sollte, sobald sich dies aus andern Gründen als wünschenswerth herausstellt. Bekanntlich hat im vorigen Jahrhundert Rousseau im Namen der Tugend und Sittlichkeit diese Rückkehr von den Bahnen der höheren Kultur zu dem einfachen Leben harmloser Naturvölker gefordert. Heutzutage wissen wir aber recht gut, daß

die Vorstellung von dem idyllischen Glück der Naturvölker eine ganz irrige ist, daß man im Gegentheil im Ganzen die häßlichsten und unbefriedigendsten Zustände des geselligen Lebens findet, je weiter die Völker in der Kultur zurückstehen. Es kann ferner durchaus nicht als gleichgültig betrachtet werden, ob der Mensch seine Fähigkeiten und Eigenschaften vollständig und harmonisch entfaltet oder nicht, selbst wenn er sich in beiden Fällen gleich glücklich fühlen sollte. Wer einmal erkannt hat, zu welcher Vollkommenheit der Mensch in geistiger und leiblicher Beziehung gebracht werden kann, der hat auch nothwendig das Streben, sich selbst, seine Mitmenschen und seine Nachkommen dieser Vollkommenheit näher zu führen und das angebliche Glück der Wilden hat für ihn keinen Reiz mehr; auch wenn sich beweisen ließe, daß der glückliche Gemüthszustand derselben nichts zu wünschen übrig ließe. Die Menschheit im großen Ganzen hat aber ferner das Streben, sich einer solchen Vollkommenheit zu nähern, wie sie uns bis jetzt nur in den Schöpfungen der Künstler und Dichter vor Augen steht. Freilich geht es mit der Verfolgung dieses Zieles toll und bunt genug zu. Die große Masse unserer Bevölkerung hat gar nicht die Zeit und die Mittel, Musik und ritterliche Uebungen zu treiben, den Wissenschaften obzuliegen, und sich angenehme, edle Formen des geselligen Umgangs zu erwerben. Wir müssen schon zufrieden sein, wenn von der abmattenden, Körper und Geist schwerfällig machenden Arbeit einstweilen so viel weggenommen wird, daß Jeder den öffentlichen Angelegenheiten des Staates und der Gemeinde folgen und sich wenigstens an den wichtigsten geistigen Arbeiten der Gegenwart einigermaßen betheiligen kann. Die Wenigen dagegen, welche die Mittel haben, schießen in der Verwendung derselben für ihre Genüsse weit über das Ziel hinaus und bleiben in dem,

was sie auf ihre eigene Bildung und Veredlung, sowie auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden sollten, oft weit hinter dem Nothwendigen zurück.

Auch diese Erscheinung ist eine natürliche und es ist nicht viel damit gewonnen, wenn man die Reichen wegen der Sinnlosigkeit ihres Luxus tadelt. Wohl aber darf man hoffen, daß auch in dieser Beziehung mit dem ferneren Fortschritt der Menschheit allmälig bessere Grundsätze aufkommen. Hiezu aber kann in der That die Theorie des Glücks, wie wir sie oben kennen lernten, erstaunlich viel beitragen. Sie zeigt uns zunächst den Grund, warum die Menschen, wenn sie zu Mitteln kommen, gewöhnlich mit der bekannten, so oft von Moralpredigern verurtheilten *Unersättlichkeit* immer neue Mittel zu immer neuen Genüssen zu erwerben suchen. Denn da wir ja eigentlich nur den *Unterschied* unseres neuen Zustandes vom früheren voll empfinden, so hat der Mensch auch das volle Bewußtsein seines Glücks nur in dem Augenblick, wo sein Glück *einen Zuwachs erfährt*. Der Geizige, der sich gewöhnt hat, sein Glück nur im Besitz der Mittel zu erblicken, wird daher sein Genüge nur dann haben, wenn sein Vermögen sich mindestens im gleichen Verhältnisse beständig vermehrt. Gewann er im Besitz von hunderttausend Thalern jährlich zehntausend, so muß er im Besitz von zweimalhunderttausend mindestens zwanzigtausend gewinnen, wenn er nicht ein peinliches Gefühl des Unbefriedigten haben soll. Um sich recht glücklich zu fühlen, muß er eigentlich in immer steigendem Maße gewinnen. Ganz ähnlich geht es dem Genußmenschen mit seinen Genüssen. Je mehr er sich an den Zustand angenehmer Reize für die befriedigten Sinne gewöhnt hat, desto stärkere Reize wird er in beständiger Steigerung anwenden müssen, um auch nur das gewohnte Behagen des

Lebensgenusses behaupten zu können; und soll ihm sein Haus, seine Equipage, seine Dienerschaft beständig Vergnügen machen, ohne daß er sich nach dem Gesetz des Kontrastes durch Arbeit und Bitternisse neue Genußfähigkeit holt, so wird er den Luxus seiner Einrichtungen immer höher steigern müssen. Wenn der Mensch aber die Wahl hat, sein Gemüth entweder dadurch zu befriedigen, daß er die Genußfähigkeit durch mühevolle Arbeit herstellt, oder dadurch, daß er auf den einfachen Genuß einen raffinirteren folgen läßt, so darf man sich nicht wundern, wenn er in der Regel den letzteren Weg wählt. Und doch ist dieser Weg entschieden der schlechtere, da er mit Nothwendigkeit zur Abstumpfung der Nerven und zur Blasirtheit führt.

Der Luxus schlägt nun aber thatsächlich nicht nur diesen geraden Weg ein, sondern er macht gleichzeitig auch noch die wunderlichsten Seitensprünge, da eine Steigerung des Genusses, wie schon oben bemerkt wurde, auch durch die bloße Abwechslung erzielt werden kann. Daher die unsinnigen Ausgaben der Mode, bei welchen die Neigung zur Abwechslung mit dem Streben nach Befriedigung der Eitelkeit und des Ehrgeizes zusammenwirkt. Daher das häufige Einreißen und Umwerfen dessen, das eben erst gebaut wurde und überhaupt auf allen Lebensgebieten eine so große Vergeudung von Arbeitskraft! — Ueberhaupt ist die Vergeudung von Arbeitskraft das eigentliche Grundübel beim Luxus, wenn man nicht die einzelne Person, sondern die Gesellschaft in's Auge faßt. Um dies zu sehen, wollen wir einmal die Annahme machen — die freilich mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt — daß alle Ausgaben eines steigenden Luxus wirklich dem guten Geschmack, der Verfeinerung des Menschen und seiner Umgebung dienen. Dann ist leicht zu sehen, daß die ersten

Ausgaben, die gemacht werden, die größte und sichtbarste Wirkung haben. Schon mit einem mäßigen Vermögen kann man sich eine gesunde und freundliche Wohnung, einfach geschmackvolle Einrichtung schaffen und die Bildungsmittel sich zugänglich machen, welche Kunst und Wissenschaft bieten. Damit ist das Leben um eine ungeheure Stufe gehoben gegenüber einer Existenz, welche sich in mühevoller Arbeit und knapper Erholung verzehrt, ohne zu einer vollen Entfaltung der geistigen Fähigkeiten gelangen zu können. Je mehr Mittel nun aber fernerhin auf ein Menschenleben verwandt werden, desto weniger auffallend ist die Wirkung derselben, die sich immer mehr auf fast verschwindende Feinheiten erstreckt.*) Freilich die Sinne des Kenners, der ganz in den höheren Lebensgenüssen lebt, schärfen sich für das Feine und in seiner Art Vollkommene in demselben Grade, in welchem sich die ursprüngliche Frische der Genußfähigkeit abstumpft. Der Sänger zweiten Ranges, dessen Stimme Tausende von Menschen erfreuen kann, beleidigt das Ohr eines Publikums, welches nur Sänger ersten Ranges zu hören pflegt und es werden daher auf die Ausbildung und Honorirung von Stimmen ersten Ranges die ungeheuersten Summen verwendet, während die Pflege der edlen Gesangeskunst darnieder liegt. Ebenso geht es mit allen andern Künsten. Der Anzug einer eleganten Dame im heutigen Paris repräsentirt oft eine Summe, welche Hunderte von fleißigen Arbeitern zusammen im ganzen Jahre nicht verdienen können. Für ein Zehntel der Kosten ließe sich noch ein Anzug von gewählter Eleganz für die vornehmeren Kreise einer deutschen Mittelstadt herstellen und aber-

*) Man wird die Analogie dieser Bemerkung mit der Lehre von Thünens über die abnehmende Rentabilität neu hinzukommender Kapitalien in einem Gewerbe nicht verkennen.

mals ein Zehntel davon reichte zu einer immer noch geschmackvollen und alle billigen Anforderungen des Schönheitssinnes befriedigenden Kleidung aus. Aehnlich kann es mit dem Luxus der Wohnungen gehen, wie mit allem Uebrigen. Bei der Dienerschaft dürfte es sogar eine Grenze geben, jenseits welcher die Vermehrung überhaupt nur noch dem Prunk und Ehrgeiz dient, ohne daß der Hausherr auch nur in irgend einem Punkte besser bedient ist, als wenn er weniger Hände zur Verfügung hat.

Daß nun der Luxus im Ganzen nur wenig Glück erzeugt, haben schon die alten Weisen oft genug behauptet, ohne mit ihrer Behauptung viel Anklang zu finden. Sie scheint dem gesunden Menschenverstand und dem natürlichen ungekünstelten Urtheil allzusehr zu widersprechen, und doch ist sie einfach richtig und, wie wir gesehen haben, fast naturwissenschaftlich zu beweisen. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich uns nun, indem wir sehen, daß das Gesetz des Glückgefühles selbst durch seine eigenthümlichen Bedingungen beide Erscheinungen hervorbringt: die Abstumpfung des Genusses sowohl, wie die Unersättlichkeit, die nach immer neuen Steigerungen verlangt.

Da wir nun sehen, daß der Luxus in sich selbst keine Grenze hat, so entsteht die Frage, ob ihm nicht auf anderem Wege eine Grenze gesetzt werden sollte. Die alten Spartaner, die Römer und andere Völker haben dies thatsächlich gethan, allein es hatte immer nur für eine Zeit lang Erfolg, und die Neigung zu Ueppigkeit und Verschwendung hat noch immer, wenn ihr bloß äußere Schranken gegenüberstanden, zuletzt den Sieg davongetragen. Die Sozialisten haben ursprünglich die Ansicht vertreten, daß eine vollständige Gleichheit unter den Menschen den glücklichsten

Zustand verbürgen würde; allein der natürliche Freiheitsdrang sträubt sich gegen eine gewaltsame Hemmung bedeutender Gaben und Anlagen, die sich immer geltend machen werden, und, wenn unsere Lehrsätze über das Glück richtig sind, ist auch eine vollständige Gleichheit der Menschen gar nicht einmal wünschenswerth, weil sie mit einer gewissen Langweiligkeit des geselligen Lebens verbunden sein dürfte. Wollen wir einmal gar nicht darnach fragen, wie die Durchführung möglich wäre, und nur sehen, wie der glücklichste Zustand der Gesellschaft beschaffen sein würde, so müssen wir wünschen, daß es vor allen Dingen keine Glieder der Gesellschaft gäbe, die so wenig Lohn und Erholung genössen, daß es ihnen unmöglich wird, sich zur Theilnahme an dem geistigen Leben der Gesammtheit zu befähigen. Wir müssen ferner wünschen, daß die Krankheit der Unersättlichkeit des Luxus nicht zurückgedrängt, sondern von innen heraus geheilt werde. Endlich müssen wir wünschen, daß die Verschiedenheit der Mittel unter den Menschen so weit gemildert werde, als es durch langsam und stetig wirkende Einflüsse ohne moralisch drückende Fesseln der freien Bewegung geschehen kann.

Anmerkungen zum dritten Kapitel.

[1] Die in diesem Kapitel gewählten Beispiele haben wir kurzer Hand dem von Herrn Franz Otto herausgegebenen Buch berühmter Kaufleute entnommen, dessen weite Verbreitung es unsern Lesern leicht möglich macht, Genaueres über die Lebensumstände der erwähnten Männer dort nachzulesen und andere Beispiele zur Prüfung der hier entwickelten Anschauungen aufzusuchen. Wir wählten dabei absichtlich zwei Männer, welche beide darin übereinstimmen, daß sie, so weit es überhaupt sein kann, „mit Nichts“, wie man zu sagen pflegt, angefangen haben, deren Lebenslauf aber im Uebrigen die auffallendsten Kontraste darbietet, so daß sie in Beziehung auf abenteuerlichen Schicksalswechsel einerseits und ruhige, stetige Entwicklung andererseits gewissermaßen die entgegengesetzten Endpunkte einer Reihe vertreten. Wir haben dabei zugleich einen ganzen größern Abschnitt des genannten Werkes durchgangen und eine Reihe von 26 in demselben enthaltenen Biographien von Kaufleuten und Industriellen aus dem vorigen und dem gegenwärtigen Jahrhundert in Beziehung auf den Ursprung ihres Vermögens durchgangen. Ein solches Verfahren, bei welchem man sich eine Anzahl von Beispielen von fremder Hand, nach Gesichtspunkten, die unserer Untersuchung fremd sind, geben läßt und dieselben ausnahmslos in Betracht zieht, dient immerhin schon durch Elimination der Willkür zur Erhöhung des Werthes der an diesen Fällen gemachten Beobachtungen, wenn es auch keineswegs ein streng objektives Verfahren ersetzen kann. Man wird früher oder später dazu übergehen müssen,

Fragen, wie die vorliegenden, ganz nach naturwissenschaftlicher Methode zu behandeln, indem man das aktenmäßig zu ermittelnde geschichtliche Material denselben Regeln einer vollständigen Durchforschung unterwirft, welche der Naturforscher z. B. auf die zu seiner Kenntniß kommenden Gebilde der Pflanzen- und Thierwelt verwendet. Erst in dem Grade, in welchem diese vergleichende Methode auf alle geschichtlichen Thatsachen angewandt wird, kann die Geschichte überhaupt allmälig zu einer Quelle wirklicher und werthvoller Erkenntnisse werden, während sie bis jetzt ein Tummelplatz wilder Vorurtheile ist. — Bei dem eingeschlagenen Verfahren ergab sich, daß von den 26 verglichenen „berühmten Kaufleuten" nicht weniger als 9 mit allen Mitteln des Reichthums und der Bildung schon beim Beginn ihrer Laufbahn ausgestattet waren, während weitere 12—13 theils mit mäßigem Vermögen beginnen konnten, theils aber für den eigentlichen Anfang ihrer größeren Laufbahn ein Kapital durch Assoziation oder andere günstige Gelegenheiten gewannen, während nur 4—5 „mit Nichts anfingen" und theils als glückliche Spekulanten und Abenteurer, theils als mühsam emporkriechende und dabei von den Verhältnissen begünstigte Arbeiter zu Vermögen kamen.

Stephan Girard, Sohn eines vielgereisten Schiffskapitäns, wurde am 22. Mai 1755 in einer Vorstadt von London geboren; seine Geburt kostete die Mutter das Leben. Von einer Stiefmutter, sowie vom eigenen Vater unmenschlich behandelt, entfloh er im 14. Lebensjahre ohne jede Ausrüstung dem elterlichen Hause, fand nach 2 Tagen ein Unterkommen als Schiffsjunge, zeichnete sich bald durch seine Kühnheit aus, bestand nach 6 Jahren sein Steuermannsexamen und wurde 2 Jahre später, kaum 23 Jahre alt, nachdem er eine zweite Prüfung glänzend bestanden, Schiffskapitän. Von hier an wird seine Lebensgeschichte dunkel und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er unter mehrfachem Wechsel des Geschicks durch Schmuggel einiges Vermögen machte, womit er im Jahre 1779 in Philadelphia ein Tabaksgeschäft und dann eine Trinkstube unternahm, wobei ihm die bereits in der Jugend erworbene Kenntniß französischer Weine, ihrer Bezugsquellen und ihrer Behandlungsweise zu gute kam. Vom mäßigen Vermögen zum Reichthum schritt er sodann, indem er während der Kriegszeit Schiffe und Schiffsmaterial, die um Spottpreise losgeschlagen wurden, an sich brachte. Nach andern Quellen soll er inzwischen auch als glück-

licher Lieferant von Lebensmitteln an die amerikanischen Truppen, unter beständiger Gefahr von den Engländern als Spion gehängt zu werden, sein Vermögen bedeutend vermehrt haben. Später gewann er bedeutende Summen durch Holzhandel zum Behuf des Schiffbaues; auch soll beim Negeraufstande von St. Domingo eine große Summe herrenlos gewordenen Eigenthums, das auf seinen Schiffen geborgen war und dessen Besitzer mit ihren Familien umkamen, ihm zugefallen sein. Während der Krisis von 1812 rettete er den Staat Louisiana durch ein Darlehen von 3 Millionen Dollars vom Bankrott, wofür er ein sehr günstiges Bankprivilegium zum Lohn erhielt. Er starb am 26. Dezember 1831 mit dem Ruf eines Geizhalses, der aber alsbald verstummte, als seine kolossalen Vermächtnisse für wohlthätige Zwecke aller Art bekannt wurden.

[2] Die Wahrscheinlichkeitsrechnung gewinnt ihre Basis dadurch, daß man die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses als einen Bruch betrachtet, dessen Zähler die Summe derjenigen Fälle bildet, welche dem Eintreffen des fraglichen Ereignisses günstig sind, während der Nenner die Summe aller überhaupt in Frage kommenden Fälle bildet. So ist die Wahrscheinlichkeit mit einem Würfel im ersten Wurf 6 zu werfen = $^1/_6$, weil es 6 mögliche Fälle gibt, die alle gleich wahrscheinlich sind, während von diesen 6 Fällen nur einer — daß nämlich grade die mit 6 Augen bezeichnete Seite nach oben kommt — der Annahme günstig ist. Dagegen ist die Wahrscheinlichkeit im ersten Wurfe nicht 6 zu werfen = $^5/_6$, weil es unter den 6 möglichen Fällen 5 gibt, welche der Annahme entsprechen: die Fälle, wo eine der Zahlen 1, 2, 3, 4 oder 5 nach oben kommt. Die Wahrscheinlichkeit, in zwei Würfen mindestens einmal 6 zu werfen, ist nun aber nicht etwa, wie man ohne gehörige Ueberlegung denken könnte = $^2/_6$ oder $^1/_3$; denn die Zahl der möglichen Fälle muß aus allen Kombinationen gebildet werden, die sich bei zwei Würfen ergeben können. Wenn man z. B. im ersten Wurf 1 wirft, so bleiben für das Gesammtergebniß der beiden Würfe noch sechs Möglichkeiten, je nachdem man im zweiten Wurf 1, 2, 3, 4, 5 oder 6 wirft. Ebenso wenn der erste Wurf die Zahl 2 ergibt, u. s. w. — Man sieht leicht, daß die Gesammtzahl der Möglichkeiten = 6×6 oder 36 ist. Von diesen Fällen sind aber nur 11 der gemachten Annahme günstig, nämlich 1) sechs Fälle, die daraus entstehen, daß schon

gleich im ersten Male 6 geworfen wird und 2) noch 5 Fälle für den Fall, daß im ersten Wurf irgend eine andere Zahl, dagegen im zweiten Wurf die Zahl 6 nach oben kommt. Die Wahrscheinlichkeit ist also $^{11}/_{36}$.

Hat man statt der Würfel eine Münze, von welcher die eine Seite mit A, die andere mit B bezeichnet wird, so ist die Wahrscheinlichkeit beim Aufwerfen derselben, daß A oben bleibt, $= {}^1/_2$, weil es in diesem Falle nur 2 Möglichkeiten gibt. Ebenso groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß B oben bleibt. Will man nun die Wahrscheinlichkeit bestimmen, in zwei Würfen nacheinander mindestens einmal A zu werfen, so ist dieselbe $= {}^3/_4$, denn es gibt 4 Möglichkeiten, von denen 3 der Annahme entsprechen, nämlich:

1) erster Wurf A, zweiter A
2) „ „ A „ B
3) „ „ B „ A
4) „ „ B „ B

Ganz gleich verhält sich die Sache bei einem einzigen Wurfe mit 2 Münzen, wenn man die Wahrscheinlichkeit wissen will, mit mindestens einer derselben A zu werfen. Dagegen ist die Wahrscheinlichkeit, mit beiden zugleich A zu werfen $= {}^1/_4$, weil hier nur einer von den 4 möglichen Fällen der Annahme günstig ist. Ebenso groß ist die Wahrscheinlichkeit, zweimal nacheinander mit je einer Münze A zu werfen. Aus gleichem Grunde ist klar, daß die Wahrscheinlichkeit, mit einem gewöhnlichen richtigen Würfel zweimal nacheinander 6, oder auch 1, oder irgend eine zum Voraus bestimmte Zahl von 1—6 zu werfen, $= {}^1/_{36}$ ist, weil unter den 36 Möglichkeiten nur ein einziger Fall dieser Annahme entspricht. Will man die Wahrscheinlichkeit wissen, dreimal nacheinander mit einem Würfel 6 zu werfen, so bleibt der Zähler des Bruches 1, der Nenner aber wird $6 \times 6 \times 6$ u. s. w. — Diese wenigen Sätze dürften genügen, um das Verständniß der obigen sehr einfachen Anwendung einiger Wahrscheinlichkeitsbrüche jedem Leser zu ermöglichen.

[3] Matthias Näf, geb. den 14. Mai 1792 zu Schwarzenbach im Kanton St. Gallen als ältester von 4 Knaben eines armen und dem Wirthshausbesuch ergebenen Webers, verlor im 8. Lebensjahre die Mutter, begann im 10. Jahre das Weben und verdiente dem Vater

schon im 11. Jahre wöchentlich 4 Gulden. Im Jahr 1805 sah der Vater sich genöthigt, die Familie aufzulösen und sich als Knecht zu verdingen. Matthias kam mit einem jüngeren Bruder zu einem anverwandten Bauer in Langnau, wo er im Sommer und Herbst auf den Gütern arbeitete, im Winter mit Weben beschäftigt war. Schon in seinem zweiten Dienstjahre begann er Kostgeld für seinen Unterhalt zu bezahlen und selbstständig zu weben, wobei er bald so viel verdiente, daß er sich einen schönen Anzug zur Konfirmation anschaffen und noch 18 Gulden zurücklegen konnte. 1811 trat er bei einem Fabrikanten in Oberutzwyl als Webergeselle in Dienst und schon damals brachte er ein Stück, an welchem ein gewöhnlicher Weber 2 Wochen hatte, in einer Woche zu Stande. Später legte er Jahr für Jahr 200 Gulden zurück. Im Jahre 1813 mußte er als Soldat eines St. Galler Bataillons nach dem Tessin und 1815 rückte er als Feldwebel mit nach Frankreich ein. Damals faßte er solche Vorliebe für den Soldatenstand, daß er ernstlich mit dem Gedanken umging, sich in Paris unter die hundert Schweizer anwerben zu lassen. Es fehlte ihm aber ein halber Zoll an der erforderlichen Länge.

Im Jahre 1816 besaß er ein eigenes Kapital von 1100 Gulden, verheirathete sich, kaufte ein Häuschen, erwarb eine Ziege, dann eine Kuh, dann eine Wiese u. s. w. — Trotzdem wurde das Hungerjahr 1817 nur mit Müh und Noth überstanden; dann gings wieder vorwärts und im Jahr 1820 sah sich Näf im Stande, zwei Gehülfen gegen Weberlohn anzunehmen, während er selbst für die gefertigten Stücke einen schönen Absatz hatte. Er verdiente in dieser Zeit wöchentlich 44 Gulden — der Anfang seines Fabrikbetriebs. Im Jahr 1821 begann er größere Quantitäten Garn aus erster Hand zu kaufen, indem er seinen kleinen Grundbesitz dafür verpfändete. Später erhielt er in Anbetracht seines Fleißes Kredit beim Garnhändler, und gerade mit diesem Zeitpunkt trafen die für den Aufschwung der Toggenburger Weberei so ungemein günstigen Zeitverhältnisse zusammen. Bald begann er zu bauen und seitdem hörte er nicht wieder auf, aus den kaum gewonnenen Mitteln seinen Fabrikbetrieb beständig zu erweitern, so daß es bei noch mangelhafter kaufmännischer Ordnung des Geschäftes oft an baarem Geld für die Löhne und die Haushaltungskosten fehlte. Mit der Anstellung eines tüchtigen Buchhalters besserte sich auch dieser Uebelstand und nun gings mit immer schnelleren Schritten dem Großbetriebe zu.

Hinlänglich erstarkt überstand er glücklich die nun wiederholt hereinbrechenden Geschäftskrisen. Im Jahre 1835 unternahm er, gleichzeitig mit der Anlage einer Jacquard-Weberei beschäftigt, den Bau einer Spinnerei, anscheinend bei möglichst günstiger Konjunktur. Hier aber gestalteten sich die Garnpreise so ungünstig, daß Näf vielleicht sein ganzes Vermögen eingebüßt hätte, wenn nicht gleichzeitig die Jacquard-Weberei vortrefflich gelungen wäre. Sobald dann die Geschäfte wieder aufblühten, begann Näf auch schon wieder seine Einrichtungen zu erweitern. Er starb als einer der angesehensten Industriellen der Schweiz, frühzeitig von seiner rastlosen Thätigkeit aufgerieben, im 55. Jahr seines Alters.

[4] Eine eigentliche Statistik der Vermögensbildung gibt es zur Zeit noch nicht. Die im Text erwähnten „statistischen Betrachtungen über den Gang der Vermögensbildung" laufen meist darauf hinaus, daß man in irgend einer größern Handelsstadt, z. B. Manchester, die Inhaber großer Geschäfte gezählt und sodann nach Prozenten bestimmt hat, wie viele derselben aus dem Arbeiterstande hervorgegangen sind, wie viele dagegen in der ersten, zweiten oder dritten Generation schon von vermöglichen Eltern und Ahnen abstammen. Dabei will man denn ermittelt haben, daß weitaus die Masse der großen Vermögen nicht bis in die dritte Generation reicht, und daß eine verhältnißmäßig sehr starke Zahl von reichen Leuten dieser Klasse aus dem Arbeiterstande hervorgegangen ist. Wie ungenügend ein solches Verfahren ist, muß schon aus den im Text angeführten Gründen einleuchten. Zu einer wirklichen Einsicht in die Gesetze der Vermögensbildung gehört vor allen Dingen eine geschichtliche Verfolgung des Kapitalstocks selbst, zunächst unabhängig vom Namen und Herkommen desjenigen, der grade darüber zu verfügen hat. Es harmonirt dabei ganz mit unsern Anschauungen vom relativ starken Einfluß des Glücks, wenn man annimmt, daß die Kumulation ganz hervorragender Kapitalien in einer Hand in der That, vom feudal organisirten Besitz natürlich abgesehen, einem sehr starken Wechsel unterworfen ist; aber diese großen Kapitalien kommen nicht aus dem Nichts und zerfließen auch in der Regel nicht wieder in Nichts, sondern sie lassen ihre erheblichen Bruchstücke zurück, wie sie meist aus erheblichen Anfängen entstehen. Es sind eben gleichsam die hervorragenden Wellenhäupter einer unruhig bewegten

Wasserfläche, deren Niveau das Durchschnittskapital derjenigen darstellt, die überhaupt in der Lage sind, in den kommerziellen Kampf um den Großbesitz eintreten zu können. Es ist auch ganz natürlich, daß eine solche höhere Erhebung besonders häufig dann eintritt, wenn eine große, durch mühsames Ansteigen aus den Arbeiterkreisen gestählte Kraft auf irgend einem Punkte ihrer Laufbahn mit einem ausreichenden Einsatzkapital zusammentrifft, sei es durch Heirath, Assoziation, Darlehen oder wie immer. Dieses Zusammentreffen wird aber immer unter sehr vielen Fällen gleichartiger Anlage ein Fall besonders günstiger Entwicklung, also ein Glücksfall sein.

[5] Vgl. oben. Anm. 4 zum ersten Kapitel, S. 34 u. f. — In Beziehung auf den dort erwähnten und in der ersten Auflage dieser Schrift ausführlich bekämpften Satz Max Wirth's, daß die Malthus'sche Lehre schon durch die Verdoppelung des Kapitals aus der (gesparten) Zinssumme widerlegt werde, vgl. z. B. Roscher 1. § 188: „Bei ganz verfallenen Nationen pflegt der Zinsfuß wieder hoch zu werden, die natürliche Folge großer Kapital- und Menschenverluste, während zugleich die Freiheit der niederen Klassen und die Sicherheit des Eigenthums geschmälert oder aufgehoben ist", und ebendas. Anm. 7 den Hinweis auf den in Persien und Ostindien herrschenden Zinsfuß. An ähnlichen Merkwürdigkeiten (wie z. B. die Klassifikation der Eroberung als besonders schwierige und gefährliche, daher auch besonders hoch bezahlte Arbeit) ist das weit verbreitete Handbuch von Max Wirth ungemein reichhaltig, was wir besonders deßhalb erwähnen, weil dasselbe mehr als irgend ein andres jene zwischen Wissenschaft und Tendenz in ungewisser Mitte schwebende volkswirthschaftliche Doktrin vertritt, welche gegenwärtig in Deutschland die Presse, die Parlamente und die Kongresse beherrscht. Wir sehen hier davon ab, aus Verhandlungen der Landtage und volkswirthschaftlichen Kongresse ähnliche Produkte naiver Konfusion, wie sie sich zu Dutzenden in den Reden namhafter Volkswirthschafter finden lassen, zusammenzustellen. Auch denken wir anderseits gewiß nicht gering von ernsthaften und vorurtheilsfreien wissenschaftlichen Bemühungen um die Theorie der Volkswirthschaft, allein es ist Thatsache, daß gegenüber den Bestrebungen der Arbeiter stets von denjenigen der höchste Ton angeschlagen wird, welche dazu am wenigsten Berechtigung haben, und daß ihre oft unbeholfenen, aber auf ganz

richtigen Begriffen ruhenden Forderungen tagtäglich im Namen der Wissenschaft von Leuten abgekanzelt werden, die von den Erfordernissen wirklicher Wissenschaftlichkeit kaum eine Vorstellung haben.

[6] Mill erörtert in seinem höchst beachtenswerthen und auf alle Fälle an werthvollen Gedanken reichen Kapitel über den „stationären Zustand" (Grundsätze der politischen Oekonomie IV., 6) die Frage, welchem Endpunkt die Gesellschaft mit ihrem industriellen Fortschritt zustrebe und geht dabei von der Anschauung aus, daß der industrielle Fortschritt der Natur der Sache nach kein unendlicher sein könne und spätestens dann sein Ende finden müsse, wenn durch das Ueberströmen von Kapital und Arbeitskraft nach unbebauten Gegenden auch der letzte nutzbar zu machende Fleck der Erde dem Anbau unterworfen und dabei die Bevölkerung auf eine solche Höhe gebracht sei, daß der Arbeitslohn und damit die Konsumfähigkeit der Massen nicht mehr steigen und gleichzeitig auch der Kapitalgewinn wegen der Konkurrenz der sich häufenden Kapitalien nicht mehr zunehmen könne. Im Grunde stehe man auch in den reichsten und blühendsten Ländern beständig auf der Grenze des Uebergangs in den stationären Zustand, der nothwendig erfolgen müßte, wenn in den Künsten der Produktion nicht fernere Verbesserungen gemacht würden und wenn eine Unterbrechung einträte im Ueberströmen des Kapitals aus diesen Ländern nach den noch nicht oder nur schlecht kultivirten Regionen unserer Erde. Die Nothwendigkeit einer solchen Wendung sei den frühern Volkswirthschaftern eine trostlose Aussicht gewesen, da sie kein anderes Gedeihen der Nationen gekannt hätten, als das beständige Anwachsen des „Nationalvermögens", abgesehen von seiner Vertheilung. Wenn man nun aber seit Malthus anerkennen müsse, daß schon während der Periode des andauernden industriellen Fortschritts nur durch eine weise Beschränkung der Bevölkerungszunahme befriedigende Zustände erlangt werden könnten, so liege kein Grund vor, diesen Weg nicht auch schon jetzt in dem verstärkten Maße zu betreten, daß dadurch nicht nur nothdürftig dem anwachsenden Elend vorgebeugt, sondern ein Zustand des höheren Wohlbefindens Aller herbeigeführt werde. Daher folgende bemerkenswerthe Aeußerung (a. a. O. § 2):

„Ich kann demnach einen stationären Zustand des Kapitals und Vermögens nicht mit dem unverholenen Widerwillen betrachten, den die

Volkswirthe der alten Schule an den Tag gelegt haben; ich möchte vielmehr glauben, daß derselbe, im Ganzen betrachtet, eine sehr bedeutende Verbesserung im Vergleich mit den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen sein würde. Ich bekenne, daß ich mich nicht mit dem Ideal des Lebens befreunden kann, das diejenigen aufstellen, welche dafür halten, daß fortwährendes Gegeneinanderankämpfen der normale Zustand menschlicher Wesen sei; daß das sich Drängen, Stoßen, Schieben, was den dermaligen Typus des sozialen Lebens abgibt, das wünschenswertheste Loos der menschlichen Gattung oder irgend etwas anderes sei als ein unerfreuliches Symptom einer Phase des industriellen Fortschrittes. Die nördlichen und mittleren Staaten von Amerika geben ein Beispiel dieser Stufe der Zivilisation unter sehr günstigen Umständen; sie haben alle sozialen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, worunter Personen der kaukasischen Race und des männlichen Geschlechtes zu leiden hätten, gänzlich beseitigt, während dabei das Verhältniß der Bevölkerung zum Kapital und Boden der Art ist, daß jedem arbeitsfähigen Mitgliede des Gemeinwesens, welches solches nicht durch eigene schlechte Aufführung verwirkt hat, ein reichliches Auskommen gesichert ist. Die sechs Punkte des Chartismus sind dort in Geltung und man findet daselbst keine Armuth. Allein all' diese Vorzüge haben dort nichts anderes zu Wege gebracht (abgesehen von einigen beginnenden Anzeichen einer bessern Tendenz), als daß das Leben des ganzen einen Geschlechtes dem Geldnachjagen zugewendet ist und die Aufgabe des anderen Geschlechtes darin besteht, künftige Geldjäger aufzuziehen. Dies ist keine Art sozialer Vollkommenheit, welche herbeiführen zu helfen, Menschenfreunde sich sehr gedrungen fühlen könnten. Es ist gewiß ganz angemessen, daß, so lange Reichthum Macht verleiht und es das allgemeine Ziel des Ehrgeizes ist, so reich wie möglich zu werden, der Weg zu dessen Erlangung Allen ohne Gunst und Parteilichkeit offen stehe. Als der beste Zustand für die menschliche Natur erscheint jedoch ein solcher, in welchem, während keiner arm ist, niemand reicher zu sein wünscht und dabei keinen Grund zur Besorgniß hat, daß er durch die Bestrebung anderer, die sich vorwärts drängen wollen, zurückgeschoben werde."

Dem wichtigen Einwand, daß durch den Wegfall des Wettkampfs um den Reichthum die Thatkraft der Menschheit erlahmen könne, begegnet Mill durch den Hinweis auf die Erziehung, welche allmälig

an die Stelle grober Antriebe zum Fortschritt in der Kultur (denn den Kulturfortschritt will Mill selbstverständlich bei seinem „stationären Zustande“ erhalten wissen) feinere und geistige Motive setzen soll. Wir unserseits möchten nicht glauben, daß die Erziehung, wenigstens in ihren bisherigen Bahnen einer bloßen Verstandeskultur, hier viel leisten könne; es sei denn, daß gerade die im Text angebahnte bessere Einsicht in das Wesen des Glücks zum Gemeingut der Gebildeten wie der Ungebildeten gemacht werden könnte. Das wird aber auch auf rein theoretischem Wege schwerlich geschehen können, da es in der Natur des menschlichen Geistes liegt, von vorwaltenden Ideen in einem solchen Grade beherrscht zu werden, daß sich auch die bündigsten Schlußfolgerungen bei ihrem Eintritt unter die Massen darunter beugen und die klarste Erkenntniß oft in ihr Gegentheil verkehrt wird. So lange daher die Welt einseitig von der Idee des Nutzens beherrscht wird, ist nicht zu hoffen, daß durch bloße Erziehung im Geiste der Zeit ein gründlicher Umschwung erfolge. Nicht die bloße Einsicht in die Schattenseiten der gegenwärtigen Weltperiode kann die Befreiung bringen, sondern das Auftreten neuer Ideen, die aus dem verborgenen Grunde des Menschengeistes aufsprießen und zu einer ihr Zeitalter beherrschenden Macht erwachsen müssen. Soll ein „stationäres Zeitalter“ nicht in jedem Sinne stationär, d. h. stagnirend, werden, so wird es vor allen Dingen von der Idee des Schönen, wie einst die Glanzperiode von Griechenland, aber auf dauerhafterer sozialer Grundlage, beseelt sein müssen. Ideen entzünden sich an Ideen und sind mit keiner Berechnung des Verstandes in wirksamer Weise in der Gesellschaft zu erzeugen, obwohl sie ohne Zweifel auch nach unwandelbaren Gesetzen entstehen und vergehen. Man kann ihnen aber den Boden bereiten und über die Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens aus mancherlei Zeichen Schlüsse ziehen. In letzterer Hinsicht stehen die Auspizien nicht ungünstig und die von Schiller nur auserwählten Geistern vorbehaltene „ästhetische Erlösung“ steht aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Lösung der sozialen Frage, sofern sie überhaupt ohne eine vorherige allgemeine Katastrophe gefunden wird, in einem engeren Zusammenhang als man auf den ersten Blick glauben möchte. Wenn aber hier die Bändigung der Unersättlichkeit der Reichen und die lauterste Quelle geistiger Erhebung der Massen in einem und demselben neu belebenden Prinzip gewonnen wird, so wird dann auch wieder die Frage des stationären Zustandes selbst

minder entscheidend, als sie bei Mill erscheint, denn eine Umgestaltung der Gesellschaft auf diesem Prinzip ist auch bei einer bloßen Ermäßigung (nicht Aufhebung) des industriellen Fortschritts in einer Weise denkbar, welche auf Jahrtausende nachwirkt. Und nachher mögen neue Krisen mit einem neuen Kreislauf herrschender Ideen folgen.

[7] Daniel Bernoulli, ein Sprößling der an berühmten Mathematikern so reichen Basler Familie Bernoulli, ältester Sohn von Johann B., der seit 1695 Professor der Mathematik in Gröningen war, geb. zu Gröningen am 9. Februar 1700, wurde 1725 Professor in Petersburg, wo er im Jahre 1738 in den Abhandlungen der kaiserl. Akademie der Wissensch. eine Abhandlung unter dem Titel: „specimen theoriæ novæ de mensura sortis" herausgab, in welcher das im Text erwähnte Prinzip zuerst ausgesprochen wurde.

Daniel-Bernoulli, der außer Physik und Mathematik auch Medizin studirt hatte, erhielt 1743 in Basel die Professur der Anatomie, 1750 die der Physik. Er starb am 17. März 1782, anerkannt als einer der größten Mathematiker seiner Zeit.

[8] Die Lehre von den Logarithmen findet man in Fechner's Psychophysik (Leipzig 1860) zu Anfang des 2. Bandes kurz rekapitulirt. Jeden Leser, der sich überhaupt über diesen Gegenstand weiter unterrichten will, müssen wir auf das genannte Werk verweisen. Eine kurze und leicht faßliche Darstellung des Hauptgedankens, der hier zur Anwendung kommt, findet man auch bei Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele, Leipzig 1863, 1. Bd., S. 108 u. ff.

Wir lassen dieselbe, da sie keinerlei mathematische Vorkenntnisse erfordert und jedem Leser in Kürze wenigstens eine ungefähre Vorstellung des in Rede stehenden Verhältnisses gibt, hier folgen:

„Jeder hat wohl schon eine Logarithmentafel gesehen. Es ist das eine Tafel, mit nichts als Zahlen gefüllt. Eine große Menge solcher Zahlentafeln hat man in dicke Folianten vereinigt. Das Geheimniß dieser Logarithmenbücher ist nicht weit her. Man bemerkt sogleich, daß in denselben die Zahlen in zwei Kolumnen abgetheilt stehen: in der einen die gewöhnlichen Zahlen, in der andern die Logarithmenzahlen. Man sieht auch auf den ersten Blick, daß die Logarithmenzahlen langsamer zunehmen als die gewöhnlichen Zahlen, ganz ähnlich wie die

Empfindungsgrößen langsamer wachsen als die Reizgrößen. Wenn man z. B. auf der einen Seite die Zahl 1 hat, so hat man auf der andern als Logarithmus eine 0, für die Zahl 10 hat man etwa den Logarithmus 1, für die Zahl 100 den Logarithmus 2 u. s. f. Bei den Zahlen und ihren Logarithmen haben wir also auch ein sehr ungleiches Wachsthum, und bei näherer Betrachtung stellt sich's heraus, daß die Aehnlichkeit nicht bloß eine äußerliche bleibt, sondern daß es mit den Empfindungen und Logarithmen eigentlich ganz der gleiche Fall ist. Den Logarithmen 0, 1, 2, 3 u. s. f. entsprechen wie gesagt die Zahlen 1, 10, 100, 1000, u. s. f. Wie verhalten sich da die Zunahmen der Zahlen zu ihren Größen? Wenn 1 zu 10 wird nimmt es um 9 zu, wenn 10 zu 100 wird um 90, wenn 100 zu 1000 wird um 900. Die Zunahmeverhältnisse sind also $^9/_1$, $^{90}/_{10}$, $^{900}/_{100}$. Diese Verhältnisse sind alle gleich, nämlich alle gleich 9. Das ist aber ganz dasselbe Gesetz, das den Empfindungen zu Grunde liegt. Die Empfindungen nehmen um gleiche Größen zu, wenn die veranlassenden Reize so zunehmen, daß ihr Zuwachs zur ganzen, gerade vorhandenen Reizgröße immer dasselbe Verhältniß beibehält und die Logarithmen nehmen um gleiche Größen zu, wenn die Zahlen so zunehmen, daß der Zuwachs zu den entsprechenden Zahlengrößen immer dasselbe Verhältniß hat. Man kann also sagen: die Empfindungen wachsen wie die Logarithmen, wenn die Reize wie die Zahlen wachsen; oder noch kürzer, da man ja jede Reizgröße durch eine bestimmte Zahl ausdrücken kann: die Empfindung wächst wie der Logarithmus des Reizes."

„Dieses Zusammentreffen des Gesetzes für die Empfindungen mit dem Gesetz für die Logarithmen ist so auffallend, daß man fast meinen sollte, die Logarithmentafeln seien von den Mathematikern nur zur Bequemlichkeit für die Psychologen erfunden, die ja nun nicht mehr mühselig zu berechnen brauchen, um wie viel die Empfindung wächst, wenn der Reiz um eine bestimmte Größe zunimmt, sondern es einfach aus ihren Logarithmentafeln, wenn sie welche besitzen, ablesen können. Aber die Logarithmentafeln sind viel früher da gewesen, als die Psychologen sie nöthig hatten. Die Abhängigkeit der Empfindungen von den Reizen ist nichts als ein sehr einfaches Verhältniß der Abhängigkeit von Größen überhaupt. Daß die Logarithmen um gleich viel zunehmen, wenn die zugehörigen Zahlen um das gleiche Vielfache zunehmen, haben wir gesehen. Die Logarithmen 0, 1, 2, 3 sind z. B. nach einander um

gleich viel, nämlich um 1 verschieden, während die zugehörigen Zahlen, 1, 10, 100, 1000 um das gleiche Vielfache, nämlich um's Zehnfache ihres jedesmaligen Werthes verschieden sind. Wollte man aber bloß nach dieser Regel die Logarithmen zu den Zahlen finden, so würde das ein recht mühseliges Geschäft sein, und man hätte sich wohl schwerlich entschlossen, zur Ersparung von Arbeit dicke Bücher mit Zahlen zu füllen, durch deren Berechnung alle ersparte Arbeit nur im Voraus konsumirt wäre. Glücklicher Weise ist die Sache viel einfacher. Wenn man nämlich eine Zahl auf alle möglichen Potenzen erhebt, so entstehen daraus bekanntlich andere Zahlen. So ist $10^1 = 10$, $10^2 = 100$, $10^3 = 1000$. Es ist klar, daß man auf diese Weise alle Zahlen bloß durch Potenzerhebung einer einzigen Zahl darstellen kann, denn wenn ich die Potenzen $1^1/_4$, $1^1/_3$, $1^1/_2$ von 10 nehme, so gibt das Zahlen, die zwischen 10 und 100 liegen, die Potenzen $2^1/_4$, $2^1/_3$, $2^1/_2$ geben Zahlen zwischen 100 und 1000, und nehme ich so alle möglichen Bruchpotenzen, so bekomme ich natürlich alle möglichen Zahlen zwischen 10 und 100, zwischen 100 und 1000 u. s. f. Um nun auch noch die Zahlen zu erhalten, die kleiner als 10 sind, darf ich natürlich die Zahl 10 nicht verschiedene Male mit sich selber vervielfältigen, sondern ich muß sie verschiedene Male mit sich selber theilen, ich muß sie, wie man sich ausspricht, auf negative Potenzen erheben. So ist $10^{-1} = {}^1/_{10}$, $10^{-2} = {}^1/_{100}$, $10^{-3} = {}^1/_{1000}$. Zwischen 10^1 und 10^{-1} steht aber natürlich 10^0 oder 10^{1-1} d. h. ${}^{10}/_{10}$, was bekanntlich gleich 1 ist. Nehme ich nun auch von diesen negativen Potenzen die zwischenliegenden Bruchtheile, so bekomme ich alle möglichen Bruchzahlen, die es gibt, und zwischen den Potenzen 0 und 1 bekomme ich alle Zahlen zwischen 1 und 10. Auf diese Weise habe ich also bloß durch Potenzerhebung der einen Zahl 10 alle Zahlen dargestellt. Vergleichen wir aber die Potenzen 0, 1, 2, 3 mit den entsprechenden Zahlen 1, 10, 100, 1000, so sehen wir mit Erstaunen, daß diese zu einander ganz im selben Verhältniß stehen wie die Logarithmen zu ihren Zahlen. Die Potenzen nehmen um gleich viel zu, wenn die Zahlen, die aus der Potenzerhebung entstehen, um das gleiche Vielfache zunehmen. Die Potenzen sind also nichts anderes als die Logarithmen der aus der Potenzerhebung entstandenen Zahlen. Und das Gesetz der Empfindung können wir jetzt auch so ausdrücken: die Empfindungen verhalten sich zu den Reizen wie die Potenzzahlen zu den Zahlen, die aus der Potenzerhebung entstehen."

Wie man sieht, redet Wundt hier nur vom Verhältniß der einfachen sinnlichen Empfindungen zu dem sie veranlassenden Reize. Die Untersuchung dieses Verhältnisses bildete auch für Fechner den Ausgangspunkt seiner folgenreichen Forschungen, daher er sein die Resultate dieser Forschungen zusammenfassendes Werk die „Psychophysik" und das Weber'sche Gesetz „das psychophysische Grundgesetz" nennt. Gleichzeitig erkannte er jedoch die Identität dieses Gesetzes mit dem bernoulli'schen Gesetz, welches sich zwar dem Zweck seines Entdeckers gemäß auf das Verhältniß der Hoffnung zur mathematischen Wahrscheinlichkeit bezieht, aber, wie Laplace zuerst schärfer hervorhob, ein gleiches Verhältniß zwischen dem geistig empfundenen Glück und den dasselbe veranlassenden Glücksumständen zur Voraussetzung hat.

[9] Nach der von Kant herrührenden Unterscheidung der physiologischen und der pragmatischen Anthropologie, wovon die erstere den Menschen als Naturwesen, die letztere ihn als Weltbürger mit Rücksicht auf seine Handlungen und deren Bedeutung im Ganzen der menschlichen Gesellschaft erfaßt, könnte es richtiger scheinen, das Fechner'sche („Weber'sche") Gesetz in der ganzen Ausdehnung seiner theils bewiesenen, theils vermutheten Gültigkeit zur ersteren, nämlich der physiologischen Anthropologie zu ziehen. Es würde aber alsdann die Grundlage desjenigen Theiles derselben bilden, in welchem hauptsächlich die geistigen Eigenschaften des Menschen erforscht werden (der „Psychologie", wenn auch nicht ganz im alten Sinne des Wortes), und hievon bildet die pragmatische Anthropologie im Grunde nur eine besonders ausgeführte Anwendung, da das Handeln des Menschen in der Gesellschaft auf seinen natürlichen Eigenschaften beruht.

Viertes Kapitel.

Die Lebenshaltung (standard of life).

Die Engländer, welche sich schon so vielfach in den verschiedensten Richtungen mit der Arbeiterfrage beschäftigt haben, besitzen in dem Ausdruck standard of life eine bequeme und Jedermann geläufige Bezeichnung für einen Begriff, der in dieser Frage eine sehr wichtige Rolle spielt. Das Wort standard (Standarte, Fahne) wird für den Fuß der Münze, für das Kaliber der Kanonen, für den Normalsatz von Maß, Gewicht u. dgl. gebraucht, und bedeutet überhaupt die Regel oder Richtschnur einer Sache. Man könnte standard of life mit „Lebensfuß" übersetzen, da wir ja z. B. sagen „auf einem hohen Fuße leben"; wir ziehen jedoch die Bezeichnung Lebenshaltung vor und wollen damit an das Niveau erinnern, auf welchem sich ein gewisser Theil der Bevölkerung hinsichtlich seiner Ernährung und seiner übrigen Ansprüche an das Leben zu halten vermag. Die Lebenshaltung der Arbeiterbevölkerung ist dann unter den verschiedenen Stufen des sozialen Daseins die niedrigste, denn von Bettlern und Vagabunden sprechen wir hier nicht, obwohl diese es leider theilweise besser haben, als die redlichen und fleißigen Arbeiter.

Die Wichtigkeit des Begriffs der Lebenshaltung liegt nun aber darin, daß man in diesem Normalmaß der Ansprüche des Arbeiters an das Leben nicht bloß einen statistischen Durchschnittssatz sieht, sondern eine soziale Macht, daß man der Lebenshaltung des Arbeiterstandes eine Widerstandskraft gegen den Druck des Kampfes um das Dasein zuschreibt. Zugleich ist der Begriff so allgemein — wenigstens wollen wir unser deutsches Wort „Lebenshaltung" ausdrücklich in dieser Allgemeinheit verstanden wissen — daß er alle, auch die moralischen Mittel umfaßt, mit welchen der Arbeiterstand überhaupt im großen Ganzen dem Drang des Lebens zu wiederstehen vermag.

Daß die Lebenshaltung in diesem Sinne von größter Wichtigkeit ist, daß eine Arbeiterbevölkerung von festen Gewohnheiten und bestimmten Ansprüchen an das Leben der Ausbeutung durch das Kapital ungleich größeren Widerstand leistet, als eine solche, welche sich in ihren Gewohnheiten leichtsinnig nach dem Glück des Augenblicks richtet, ist im Allgemeinen nicht zu bestreiten. Wo eine zufällige Konjunktur plötzlich hohe Löhne hervorruft, welche den Leuten wie ein Lotteriegewinn zufallen und ebenso wieder verschwinden, da entsteht gewöhnlich Ausgelassenheit, Demoralisation und nachher doppeltes Elend. Wo es dagegen den Arbeitern gelingt, während einer günstigen Zeit den Ueberfluß über die bisherige Einnahme zur soliden Verbesserung ihrer Einrichtungen und ihrer Lebensweise zu verwenden, da werden sie ganz von selbst, ohne besondere Verabredung und ohne viel Entschluß dazu nöthig zu haben, den Versuchen einer Herabdrückung dieser erhöhten Lebenshaltung einmüthigen Widerstand entgegensetzen. Die erste Wirkung der Lebenshaltung ist also die, daß sie eine natürliche Koalition aller derer erzeugt, welche sich in annähernd

gleicher Lage befinden. Diese natürliche Koalition kann nicht verboten werden. Während durch beklagenswerthe Mißgriffe der Gesetzgebung die Arbeiter bis vor Kurzem in den meisten Staaten Europa's verhindert wurden, sich hinsichtlich ihrer Lohnforderung zu verabreden, waren sie ohne alle Verabredung stillschweigend einverstanden, den äußersten Widerstand zu leisten, wenn sie von ihrer gewohnheitsmäßigen Lebenshaltung auf eine tiefere Stufe herabgedrückt werden sollten. Allein dieser ganze Widerstand hat gegen die Uebermacht des Kapitals doch nur eine sehr beschränkte Wirkung. Indem sich der Preis eines Fabrikates durch Angebot und Nachfrage regelt, kann es dem Fabrikanten unmöglich werden, ferner den früheren Arbeitslohn zu zahlen, wenn er nicht ohne Nutzen arbeiten will, und das gehört zu seiner Lebenshaltung: Nutzen muß er haben, sonst thut er's nicht. Er setzt also den Lohn herunter, und wenn er nun keine Arbeiter findet, so fabrizirt er auch nicht. So lange noch anderswo ein höherer Lohn zu haben ist, kämpft der Arbeiter noch. Er würde vielleicht viel schneller nachgeben, weniger nach anderer Beschäftigung streben, nicht so leicht auswandern, wenn er sich nicht an eine bestimmte Lebenshaltung gewöhnt hätte, die er nun einmal nicht missen mag; allein sobald die Lohn-Ermäßigung allgemeiner um sich greift, ist er ohnehin verloren, er muß nachgeben und seine Ansprüche an das Leben eine Stufe tiefer stellen.

Wir sehen hier noch ab von der Frage, ob die Arbeiter im Stande sind, durch eine feste und systematisch geleitete Verbindung ihre Lebenshaltung zu vertheidigen oder gar zu erhöhen. Solche Verbindungen können nicht die nöthige Festigkeit erlangen, bevor der Einzelne die Einsicht gewonnen hat, daß er ihrer bedarf, daß der soziale Kampf ihn immer

tiefer herabdrücken wird, wenn er sich nicht entschließt, einen Theil seiner persönlichen Freiheit und oft seinen momentanen Vortheil dem Zweck des Ganzen zum Opfer zu bringen. Deswegen gehört die Prüfung dieser Versuche nicht in die Erörterung der natürlichen Elemente der Arbeiterfrage, sondern in die Betrachtung der mit Bewußtsein und im Großen ergriffenen Mittel zur Lösung derselben. Gerade der Umstand, daß die Verbindungen der Arbeiter gegenwärtig schon eine so bedeutende Rolle in der thatsächlichen Gestaltung der Dinge spielen (für Deutschland namentlich in rapider Zunahme seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Schriftchens), beweist, daß wir, während manche noch an der Existenz einer Arbeiterfrage zweifeln, schon in das Stadium der ernstlichsten Lösungsversuche eingetreten sind.

Da nun aber eine der bedeutendsten Wirkungen der Lebenshaltung gerade darin besteht, daß sie bis zu einem gewissen Grade die künstliche Vereinigung ersetzt, so müssen wir wenigstens sehen, woran diese durch die bloße Gemeinsamkeit der Lage erzeugte Gemeinsamkeit des Widerstandes gewöhnlich scheitert, auch wenn sie zu einer wenigstens momentan wirksamen Verabredung der Arbeitseinstellung führen sollte. Hier ist nun zunächst die ganz thörichte Behauptung zurückzuweisen, die Arbeitseinstellungen könnten schon deswegen kein Resultat erzielen, weil der Arbeitslohn überhaupt nicht durch den Willen von Arbeitern und Arbeitgebern, sondern durch „Angebot und Nachfrage" bestimmt werde.[1] Stellen wir uns vielmehr einen Augenblick vor, die Arbeiter hätten, auch ohne ihren Lohn, noch auf längere Zeit zu leben, so müßte das verminderte Angebot von Arbeitskräften nothwendig zu einer Verminderung der Produktion führen. So würden Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt eine Rückwirkung

üben auf den Stand des Waarenmarktes, und, fortdauernde Nachfrage nach den Waaren vorausgesetzt, müßte sich in Folge des verminderten Angebotes eine Preissteigerung ergeben, welche demnächst wieder einen höheren Lohn möglich machte. Dies würde der naturgemäße Verlauf sein, wenn für alle Betheiligten der Lebensunterhalt in gleicher Weise gesichert wäre. Nun aber treten Hunger und Elend ein und verändern die Sache, indem sie entweder die Arbeiter zwingen, zu niedrigem Preise zu arbeiten, oder die Zahl derselben durch das bekannte Vernichtungsgeschäft von Mangel und Elend vermindern und so einen dauerhafteren Widerstand gegen die niedrigen Löhne hervorrufen. Der Unternehmer wartet alle diese Phrasen ruhig ab oder hilft sich auch durch Einführung neuer Maschinen, welche menschliche Arbeit sparen.

Daß die Arbeiter in diesem Kampfe fast immer unterliegen müssen, wird namentlich auch dadurch bedingt, daß gegenwärtig fast für alle Konsumgegenstände sehr bedeutende Vorräthe da sind, während die Arbeiter für ihren Unterhalt nur geringe Vorräthe besitzen. Man nimmt bei Betrachtung dieser Frage gewöhnlich zu einseitig auf die Kapitalisten und Unternehmer Rücksicht, die es allerdings auch aushalten können. Das wahre Problem steckt aber nicht hier, sondern in dem Verhältniß der Vorräthe. Wie enorm diese sind, wenn man alles zusammennimmt, was in den Lagern der Fabriken, bei Grossisten, Detaillisten und in den Haushaltungen der Konsumenten angespeichert ist, hat unlängst wieder die große Baumwollen-Krisis in einer Weise bewiesen, welche selbst die gewiegtesten Sachkenner in den Handelskammern Englands überrascht hat. Es ist daher immer thöricht, wenn die Arbeiter durch Arbeitseinstellung gerade nur darauf rechnen, den Arbeitgeber mürbe zu machen. Dieser wird nicht

mürbe, wenn er nicht etwa bedeutende Lieferungen zu machen hat, von deren Einhaltung seine Existenz und sein Kredit abhängen, und in letzterer Beziehung ist in neuerer Zeit durch die Solidarität der Kapitalinteressen schon eine Rücksichtnahme üblich geworden, die dem Arbeitgeber ungemein zu Gute kommt. Dieser wird aber namentlich niemals mürbe, wenn die Arbeiter ihre Thätigkeit einstellen, während der Arbeitslohn gedrückt ist, weil eben auch die Preise des Produktes gedrückt sind. Eher würde sich bei steigender Konjunktur etwas erreichen lassen; allein dann pflegen die Arbeiter am wenigsten daran zu denken. Bei jedem erheblichen Steigen der Nachfrage tritt nämlich ein Zeitpunkt ein, wo der Fabrikant höhere Preise erzielt, ohne schon höhere Löhne bezahlen zu müssen. Es wird eine Zeit lang Alles vollauf beschäftigt, die verschiedenen Funktionen greifen auf's straffste ineinander, es wird vortheilhafter gearbeitet. Erst wenn die Nachfrage noch weiter steigt, müssen neue Arbeiter herangezogen werden. Wenn nun in jenem günstigsten Augenblicke die Arbeiter sich knapp machten, so müßte ein erhöhter Lohn in den meisten Fällen bewilligt werden, der aber freilich auch mit der nächsten sinkenden Konjunktur wieder verschwinden würde.

Dazu kommt, daß die Benutzung der steigenden Konjunktur stets schon ein entwickeltes Bewußtsein von den gemeinsamen Interessen und geschickt geleitete Verbindungen voraussetzt, während die Vertheidigung der Lebenshaltung bei sinkender Konjunktur gleichsam die Mutter aller Arbeiterverbindungen und die natürliche Quelle der moralischen Kräfte ist, von welchen diese getragen werden. Auch bleibt diese Vertheidigung, wenn man vom Schicksal des Einzelnen absieht, niemals ganz nutzlos, denn die Lebenshaltung — und

das ist ein Satz, welchen die graue Theorie gar zu leicht übersieht — wird nicht allein durch die erfolgreichen, sondern auch durch die erfolglosen Arbeitseinstellungen vertheidigt. Bei den letzteren ist freilich der unmittelbare Nachtheil auf Seiten der Arbeiter stets weit größer, als auf Seiten der Arbeitgeber. Ja, die ersteren schlagen oft ihr ganzes Lebensglück in die Schanze, ohne für ihre Person irgend einen entsprechenden Vortheil zu erobern; aber sie wirken, wie auch der abgeschlagene Sturm gegen eine Festung wirkt, indem er die Widerstandskraft der Belagerten schwächt und sie zu Kapitulationen geneigter macht. Im Allgemeinen wird der Arbeitgeber, der einmal eine Arbeitseinstellung erlebt hat, sich späterhin weit mehr besinnen, bevor er den Lohn ohne ernsthafte Veranlassung herabzusetzen versucht, und selbst wenn er im ersten Kampfe Sieger geblieben ist, wird er nicht wünschen, sich noch einmal in diesen Kampf zu stürzen. Ganz anders steht die Sache auf Seiten der Arbeiter. Diese gehen erfahrungsmäßig da, wo sie einmal eine solche Niederlage erlitten haben, doch weit leichter zu einem zweiten Versuche über, als da, wo sie es noch nie versucht haben. Der Bann einer gewohnheitsmäßigen Unterwerfung unter Alles, was aus dem Bureau herabkommt, ist einmal gebrochen, ein gewisser Rachedurst verbindet sich leicht mit der Hoffnung, beim zweiten Male besseren Erfolg zu haben, neue Kräfte sind eingerückt. Was aber die Hauptsache ist: die Arbeiter erhalten im Verlauf eines solchen Kampfes, wenn gegen die Herabdrückung der Lebenshaltung Widerstand geleistet wird, das Gefühl, daß sie nicht nur für ihr eigenes Wohlbefinden einstehen, sondern für ihre Ehre und für das Wohl des gesammten Arbeiterstandes. Wie wichtig dieses Ehrgefühl ist, zeigt sich in der besondern Hartnäckigkeit derjenigen

Arbeitseinstellungen, welche sich gegen unwürdige Fabrikordnungen richten. Ueberhaupt aber verbindet sich bei den Menschen stets ein natürliches Ehrgefühl mit der Behauptung der gewohnten Lebenshaltung. Der Ehrgeiz, in eine höhere Lebenshaltung aufzusteigen, wirkt daher weit weniger mächtig, als das Gefühl der Schande beim Herabsteigen von der gewohnten Stufe.

Dazu kommen noch andere moralische Motive. Innerhalb der Schranken der gewohnten Lebenshaltung hat sich der Arbeiter mit all seinen Neigungen, Bedürfnissen und Leistungen für seine Familie so eingerichtet, daß jeder fehlende Pfennig irgendwo eine Lücke macht, welche Thränen der Kinder, Kummer der Hausfrau und schmerzlichen Verzicht auf gewohnte kleine Genüsse zur Folge hat. Ganz dasselbe würde auf einer höheren Stufe der Lebenshaltung auch der Fall sein, wenn er zu seiner gegenwärtigen herabsteigen sollte, allein beim Aufsteigen in die höhere ist Alles ganz anders. Hier fehlen einstweilen die unterstützenden und tragenden Gewohnheiten und unwillkürlich sich einstellenden Ansprüche. Er kann sich dieselben gar nicht so schnell aneignen, um sich ohne Weiteres auf der höheren Stufe häuslich einzurichten. Er lebt also, wenn nicht eine rettende Sparkasse dazwischen tritt, momentan in einem Zustande des Ueberflusses, der auf ihn, trotz seiner ärmlichen Verhältnisse, die gleiche moralische Wirkung ausübt, wie auf besser gestellte Klassen der Bevölkerung. Er steht sogar dadurch in einer minder günstigen Lage als diese, weil er meist durch eine ziemliche Kluft von den Gewohnheiten und Genüssen anderer Gesellschaftsschichten getrennt ist und Niemanden hat, der ihn zu einer passenden Verwendung der relativ überschüssigen Mittel anleitet. So ist es durchaus nicht zu verwundern, daß er in diesem Falle oft

zu wilder Ausgelassenheit und sinnloser Verschwendung übergeht, während er doch noch lange nicht so viel hat, als zu einem einigermaßen menschenwürdigen Dasein nöthig wäre. Eine bessere Wohnung zu miethen, neue Betten, eine Uhr Bücher u. s. w. anzuschaffen, kommt ihm nicht so schnell zu Sinn und wenn es wäre, so muß er sich fragen, ob er sich auf der damit eingenommenen Stufe halten könnte, während die verjubelte Mehreinnahme scheinbar einen Nettogewinn an genossenem Vergnügen mit sich bringt und im Uebrigen Alles beim Alten läßt. Aus dieser sehr natürlichen und allgemein wirkenden psychologischen Gesetzen entsprechenden Erscheinung leitet dann der Egoismus roher und dummer Kapitalisten den Satz ab, daß es dem Arbeiter gar nicht zuträglich sei, wenn er höheren Lohn erhalte, weil damit nur der Leichtsinn steige.[2] Gleich als ob unsere Arbeiterbevölkerung aus einem schlechteren Stoff gemacht wäre, als die so mäßige und tugendsame Bourgeoisie! Man lasse, nur einmal eine solche Lohnerhöhung andauernd werden, und bald wird man sehen, wie sich die relative Verschwendung allmälig nach nicht minder sichern psychologischen Gesetzen in Erhöhung der Lebenshaltung umwandelt und damit zugleich einer moralischen Hebung der Arbeiterklasse Platz macht.

Wir sehen also hier, wie die unwillkürlich wirkende Macht der Gewohnheit ein Haupterklärungsgrund für die Thatsache ist, daß der Arbeiter bei irgend einem Punkte dem Druck der Konkurrenz widersteht, daß wenigstens bei dem Niveau der niedrigsten landesüblichen Lebenshaltung das Sinken der Löhne Halt machen muß, daß der Engländer sich nicht auf das Niveau des Deutschen, der Deutsche sich wenigstens nicht auf das Niveau des Botokuden herabdrücken läßt.

Sehr verfehlt wäre die Meinung, daß der Arbeiter im Allgemeinen einen erheblichen moralischen Widerstand gegen die Herabdrückung durch Einwirkung auf Verstand und Gemüth des Arbeitgebers erzielen könne. Es kommt dabei gar nicht auf die Frage an, ob dieselben durchschnittlich eine besonders hartherzige, gegen den Eindruck der Leiden ihrer Mitmenschen abgestumpfte Klasse seien oder nicht, denn der unwillkürliche Einfluß der Interessen des Menschen auf seinen Gedankengang ist auch unter andern Verhältnissen groß genug. Man darf daher nicht etwa glauben, daß die Kapitalisten und Unternehmer sich zuletzt überreden ließen, daß sie es einsähen, daß der Arbeiter nicht noch tiefer gedrückt werden dürfe. In England freilich versucht man bisweilen, ihnen diese Einsicht beizubringen, und zwar, indem man auf das beständige Steigen der Armensteuer hinweist, ein Gesichtspunkt, den man praktisch nennt, weil er gemein ist. Und doch wirkt eine solche Erwägung wohl dahin, zahlreiche philanthropische Vereine in's Leben zu rufen, aber auf den Arbeitslohn hat sie nicht den mindesten Einfluß. Es muß ja doch im Geschäft unbedingt verdient werden, und zwar so viel als möglich; von dem Gewinn mögen dann einige Thaler zu guten Zwecken abfallen. Es geht, wie bei dem christlichen Fabrikanten indischer Götzenbilder. Sein frommes Gemüth bewegt ihn wohl, jährlich einige Pfund an die Mission zu geben; aber die Götzenbilder muß er liefern, das sind Geschäftssachen, da hört die Gemüthlichkeit auf. Man müßte allen Erfahrungen der Volkswirthschaft Hohn sprechen, wenn man an irgend einen andern moralischen Widerstand des Arbeiters denken wollte, als den, daß er eben nicht mehr will.

Welche Mittel hat nun aber der Arbeiter, diesem Nicht-

wollen Folge zu geben? An die Stelle der Ueberredungsversuche können Drohungen, Exzesse, überhaupt Anfänge des sozialen Krieges gegen die Besitzenden treten, wie sie mit den früheren rohen und wenig organisirten Strikes in England und noch heute oft mit den belgischen Arbeitseinstellungen verbunden sind. Ein solches Gebahren der Arbeiter ist zwar im Interesse der Moral und Kultur zu beklagen, allein ein Zeitalter, welches noch in Heeresmassen seine Stärke sucht und Eroberungskriege nicht verabscheut, hat kein Recht, sich gar zu sehr über solche Durchbrechungen einer Rechtsordnung zu beklagen, die alle ihre Vortheile den Besitzenden zuwendet und für die Enterbten nichts als Drohungen und Strafen hat. Eher muß man sich darüber wundern, daß die Rechtsidee noch so viel Gewalt über Gemüther hat, die so wenig von der Wohlthat des Rechts empfinden und denen von ihrem Standpunkt aus überall nur ein in künstliche Prozeßformen verhülltes Recht des Stärkeren entgegentritt. Auch verlassen sich die Besitzenden gar zu gern den Arbeitern gegenüber einfach auf die Furcht, welche die Gerichte, unterstützt von Polizei- und Militärgewalt, — im Nothfall Kartätschen — der unzufriedenen Menge einflößen sollen. Daher ist es für diese ein sehr nahe liegender Gedanke, ihrerseits auch einmal zu versuchen, was sich mit der Furcht wirken läßt. Auch geht diese Rechnung nicht so vollständig fehl, wie man vielfach glaubt, denn, wenn auch alle solche Unternehmungen — wie noch vor Kurzem mehrmals in Belgien — mit der Niederlage der Arbeiter zu enden pflegen, so haben diese doch dafür gesorgt, daß auch die Besitzenden von den Unannehmlichkeiten, mit denen die verzweifelte Lage der Arbeiter verbunden ist, eine direkte Empfindung erhalten. Wir brauchen dabei nicht erst an die Theorie des Glücks im vorigen Kapitel zu er-

innern, um darzuthun, daß die weit geringere Beeinträchtigung des Wohlbefindens auf Seiten der im Ueberfluß Lebenden schon eine relativ bedeutende Störung hervorbringt, während dem in äußerstem Mangel lebenden Arbeiter Kampf, Gefahr und selbst die Aussicht auf eine Periode noch schlimmerer Entbehrungen durchaus nicht so abschreckend erscheinen können. Es sind sogar Zustände denkbar, wo die periodisch wiederkehrenden Aufstände — wie die mit Greueln aller Art verbundenen Aufstände der Leibeigenen in Rußland — die Hauptform des Widerstandes gegen fernere Herabdrückung bilden, weil zwar die Einzelnen, welche zu einer solchen Erhebung schreiten, schließlich nur schreckliche Rache zu erwarten haben, dagegen doch gleichzeitig die Gesammtheit der zu Boden gedrückten Klasse durch die Furcht vor solchen Ausbrüchen der Verzweiflung sich vertheidigt. Für die große Masse der Arbeiter in den europäischen Kulturstaaten ist übrigens diese roheste Form des sozialen Kampfes ein überwundener Standpunkt; sie denken freilich oft genug an eine große und allgemeine soziale Revolution, aber sie greifen nur in den seltensten Fällen noch zu vereinzelten Aufständen.[3] Steigende Bildung und Einsicht, Hoffnung auf anderm Wege zum Ziele zu kommen und Sinn für planmäßiges und geordnetes Vorgehen bringen jene rohe Form der Arbeiter-Revolte mehr und mehr außer Gebrauch.

Was bleibt dem Arbeiter sonst noch für ein Mittel zur Vertheidigung seiner Lebenshaltung? Etwa die Auswanderung?[4] Aber zu dieser bedarf es, abgesehen von der erforderlichen Kenntniß der geeigneten Länder, der Reisegelegenheiten u. s. w., vor allen Dingen stets einiges Kapital, da uns keine Landstrecken mit unbebaulem, ertragsfähigem Boden so nahe liegen, daß man sich ohne viel Umstände in ihnen niederlassen

könnte. Wo dies der Fall ist, wie in einem großen Theile von Nordamerika, da steht dann freilich auch die ganze Arbeiterfrage auf einem andern Boden.

Eine bedeutendere Rolle scheint die Wanderung im Innern zu spielen. Wie die Industrie beständig entvölkernd auf die Ackerbaudistrikte einwirkt, wie fast allenthalben ein beständiger Strom von den dünner bevölkerten Provinzen nach den dicht bevölkerten Stammsitzen der Industrie stattfindet, so kann allerdings in den Zeiten einer großen Krisis auch eine Rückströmung im entgegengesetzen Sinne stattfinden. Diese Bewegung ist jedoch im großen Ganzen mehr zu den Symptomen des Vernichtungsprozesses zu zählen, welcher einen Theil der Arbeiter dahinrafft, als daß man in ihr eine zu unmittelbarem Erfolge führende Kampfweise erkennen könnte. So lange der Arbeiter noch hofft, als Sieger aus dem Kampf um die Lebenshaltung hervorzugehen, bleibt er auch an Ort und Stelle. Es ist schon ein Akt der Verzweiflung, wenn er sich in seine ländliche Heimath zurückzieht, wo er von Niemanden gern gesehen wird, wo er weder eine rechte Verwendung seiner Arbeitskraft noch eine ihm zusagende Lebensweise zu erwarten hat. Sehr häufig ist diese Rückkehr nichts Anderes als die Spekulation der Verzweiflung auf Unterstützung von Seiten der Verwandten oder der Heimathsgemeinde. Auch von den Arbeitern, welche aus dem gleichen Motive der Verzweiflung rathlos umherziehen, um irgendwo ein besseres Glück zu finden, sind viele dem Elend verfallen. Die statistisch feststehende Thatsache, daß mit jedem bedeutenden Steigen der Kornpreise die Zahl der Bettler und Landstreicher zunimmt, wirft ein finsteres Licht auf die Lage der arbeitenden Klassen; denn wenn auch ein gewisser Stamm der Bettler und Vagabunden aus sittlichen

Gründen diesem Leben verfallen ist, welche mit der Industrie keinen direkten Zusammenhang haben, so steht es doch ganz anders mit dem schwankenden Kontingent des Nothbettels, welches nicht nur mit der Noth entsteht, sondern auch mit der Noth wieder verschwindet. Aber auch von den Arbeitern, welche sich auf diesen Weg gedrängt sehen, gehen viele im Elend unter, andere verfallen dem Gewohnheitsbettel und nur ein Theil kehrt nach dem Eintritt besserer Zeiten zu der verlassenen Arbeit zurück. Auch der Uebergang zu bloßem Handlangerdienst, Erdarbeiten und ähnlichen Beschäftigungen kann als eine wirkliche Auskunft in der Regel nicht betrachtet werden. Fabrikarbeiter entschließen sich nur schwer und meist nur im äußersten Nothfalle zu solchen Arbeiten überzugehen, bei denen sie die erworbenen Fertigkeiten nicht brauchen können und auf die Dauer einbüßen, während an ihre Körperkraft Anforderungen gestellt werden, denen sie nicht gewachsen sind.

So verlieren sich im Kampf um die Lebenshaltung viele Arbeiter vom Platze, welche niemals als Sieger zurückkehren werden, welche aber durch ihr Verschwinden selbst auf die Rückkehr eines normalen Lohnes Einfluß üben. Den größten Einfluß üben die Todten; nicht etwa, weil ihr Schicksal auf die öffentliche Meinung oder auf das Gemüth der Arbeiter zurückwirkt, sondern einfach, weil sie für immer den Platz geräumt haben. Jetzt kann es sogar sehr leicht vorkommen, daß die noch zurückgebliebenen Arbeiter, wenn wir den Fall einer Arbeitseinstellung annehmen, im Kampfe unterliegen und die Arbeit zu vermindertem Lohne wieder aufnehmen, während der Sieger sich doch sehr bald genöthigt sieht, den Lohn „aus freien Stücken", wie man sagt, zu erhöhen;

denn die Nachfrage nach den Fabrikaten ist gestiegen, das Geschäft geht flott, aber es fehlt an Arbeitern.

Hier haben wir denn auch den Kern des von Lassalle so stark betonten „ehernen Lohngesetzes", nach welchem unter Voraussetzung der heutigen Produktionsweise der Lohn sich niemals weit oder dauernd von demjenigen Satze entfernen kann, welcher „gewohnheitsmäßig" zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Dieses Lohngesetz oder die „Ricardo'sche Regel" (vgl. oben Anm. 3 zum 1. Kapitel) ist in seiner allgemeinsten Form nichts als eine unmittelbare Folgerung aus der Thatsache des Kampfes um das Dasein. Zwischen dieser Folgerung und den Erscheinungen des Lebens in ihrer ganzen Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit liegt noch eine weite, von der Wissenschaft bisher keineswegs genügend ausgefüllte Kluft, doch lassen sich wenigstens einige Anhaltspunkte mit genügender Sicherheit feststellen.

Zunächst ist über jeden Zweifel erhaben, daß die große Masse unsrer Arbeiterbevölkerung selbst in günstigen Zeiten nicht im Stande ist, sich so zu nähren und zu kleiden, so zu wohnen und mit Arbeit und Erholung zu wechseln, daß den einfachen Ansprüchen einer richtigen Gesundheitspflege genügt werden könnte. Wenn einmal die soziale Gleichheit und der allgemeine Wohlstand so weit gediehen wären, daß der Unterschied in der Lebensdauer zwischen Arm und Reich wegfiele, oder gar sich zu Gunsten der einfacheren Lebensweise der Aermeren wendete, so hätte die Menschheit einen ungeheuren Schritt vorwärts gethan, aber dieser Schritt wird unter der Herrschaft des absoluten Individualismus niemals möglich sein. In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß mit jedem stärkeren Steigen der Lebensmittelpreise (wenn

also der gleich bleibende Geldlohn einen sinkenden Reallohn darstellt) die ohnehin schon viel zu große Sterblichkeit unter ganzen Bevölkerungen noch zunimmt und es ist leicht einzusehen, daß diese Wirkung noch viel auffälliger sein müßte, wenn unsre statistischen Tabellen die Todesfälle der Arbeiterbevölkerung von denjenigen der Wohlhabenden unterscheiden ließen.[6]

Mit noch größerer Deutlichkeit folgt die Zahl der Ehen und der Geburten dem Gang der Kornpreise, so daß es scheinen könnte, als wenn hier die eigentliche Quelle der Ricardo'schen Regel zu suchen wäre.[7] Auch stellt z. B. Lassalle diese Quelle, nächst der „Auswanderung" voran. „Der Arbeitslohn", sagt er in seinem Epoche machenden „Antwortschreiben" vom 1. März 1863, „kann auch nicht tief unter diesen nothwendigen Lebensunterhalt fallen, denn dann entstehen — Auswanderungen, Ehelosigkeit, Enthaltung von der Kinderzeugung und endlich eine durch Elend erzeugte Verminderung der Arbeiterzahl, welche somit das Angebot von Arbeiterhänden noch verringert und den Arbeitslohn wieder auf den frühern Stand zurückbringt." Nun aber kann die Abhängigkeit der Ehen und Geburten vom Preise der Lebensmittel wohl dazu dienen, das Prinzip des Kampfes um das Dasein als die allgemeine Grundlage unsrer Bevölkerungsbewegung nachzuweisen, aber nicht, um die Lohnschwankungen zu bestimmen; denn diese, selbst diejenigern der großen Handelskrisen, erfolgen in viel zu kurzen Zeiträumen, als daß die Mitbewerbung der heranwachsenden Jugend durch das Plus oder Minus der günstigen und ungünstigen Jahre einen Einfluß üben könnte. Sollte aber der Arbeitslohn einmal durch eine ganze Periode von nahezu zwanzig Jahren dauernd hoch gewesen sein, so ist dies gewiß auch ein Zeichen

von einer industriellen Prosperität, welche die vermehrten Arbeitskräfte auch zu absorbiren vermag. Denn diese rücken nicht urplötzlich mit einem bestimmten Jahrgange ein. Von allen Wanderungen abgesehen muß schon allein die verminderte Sterblichkeit der Kinder und der jungen Leute mit dem Eintritt der besseren Periode eine ganz allmählig wachsende Zahl von Arbeitern zuführen. Ist dann aber endlich das Maß voll und auf diesem Wege des Nachwuchses ein Uebermaß von Arbeitsangebot eingetreten, dann muß sich inzwischen durch die langjährige Gewohnheit auch die Lebenshaltung bedeutend gehoben haben und es kann selbst eine Krisis mit allem Elend, welches sie mit sich bringt, nicht so leicht wieder den Zustand herstellen, wie er vor zwanzig Jahren war.

Es ist also in der That das Elend selbst bei bedrohter Lebenshaltung der einzige wesentliche Faktor der Regulirung; denn auch die Wanderungen sind, wie wir gesehen haben, nur eine Form, in welcher das Elend sich äußert; abgesehen natürlich, wie überall in dieser Betrachtung, von dem Falle einer künstlich unterstützten, oder durch Gewerkvereine systematisch angeleiteten Auswanderung. Hier entsteht nun aber die Frage: Wie kommt es, daß Elend, Krankheit und Sterblichkeit so schwer in die Waagschale fallen können, wenn die Lebenshaltung noch nicht die niedrigst mögliche ist? Warum, mit andern Worten, wird nicht eine Arbeiterbevölkerung überhaupt immer tiefer in allen Lebensbedürfnissen herabgedrückt, bevor sie sich das Nothwendigste zur Unterhaltung des Lebens fehlen läßt? Mit der Beantwortung dieser Frage wird auch die soziale Bedeutung der Lebenshaltung erst recht in ihr volles Licht treten.

Wir erinnern zunächst an die Ausführung in Anm. 4 zum 1. Kapitel (S. 34 u. f.), wo wir zeigten, auf wie mannigfache Weise der Mangel wirkt, bevor er sich in den statistischen Tabellen als Vermehrung der Sterblichkeitsziffer kund gibt. Der Mangel beästigt *beständig*, allein er tödtet *gelegentlich*, wenn der Körper in den mancherlei Schwankungen, denen er unterworfen ist, grade auf einem ungünstigen Punkt angelangt ist; oder er macht arbeitsunfähig, was für unsere Frage auf dasselbe hinauskommt. Wir müssen nun vor allen Dingen festhalten, daß diese verwüstenden Wirkungen des Mangels thatsächlich bei einer Bevölkerung von höherer Lebenshaltung so gut vorkommen, wie bei einer Bevölkerung von niederer Lebenshaltung und unsere ganze Aufgabe ist nun, dies Faktum weiter zu erklären. Da bieten sich uns nun, so viel wir sehen, nur zwei Erklärungsgründe dar: der eine ist die Wirkung einer *verschiedenen Gewöhnung* in Beziehung auf Nahrung und Pflege selbst; der andere ist das allgemeine Streben, diejenigen Stücke der Lebenshaltung, welche nach Außen sichtbar sind, und welche mehr dem Schmuck und der Auszeichnung dienen, unter *Aufopferung des Nothwendigsten* so lange als nur irgend möglich festzuhalten.

Den ersteren Grund können wir hier übergehen, da die Sache im Allgemeinen für sich selbst spricht, und Genaueres darüber von der Wissenschaft noch nicht ermittelt ist.[8] Der zweite Grund ist von ungemeiner sozialer Wichtigkeit; er gehört geradezu zu den psychologischen Grundzügen des menschlichen Charakters, welche auf alle Verhältnisse einen tief eingreifenden Einfluß üben. Bekannt ist, daß sich derselbe Zug nicht eben nur beim Arbeiterstande findet, sondern sogar noch viel deutlicher bei allen „höheren“ Ständen, bei welchen die

Ansprüche an das Leben mit den Mitteln nicht im Einklang stehen. Die Emigranten aus der Zeit der französischen Revolution, oft Leute aus dem höchsten Adel, welche in Ueberfluß und Ueppigkeit groß geworden waren, litten häufig lieber den wirklichsten Hunger, als daß sie auf ein vornehmes Aeußere verzichtet hätten, und mancher Thaler ist schon für ein Trinkgeld verwandt worden, den der Besitzer im Stillen lieber für eine gute Mahlzeit gegeben hätte. Dasselbe finden wir bei unbemittelten Adeligen noch oft genug, und der knapp besoldete Beamte mit vornehmem Titel, der auf den Umgang mit lauter vermögenderen Leuten angewiesen ist, zieht sich auch lieber alles Andere ab, als die Mittel zur Repräsentation. Wenn es dabei auch nicht leicht bis zum eigentlichen Hunger kommt, so treten doch oft andere Entbehrungen ein, welche auf die Erhaltung des Lebens von nicht geringerem Einfluß sind, und welche durch offenen Verzicht auf überflüssigere Dinge vermieden werden könnten. Wir halten es gar nicht für unwahrscheinlich, daß der Einfluß der Theuerungen auf die Sterblichkeit sich noch bis auf Beamtenkreise erstreckt, welche die drei- und vierfache Einnahme einer Arbeiterfamilie haben. Man ist im täglichen Leben nur gar zu leicht geneigt, ein solches Verhalten scharf zu tadeln oder als elende Eitelkeit zu verspotten; und in der That ist auch der Spott sehr wohl verdient, wenn sich mit jenem heimlichen Mangel der Hochmuth und die Geringschätzung anderer Stände verbinden. Dabei darf man jedoch nicht übersehen, daß neben der tief gewurzelten Neigung zum Scheinwesen in solchem Verhalten auch ein idealer Zug liegt, den man respektiren kann. Diese Leute machen aus ihrer gewohnten Lebenshaltung ein Prinzip, und suchen gerade das Unterscheidende deshalb mit einem gewissen Pflichtgefühl festzuhalten. Nun sind zwar die An-

schauungen von der höheren Würde eines Adeligen, eines Beamten, oder eines Mannes, dessen Väter vermögend waren, an sich höchst verwerflich, aber der Umstand, daß der Mensch diesen Grillen zu liebe, wo sie einmal da sind, Opfer bringen kann, macht die Sache nicht schlimmer, sondern eher wieder besser. Ueber allen Zweifel aber ist es erhaben, daß ein solches Festhalten an gewissen Attributen einer höheren Lebenshaltung etwas Edles und Gutes ist, in dem Stande, welcher nicht mehr in der Lage ist, sich über andere zu erheben. Die Zeiten sind noch nicht zu fern, in denen ein großer Theil des Volkes, selbst in Städten, barfuß ging. Jetzt will der Arbeiter nicht nur gleich seinen Mitbürgern sich in einem vollständigen und schicklichen Anzug zeigen, sondern er will auch außer seinem Arbeitsgewand einen guten Rock haben. Darin, daß er in diesen Beziehungen nicht zurücksteht, findet er ein äußeres Symbol seiner Menschenwürde, und es liegt ein gewisser Heroismus darin, wenn er diesem Bewußtsein in schlimmen Zeiten ein Opfer bringt.

Da nun aber ferner der Kampf um das Dasein doch fortgehen würde, wenn auch der Arbeiter in diesen Dingen nachgäbe, so liegt in der starren Behauptung der Lebenshaltung ein Mittel, um den Arbeiterstand vor immer tieferem Sinken nothdürftig zu schützen. Eine ganz andere Frage aber ist die, ob man dem Arbeiterstande auch zureden soll, bei günstigen Zeiten jede kleine Mehreinnahme sofort auf Erhöhung der Lebenshaltung zu verwenden. Man räth den Arbeitern, sich Uhren, Thermometer und Bücher anzuschaffen, oder Zeitungen zu halten, sich besser zu kleiden, bessere Wohnungen zu beziehen u. dgl. Dies ist auch unzweifelhaft vortrefflich, wenn der Arbeiter dadurch eine bessere, freundlichere

Häuslichkeit erhält, und in Folge dessen sich gleichsam selbst vom Wirthshausleben, abstumpfenden Branntweingenuß und zerstreuenden, friedlosen Vergnügungen hinweglockt. Aber eine andere Frage ist, ob er nicht am besten thut, wenn das Glück ihm eine Verbesserung seiner Lage entgegenwirft, jeden Groschen zu sparen, um sich damit später, im Verein mit gleichgesinnten Genossen, die Freiheit zu erkämpfen. Denn das ist im Falle einer vorübergehenden Lohnsteigerung noch am ehesten möglich, und wenn der heilige Einfluß, alle Kräfte dem großen Befreiungswerke zu widmen, die Herzen durchdringt, so werden dadurch die moralischen Vortheile einer Erhöhung der Lebenshaltung aufgewogen. Die Theilnahme an Genossenschaften und Gewerkschaften oder die Begründung von solchen, wo sie noch nicht bestehen, ist im weiteren Sinne ebenfalls eine Erhöhung der Lebenshaltung und zwar die dringlichste und folgenreichste von allen: eine Wahrheit, deren Erkenntniß leider dadurch verzögert wird, daß der Arbeiter den Werth solcher Verbindungen weit häufiger in Zeiten der Noth erkennt, wo er die Mittel zu ihrer Begründung kaum aufbringen kann, als in Zeiten des relativen Ueberflusses, wo ihm dies verhältnißmäßig leicht wird.

Unsere Erörterung der Lebenshaltung bringt nun zunächst klares Licht in eine Frage, über welche die verworrensten Streitigkeiten geführt werden, ohne daß ein nennenswerthes Resultat erzielt wird, weil sich meist der eine an diese vereinzelte Thatsache, der andere an jene hält, ohne daß der richtige Ueberblick da ist. Es ist die Frage nach der thatsächlich erfolgenden Verbesserung oder Verschlimmerung der Lage des Arbeiterstandes. Bekanntlich ist die Behauptung einer beständigen Verbesserung der Lage des Arbeiters, und überhaupt der ärmeren Volksklassen, so allgemein, und mit so vielen

Zahlen und Daten aller Art belegt, daß der grelle Ruf der Verzweiflung, welcher oft das grade Gegentheil in die Welt hinausruft, meist überhört wird. Die Frage scheint so schwierig, daß selbst Lassalle vor der Lösung derselben zurückschrack und in der Deduktion seiner Ansichten (S. 19 und 20 des Antwortschreibens) sofort darauf übersprang, die vergleichsweise schlechte Lage des Arbeiterstandes, sein Verhältniß zu den andern Klassen zur Basis seiner Folgerungen zu machen. So viel Wahres nun auch grade in dem liegt, was Lassalle dort über das psychologische Maaß der Entbehrungen entwickelt hat, so bleibt eben doch in seiner Deduktion eine Lücke, deren Bedeutung sich nicht verkennen läßt. Nicht darum hätte es sich ja gehandelt, in einer verwickelten und gelehrten Untersuchung (vergl. Seite 19 a. a. O.) den eigentlichen Beweis für die eine oder andere Ansicht zu führen. In dieser Hinsicht konnte sich Lassalle immerhin damit begnügen, zu behaupten, daß seine Gegner erst recht nicht zu einer Beweisführung im Stande seien. Es handelte sich vielmehr darum, auch nach dieser Seite hin die Ricardo'sche Regel gegen jedes Bedenken festzustellen. So verfehlt es auch von Lasalles Gegnern war, dreist abzuläugnen, daß jene Lehre wirklich von allen Autoritäten der Volkswirthschaft vorgetragen würde, so folgt daraus doch noch lange nicht, daß sie gegen jedes Bedenken feststeht. Es folgt namentlich für Lassalle nicht, der von seinem Standpunkt aus eigentlich mit Karl Marx, dem er die theoretische Grundlage seiner Agitation, soweit eine solche überhaupt vorhanden ist, verdankt, die ganze Volkswirthschaft hätte umarbeiten müssen. So konnte denn ein neuerer Nationalökonom, G. Schmoller, (die Arbeiterfrage, Preuß. Jahrb. Okt. 64, S. 413 u. f.) auf die Wendung verfallen, zwar die Richtigkeit der Lassalle'schen Zitate zuzu-

geben, wie dies jeder ehrliche Mann thun muß, zugleich aber jene sämmtlichen Autoritäten der Oberflächlichkeit zu beschuldigen. Schmoller hat nämlich richtig erfaßt, daß unsere ganze Nationalökonomie zu ihrer Vertiefung eines Zurückgehens auf die psychologischen Grundlagen der menschlichen Handlungen bedarf, und, indem er nun behauptet, das sich dies grade in dem Streit über die Lohnfrage und über das sog. Ricardo'sche Gesetz besonders deutlich zeige, fährt er mit folgender Erörterung fort:

„Der Arbeitslohn, erklärt Lassalle, richtet sich nach dem Angebot und der Nachfrage; sobald die Nachfrage steigt, wird der Arbeiterstand wachsen und damit den Lohn wieder auf das Minimum der landesüblichen Existenz herabdrücken. Aber doch ist der Lohn in der letzten Zeit gestiegen, — viel mehr haben ihm seine Gegner nicht entgegenzusetzen gewußt und eine Thatsache wiederlegt ein Gesetz, wenn es ein solches ist, nicht.

„Es ist ganz wahr, Ricardo und schon Adam Smith sagen dasselbe, und bis auf die neueste Zeit haben es ihnen die meisten Nationalökonomen nachgesprochen. Daß die spätere Nationalökonomie die Unrichtigkeit dieses sog. Gesetzes nicht einsah, beruht wesentlich auf den thatsächlichen Verhältnissen unserer Zeit, auf dem Druck, unter dem die Arbeiter während der Uebergangsperiode litten, auf den noch nicht konsolidirten sittlichen Zuständen, wie sie stets nothwendig den Eintritt in eine Kulturperiode begleiten. Die *sämmtlichen Autoritäten*, die Lassalle in seinem Arbeiterlesebuch zitirt, *haben die Zustände der vierziger Jahre vor Augen*. In Wahrheit aber ist dieses sog. eherne Gesetz nicht viel mehr als eine oberflächliche Abstraktion, wie sie der eng-

lischen Nationalökonomie gerade um ihres Ausgehens von der Praxis des Lebens willen so oft passirt."

In der That hat Lassalle das „eherne Lohngesetz" zu absolut genommen und der Vorwurf, daß es nur eine Abstraktion aus den Verhältnissen einer jetzt vergangenen Periode sei, läßt sich von seinem Standpunkte aus nicht widerlegen; es sei denn, daß man seine Fortdauer in der Gegenwart mit den Waffen einer exakten Empirie beweisen könnte. Gleichwohl ist die geringschätzige Art, in welcher Schmoller diese „Abstraktion" behandelt, auch nicht zu billigen. Daß dieselbe eine „oberflächliche" sei, ist schon zu viel gesagt. Sie scheint vielmehr recht aus der Tiefe derjenigen Verhältnisse geschöpft, welche jene Autoritäten der Nationalökonomie vor Augen hatten. Eine richtige Abstraktion aus gegebenen Verhältnissen hat aber unter allen Umständen mehr Werth, als daß man sie bei der nächsten Veränderung der Verhältnisse, wenn die Sache nicht mehr zu stimmen scheint, ohne Weiteres wie eine taube Nuß bei Seite werfe. Sie deutet auf einen Causalzusammenzug, der für die Theorie durchaus bleibende Bedeutung hat, wenn auch die früher herrschende Ursache sich später mit anderen Ursachen zu einer neuen Gestalt der Erscheinungen verbindet.

Angenommen das „eherne Lohngesetz" gelte nur unter der Voraussetzung eines schrankenlosen Egoismus und völliger Isolirung der Betheiligten; angenommen ferner, diese Bedingungen seien in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts so vorherrschend gewesen, daß die Erscheinungen der Wirklichkeit ihnen schlechthin zu folgen schienen; angenommen endlich dies habe sich seit der Mitte des Jahrhunderts in der Weise geändert, daß neue Motive, der Sympathie oder dem Rechtsgefühl entspringend, oder auch aus der besseren Erwägung

des Gemeinwohls durch die Gesetzgeber hervorgegangen, mitwirkten und das Resultat für den Beobachter ein anderes wird: dann ist es gerade der oberflächliche Beobachter, welcher sich mit der Thatsache dieser Aenderung begnügt und das Frühere schlechthin als abgethan bei Seite stellt. Wer aber tiefer in die Sache eindringen will, der wird vor allen Dingen jene früheren, an einem einfacheren Zustande der Dinge gemachten Beobachtungen sorgsam festhalten und von der Ueberzeugung ausgehen, daß gleiche Ursachen, insofern sie fortdauern, auch heute noch gleiche Wirkungen hervorbringen. Kann man diese Wirkungen nicht unmittelbar sehen, so ist es, weil sie sich in der Erscheinung mit andern Wirkungen kombiniren. Es ist immer wieder die Komposition der statischen und mechanischen Kräfte, an welche man die Volkswirthschafter erinnern muß. Der Kahn, welcher, stromaufwärts gerudert, still zu stehen scheint, ist deßwegen doch noch der ganzen Gewalt des Stromes ausgesetzt, und einen solchen Strom nachgewiesen zu haben, ist ein bleibendes Verdienst der klassischen Nationalökonomie der Engländer, wenn auch heutzutage das Schiff unsrer sozialen Zustände nicht mehr so haltlos auf demselben treiben sollte.

Folgen wir daher Schmoller in seine Auflösung des Lohngesetzes in psychologische Faktoren, so gewinnen für uns die Zustände der Vierziger-Jahre, vorausgesetzt daß sie sich geändert haben, erst recht an Bedeutung, denn nur aus der Vergleichung der verschiedenen Perioden werden wir unsre psychologische Analyse zu Stande bringen können. Und da scheint denn in der That die Sache sich, im Großen und Ganzen betrachtet, recht einfach zu gestalten; denn Niemand wird wohl bezweifeln, daß in einer Zeit, in welcher die bei den Industriellen und Kapitalisten so beliebte Nationalökonomie

des Egoismus die öffentliche Meinung trotz aller Einsprache der „Katheder-Sozialisten" noch ziemlich beherrscht, — daß in dieser Zeit auch die soziale Lage der Arbeiter, so weit sie lediglich durch ihre Beziehungen zu den Arbeitgebern bedingt wird, ganz unter den gleichen Einflüssen steht, wie früher. Hat sich schon eine wesentliche Aenderung ergeben — was noch zu beweisen ist — so ist sie also lediglich den neuen Faktoren zuzuschreiben, welche inzwischen aufgetreten sind. Und wo sind diese Faktoren zu finden? Im Einschreiten des Staates gegen die schlimmsten Mißbräuche, im Einflusse des bis jetzt noch kleinen Bruchtheils der Gebildeten, welche einige Sympathie für die Sache der Arbeiter gewonnen haben, hie und da vielleicht auch in der Furcht vor der drohenden Sozialrevolution; vor allen Dingen aber im Erwachen des Gemeingeistes und des Bewußtseins über ihre Lage unter den Arbeiten selbst.

Zur Förderung aller dieser neuen Motive, deren psychologische Natur wir hier nur kurz andeuten, hat aber wieder nichts so sehr beigetragen, als der klare Einblick in die Natur des sozialen Prozesses, wie er sich gestalten muß, wenn der Kampf um das Dasein ohne alles Gegengewicht vernünftiger und sittlicher Bestrebungen sein Spiel hat. Eine Verdunkelung dieser Einsicht ist identisch mit der Anbahnung des Stillstandes oder Rückganges in der Bewegung zum Besseren. Eben deßhalb ist aber auch zur Zeit noch ein unverwandter Blick auf die Zustände der Vierziger Jahre, welche uns das Resultat der Oekonomie des Egoismus rein und einfach aufzeigen, durchaus nothwendig, wenn man die Orientirung nicht verlieren will, und nichts ist auf der andern Seite charakteristischer für den Einfluß der Interessen auf die landläufigen Theorieen, als die

Art, wie man neuerdings, zumal in Deutschland, in die alte konsequente und aufrichtige, wenn auch herzlose Manchester-Oekonomie einen optimistischen Lappen aus Bastiat und Carey einzuflicken versucht hat.

Haben sich nun aber wirklich die Verhältnisse seit der Mitte dieses Jahrhunderts so wesentlich zu Gunsten der Arbeiter geändert? Hier haben wir vor allen Dingen Marx zu hören, der in einem im Jahr 1864 erschienenen und in mehreren englischen und deutschen Arbeiter-Zeitungen veröffentlichten Aufruf an die arbeitende Klasse Europa's, anknüpfend an einen mit dem Fortschritt des englischen Nationalreichthums prunkenden Bericht Gladstones Folgendes sagt:

„Es ist Thatsache, daß das Elend der arbeitenden Massen nicht abgenommen hat während der Periode 1848—1864 und dennoch steht diese Periode mit ihrem Fortschritt von Industrie und Handel beispiellos da in den Annalen der Geschichte. Im Jahre 1850 weissagte eins der bestunterrichteten Organe der englischen Mittelklasse: steigt Englands Ein- und Ausfuhr um 50 pCt., so fällt der englische Pauperismus auf Null. Nun wohl! Am 7. April 1864 hat der Schatzkanzler Gladstone seine parlamentarische Audienz durch den Nachweis entzückt, daß Großbritanniens Gesammt-Aus- und Einfuhr 1863 nicht weniger als 443,995,000 Pfd. St. betrug! „Eine erstaunliche Summe, ungefähr dreimal so groß als die Summe des britischen Gesammthandels in der kaum verschwundenen Epoche von 1843;" trotz alledem war er beredt über „Armuth". „Denkt", rief er, „an die, welche am Abgrund des Elends schweben!", an „nicht gestiegene Löhne", an „das Menschenleben in neun Fällen von zehn ein bloßer Kampf um die Existenz!"

„Als der amerikanische Bürgerkrieg die Fabrikarbeiter von Lancashire und Cheshire auf das Pflaster warf, entsandte das Haus des Lords einen Arzt in jene Manufaktur-Distrikte mit dem Auftrag zu untersuchen, welcher kleinste Betrag von Kohlen- und Stickstoff, eingegeben in der wohlfeilsten und ordinärsten Form, durchschnittlich grade ausreiche, um „Hungerkrankheiten abzuwehren" („to avert starvation diseases"). Dr. Smith, der ärztliche Bevollmächtigte, fand aus, daß eine wöchentliche Portion von 28000 Gran Kohlen- und 1330 Gran Stickstoff einen Durchschnittserwachsenen genau über dem Niveau der Hungerkrankheiten halten werde, und daß dieser Dosis ungefähr die spärliche Nahrung entsprach, wozu der Druck äußerster Noth die Baumwollenarbeiter heruntergebracht hatte. Aber nun merkt auf! Derselbe gelehrte Doktor wurde später wieder durch den Medizinalbeamten des Geheimen Raths (Privy Council) beauftragt mit der Untersuchung über den Ernährungsstand des ärmeren Theils der Arbeiterklasse. Die Ergebnisse seiner Forschung sind einverleibt in den „Sechsten Bericht über den Zustand der öffentlichen Gesundheit", veröffentlicht im Lauf des gegenwärtigen Jahres auf Befehl des Parlaments. Was entdeckte der Doktor? Daß Seidenweber, Näherinnen, Handschuhmacher, Strumpfwirker und andere Arbeiter Jahr aus Jahr ein im Durchschnitt nicht einmal jene Nothration der unbeschäftigten Baumwollarbeiter erhalten, nicht einmal jenen Betrag von Kohle und Stickstoff, der „grade hinreicht zur Abwehr von Hungerkrankheiten". „Außerdem", wir zitiren den offiziellen Bericht, „außerdem zeigte sich in Bezug auf die untersuchten Familien der Ackerbaubevölkerung, daß mehr als 1/5 weniger als das veranschlagte Minimum von kohlenhaltiger Nahrung, mehr als 1/3

weniger als das veranschlagte Minimum von stickstoffhaltiger Nahrung erhält, und daß in die durchschnittliche Lokal-Nahrung der drei Grafschaften Berkshire, Oxfordshire und Somersethshire, ein unzureichendes Maß stickstoffhaltiger Lebensmittel eingeht."

Indem sich der Aufruf weiterhin wieder zu dem Bericht des Schatzkanzlers wendet, entnimmt er demselben eine Stelle welche in der That geeignet ist, das ernsteste Nachdenken zu erwecken:

„Von 1842 bis 1852 wuchs das steuerbare Landeseinkommen um 6 pCt.; in den acht Jahren von 1853 bis 1861 ist es, ausgehend von der Basis von 1853, um 20 pCt. gewachsen. Die Thatsache ist bis zum Unglaublichen erstaunlich! — — Dieser berauschende Zuwachs von Reichthum und Macht", fügt Herr Gladstone hinzu, „ist ganz und gar auf die besitzenden Klassen beschränkt."[9]

Weiterhin heißt es in dem Aufrufe: „Wenn Ihr wissen wollt, unter welchen Bedingungen gebrochener Gesundheit, befleckter Moral und geistigen Ruins jener „berauschende Zuwachs von Reichthum und Macht, ganz und gar beschränkt auf die besitzenden Klassen" produzirt wurde und produzirt wird durch die arbeitenden Klassen, betrachtet die Schilderung der Arbeitslokale von Druckern, Schneidern und Kleidermacherinnen in dem letzten „Bericht über den öffentlichen Gesundheitszustand!" Vergleicht den „Bericht der Kommission von 1863 über die Beschäftigung von Kindern," wo Ihr unter Anderm leset: „Die Töpfer als eine Klasse, Männer und Weiber, repräsentiren eine entartete Bevölkerung, physisch und geistig entartet;" „die ungesunden Kinder werden ihrerseits ungesunde Eltern, eine fortschreitende Verschlechterung der Race ist unvermeidlich," und dennoch „ist die Entartung

(degenerescence) der Bevölkerung der Töpferdistrikte verlangsamt durch die beständige Rekrutirung aus den benachbarten Landdistrikten und die Zwischenheirathen mit gesunden Racen!" Werft einen Blick auf das von Herrn Tremerheere redigirte Blaubuch über die „Beschwerden der Bäckergesellen." Und wer schaudert nicht vor dem Paradoxen, eingetragen in die Berichte der Fabrikinspektoren und beleuchtet durch die Tabellen der General-Registratur, dem Paradoxen, daß zur Zeit, wo ihre Nahrungsration sie kaum über dem Niveau der Hungerkrankheit hielt, die Gesundheit der Arbeiter von Lancashire sich verbesserte in Folge ihres zeitweiligen Ausschlusses aus der Baumwollfabrik durch die Baumwollnoth, und daß die Sterblichkeit der Fabrikkinder abnahm, weil es ihren Müttern jetzt endlich freistand, ihnen statt der Opiummixtur die Brust zu reichen."

„Kehrt die Medaille wieder um: Die Einkommen- und Eigenthumsteuer-Listen, am 20. Juli 1864 dem Hause der Gemeinen vorgelegt, zeigen, daß die Personen mit jährlichen Einkommen von 50,000 Pfd. St. und über 50,000 Pfd. St. sich vom 5. April 1862 bis zum 5. April 1863 durch ein Dutzend und Eins rekrutirt hatten, indem ihre Anzahl in diesem einen Jahre von 67 auf 80 stieg."

„Dieselben Listen enthüllen die Thatsache, daß ungefähr drei tausend Personen ein jährliches Einkommen von ungefähr 25 Millionen Pfd. St. unter sich theilen, mehr als das Gesammteinkommen, welches der Gesammtmasse der Ackerbauarbeiter von England und Wales jährlich zugemessen wird!"

„Oeffnet den Census von 1861 und Ihr findet, daß die Zahl der männlichen Grundeigenthümer von England und Wales von 16,934 im Jahr 1851 herabgesunken war zu 15,066 im Jahre 1861, so daß die Konzentration des

Grundeigenthums in 10 Jahren um 11 % wuchs. Wenn die Konzentration des Landes in wenigen Händen gleichmäßig fortschreitet, wird sich die Grund- und Bodenfrage (the land-question) ganz merkwürdig vereinfachen, wie zur Zeit des römischen Kaiserreichs, als Nero grinzte über die Entdeckung, daß die halbe Provinz von Afrika 6 gentlemen angehörte."

Der Ausruf geht dann zu der Behauptung über, daß es in allen industriellen Ländern ähnlich stehe, wie in England, daß zwar der Geldlohn allgemein gestiegen sei, daß dagegen der Reallohn, d. h. die Summe der nach den jedesmaligen Preisen für den Arbeitslohn zu beschaffenden Lebensbedürfnisse durchaus keinen Zuwachs erfahren habe.

Bevor wir nun die für das Gegentheil sprechenden Thatsachen prüfen, bemerken wir vorab zur Vereinfachung der Sache, daß uns dabei all die zahlreichen schönen Einrichtungen und Verbesserungen nicht kümmern können, welche sich von vornherein nur auf wenige Hunderte oder Tausende von Arbeitern erstrecken. Nicht als ob diese überhaupt keinen Werth hätten; sie gehören nur nicht hieher, weil Niemand den Fortschritt in einzelnen Kreisen bezweifelt, weil dieser Fortschritt auf die statistischen Durchschnittszahlen zur Zeit ohne erheblichen Einfluß ist, und weil der Werth, den solche Verbesserungen als Vorbilder für die Zukunft haben können, wieder zu einer ganz andern Frage gehört. Wir haben also hier nichts zu erörtern von der cité ouvrière zu Mülhausen, nichts von den humanen Einrichtungen in der berühmten Lichterfabrik der Gebrüder Wilson, nichts von den wachsenden Spareinlagen in aller Herren Ländern, nichts von den Konsumvereinen, den Arbeiter-Bildungsvereinen und wie all diese vortrefflichen Schöpfungen der Neuzeit heißen mögen. Man mag die Resultate derselben zu noch so

überraschenden Summen aufaddiren, so werden diese doch immer*) verschwinden gegen die Summe des gesammten Bedarfs einer industriellen Bevölkerung, und Niemand wird die behauptete durchschnittliche**) Verbesserung in der Lage der arbeitenden Klassen schon jetzt im Ernst auf diese Verbesserungen zurückführen. Es geht vielmehr hier ganz einfach um den Lohn, und zwar um den Reallohn, d. h. um das Quantum von Subsistenzmitteln, welches sich für den Lohn kaufen läßt.

Hier ist nun vorab wieder die Bemerkung vorauszuschicken, daß die Zahlenangaben auf diesem Gebiete bekanntermaßen zu den unzuverläßigsten gehören, die es überhaupt gibt, während auf der andern Seite die Sterblichkeitsziffer als der festeste Eckstein der ganzen Bevölkerungsstatistik zu betrachten ist. Die Gründe, welche die Ermittelung des Reallohnes so unsicher machen, lassen sich zum großen Theil aus der Schwierigkeit der Aufgabe leicht entnehmen, und wir haben hier nur Veranlassung, auf einige Quellen des Irrthums einzugehen, welche nicht, nach der Regel der zufälligen Fehler, mit gleicher Wahrscheinlichkeit zu viel oder zu wenig ergeben, sondern welche vielmehr eine konstante Wirkung ausüben, und daher das Resultat nach einer bestimmten Seite hin verfälschen. Es betrifft die Angaben über die Lohnhöhe, wie man sie in Handelskammer-Berichten und ähnlichen Dokumenten oft verzeichnet findet. Diese werden alterirt:

*) Abgesehen davon, daß sie nur einer Elite von Arbeitern zu gute kommen, neben welcher sich das Loos der übrigen Masse nur um so trauriger gestaltet.

**) Eher läßt sich eine Verbesserung des Durchschnitts, mit Einbeziehung der in vorstehender Anmerkung erwähnten Elite, daraus ableiten, daß sowohl die relative Zahl der letztern als auch ihr Wohlbefinden wächst, wobei immer wieder die Besserung der Durchschnittszahl für die große Masse völlig bedeutungslos ist.

1) Durch die aus methodischer Unbeholfenheit hervorgehende irrthümliche Berechnung des Durchschnitts. Sehr häufig wird nämlich von verschiedenen Lohnsätzen verschiedener Arbeiterklassen einfach das Mittel genommen, statt daß jeder Satz erst mit einem die Zahl der betreffenden Klasse repräsentirenden Koeffizienten versehen würde. Da nun aber in der Regel die niedrigst bezahlten Klassen die zahlreichsten sind, da ferner ein entsprechender Fehler von entgegengesetzter Wirkung nicht zu vermuthen ist, so muß der Lohn schon zu hoch erscheinen, wenn dieser Fehler auch nur von wenigen Berichterstattern begangen wird.

2) Durch das Interesse der Berichterstatter. In allen Dingen, bei welchen es nicht auf ein einfaches Ja oder Nein, ein bestimmtes Zeugniß der Sinne oder eine aktenmäßig zu kontrolirende Kundgebung ankommt, wo vielmehr dem Urtheil ein gewisser Spielraum gelassen ist, haben Interessen, Vorurtheile und Neigungen der Berichterstatter einen sehr bedeutenden Einfluß, ohne daß man deßhalb gerade bewußte Fälschung annehmen dürfte. Da nun nach den Lohnsätzen in der Regel nicht die Arbeiter, sondern die Arbeitgeber und die Beamten gefragt werden, so kann ein Plus in den Durchschnittszahlen nicht ausbleiben.

3) Durch Nichtbeachtung der Ausfälle, welche der Arbeiter durchschnittlich durch Lohnabzüge bei Fehlern, durch Warten auf neue Arbeit u. dgl. erleidet.

4) Durch die gänzliche Nichtbeachtung desjenigen Theiles des Arbeitslohnes, der vernünftiger und nothwendiger Weise für die Altersversorgung, als Reserve für Krankheiten u. s. w. zurückgelegt werden sollte und der in manchen Arbeitszweigen, in welchen sich der Arbeiter rasch aufreibt, überraschend hoch anzusetzen wäre. Es ist durchaus ungerecht

und unrichtig mit Weglassung dieser Rücksicht einfach den bezahlten Taglohn, wie er ist, mit der Summe der täglichen Bedürfnisse des Arbeiters zu vergleichen.[10]

5) Endlich durch die unter immer neuen Formen wiederkehrende Schmälerung des Lohnes durch Auszahlung in schlechten Münzsorten, offenes oder verstecktes Drucksystem u. s. w.

Obgleich nun alle diese Fehler im Einzelnen vermieden werden können, so kann es doch nicht fehlen, daß sie häufig mit unterlaufen, und die Folge davon ist, daß bei allen Lohnangaben, sofern sie nicht direkt aus den Büchern ermittelt werden können, die Vermuthung vorliegt, daß sie zu hoch gegriffen sind. Dagegen kommt nun freilich auch wieder in Betracht, daß dieser Fehler sowohl den älteren wie auch den neueren Angaben eigen ist, und daß daher die durch relativ sorgfältige Berichte ermittelte Thatsache eines Steigens des Reallohns mittelst unserer Bemerkung nicht widerlegt werden kann. So dürfte es sich z. B. mit den Angaben verhalten, welche Schulze-Delitzsch, Arbeiterkatech. S. 41, nach den Ermittelungen einer englischen Parlamentskommission mittheilt, welche die jedesmaligen Löhne auf die Quantitäten Mehl und Fleisch reduzirt hat, welche man für den Wochenlohn haben konnte. Dieser Lohn betrug nämlich angeblich für einen Baumwollenarbeiter:

im Jahre		einen Werth von		
1804	62½ Pfd.	Fleisch oder	117 Pfd.	Weizenmehl
1814	67 „	„ „	175 „	„
1833	83 „	„ „	267 „	„
1850	85 „	„ „	320 „	„

Angenommen, diese Zahlen seien richtig, oder, was für unsere Frage auf dasselbe hinauskommt, alle gleichmäßig zu

hoch gegriffen, so würde es doch ein sehr grober Irrthum sein, wenn man annähme, daß sich der Arbeiter auch im Jahre 1850 wirklich in demselben Verhältnisse besser genährt hätte, als früher. Er konnte nur für sein Geld so viel mehr Fleisch und Weizen haben, wenn er seine übrigen Bedürfnisse nicht ausdehnte; ja selbst dies ist nicht einmal richtig, sobald man die Sache im Großen betrachtet. Denn da der Preis von Fleisch und Weizen von Angebot und Nachfrage bedingt wird und der Konsum der Arbeiterbevölkerung für die Nachfrage im ganzen Lande entscheidend ist, so ist sehr zu bezweifeln, ob der Arbeiter im Jahr 1850 seine Fleischration hätte um ein Drittel größer machen können als 1804. Wenn nicht direkt nachgewiesen werden kann, daß der Fleischkonsum unter den Arbeitern wirklich im Verhältniß von 3 : 4 gestiegen ist, so besteht vielmehr die höchste Wahrscheinlichkeit für das Gegentheil, da ganz unzweifelhaft alle übrigen Lebensbedürfnisse während jenes Zeitraums in sehr bedeutendem Maße zugenommen haben. Man würde in einen noch viel gröberen Irrthum verfallen, wenn man glaubte, dieser Bemerkung dadurch begegnen zu können, daß man zeigte, wie so viele andere Lebensbedürfnisse inzwischen beträchtlich billiger geworden sind. Denn einmal ist dies mit vielen andern, und gerade mit den unentbehrlichsten (man denke nur an die Wohnungsnoth!) durchaus nicht der Fall; sodann aber ist eben jenes starke Sinken mancher Industrie-Erzeugnisse eben nur Hand in Hand gegangen mit einem noch stärkeren Steigen des Konsums dieser Artikel in der zahlreichsten Bevölkerungsklasse. Hierin liegt nun ganz unzweifelhaft eine Erhöhung der Lebenshaltung, aber deswegen noch durchaus keine Verbesserung der Lage der Arbeiter in Beziehung auf die Haupt-

sache. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich sehr einfach durch die moralische Bedeutung der Lebenshaltung, welche wir oben nachgewiesen haben. Wir haben gesehen, wie die Ernährung völlig ungenügend werden kann, während in gewissen Aeußerlichkeiten, wozu Kleidung, Möblirung der Wohnungen, Tischgeräth u. dgl. zu zählen ist, die Arbeiter-Bevölkerung ihren Standpunkt behauptet. Bevor der Mensch geradezu verhungert, wird er freilich alle diese Besitzthümer veräußern, bevor er sie aber veräußert, und damit vor den Augen der Nachbarn seine Lebenshaltung aufgibt, wird er sich verschlechterte Nahrung in sehr bedeutendem Grade gefallen lassen. Umgekehrt wird er aber auch in guten Zeiten beständig leicht dazu greifen, gerade in jenen minder nothwendigen Dingen seine Haltung zu erhöhen, sobald er durch die früher ungeahnte Billigkeit eines Geräthes angelockt wird, welches bisher der Vorzug der höhern Stände war. Daß diesen durchaus rationellen Annahmen auch die Wirklichkeit entspricht, ist so eklatant, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen muß, wenn man daran zweifeln will. Im Einzelnen bleiben hier freilich noch die interessantesten Untersuchungen der Zukunft vorbehalten, im Großen Ganzen aber sieht man leicht, daß sich die Lebensmittel nur ungefähr im Verhältniß der Bevölkerung vermehrt haben, während die minder unentbehrlichen Gegenstände durch Ausbreitung des Konsums über die ganze Bevölkerung in fabelhaften Verhältnissen vervielfältigt wurden. Belege für das Letztere beibringen, hieße Raum verschwenden. Es ist auch die Thatsache von allen Seiten anerkannt; nur pflegen unsere Oekonomen die Theilnahme am Besitz jener tausend Kleinigkeiten schlechthin als Beweis des gestiegenen Wohlstandes anzusehen, während sie, so lange der Hunger bleibt, nur neue Fesseln

sind, mit denen der Arbeiter an seinen Zustand gebunden wird. Die Anerkennung oder Läugnung des Hungers ist eben der Kernpunkt des Streites.

Der einfachste Weg, einen Beleg für die Zunahme oder Abnahme der vom Arbeiterstande thatsächlich konsumirten Lebensmittel zu finden, scheint in einem Rückschluß aus der Gesammtmasse der auf den Kopf der Bevölkerung kommenden Nahrungsmittel zu liegen; allein auch diese Berechnungsweise hat ihre mannigfachen Uebelstände. Zunächst käme hier die Frage in Betracht, wie groß der Arbeiterstand zu rechnen ist, da die Verschiedenheit in der Konsumtionsfähigkeit verschiedener Bevölkerungsschichten so überraschend groß ist, daß eine Zunahme des Verbrauchs im Ganzen geradezu von einer Minderheit herrühren kann, freilich nicht von einer Minderheit von nur wenigen Prozenten. Namentlich kommt hier der Fleischverbrauch in Betracht, an welchem ein großer Theil der Bevölkerung noch so gut wie gar keinen Antheil hat, während doch gerade im Interesse einer kräftigeren und gesunderen Entwicklung der Menschheit Fleisch als das einzige wirklich unentbehrliche Nahrungsmittel bezeichnet werden muß. Was soll man aber dazu sagen, wenn in einem und demselben Lande solche Verschiedenheiten vorkommen, wie z. B. in Spanien, wo in Madrid auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 76,12 Pfund Fleisch kommen, in der Provinz Almeria dagegen nur 5,87? In Deutschland kommen zwar nach ganzen Provinzen gerechnet, solche Verschiedenheiten nicht vor; wie würde es sich aber herausstellen, wenn man in gewissen Industriebezirken den wirklichen Konsum nach Klassen und Ständen ordnen könnte? Doch wie gesagt, wir wollen hierüber keine Vermuthungen machen; wir wollen uns dafür aber auch nicht mit all den oberflächlichen Schätzungen

abgeben, mit denen früher so oft zur offiziellen Selbstberäucherung eine Steigerung des Konsums auf den Kopf der Bevölkerung berechnet wurde, von welcher nichts wahr ist, als der zu Grunde liegende Wunsch, den Segen der Landesregierung zu beweisen. Die heutige Wissenschaft, welche strenger zu Werke geht, kann solche Schätzungen nicht mehr brauchen.

Eines der sichersten Mittel zur Beurtheilung der Fleischnahrung haben wir in Preußen an den seit langer Zeit regelmäßig fortgeführten Viehzählungen vor uns. Betrachten wir dies Bild einmal näher! Von 1816—1822 vermehrten sich im preußischen Staat je 1000 Menschen auf 1130, dagegen 1000 Stück Rindvieh nur auf 1058; 1000 Schweine auf 1070. Hier hält also schon die Zunahme der Thiergattungen, welche das meiste Fleisch liefern, nicht Schritt mit der Zunahme der Menschen; ähnlich steht es in der Periode von 1822—31, und auch von 1832—40 vermehren sich die Menschen schneller als das Rind, das wichtigste, durch die Milch doppelt wichtige Nahrungsthier, während die Zunahme der Schweine etwas stärker wird. In der Periode von 1840—49 ist die Zunahme der Menschen — wegen Theurung und Erschöpfung der Nahrungsmittel — nur sehr gering. Es vermehren sich 1000 auf nur 1032, während Rindvieh auf 1080, Schweine auf 1102 kommen: seitdem wächst die Zahl der Menschen wieder stärker als die der Nahrungsthiere, und wenn wir schließlich den ganzen Zeitraum von 1816—1858 überblicken, was zeigt sich? Die Menschen haben sich von 1000 auf 1712, dagegen das Rindvieh nur von 1000 auf 1367, und die Schweine auf 1725 vermehrt; letztere also nur ganz wenig stärker als die Menschen, während das wichtigste Nahrungsthier der Zahl nach beträchtlich zurückblieb. Dies ist nun freilich noch kein fertiges Resultat. Es muß vorab be-

merkt werden, daß die Differenz von Ein- und Ausfuhr für den preußischen Staat nicht so erheblich ist, daß dadurch das Verhältniß wesentlich geändert werden könnte. Wichtiger ist die Veränderung der Qualität durch Verbesserung der Rassen; denn wenn ein ausgewachsenes Rind in Masuren nur 2 Ctr., in den Weichselniederungen dagegen bis zu 10 Ctr. wiegt, so kann offenbar die Verbesserung der Rassen einen sehr erheblichen Einfluß haben. Engel macht mit Bezug auf diese Frage folgende Bemerkung: „Im Jahre 1816 mußten sich 26 Menschen in 10 Stück Rindvieh theilen, heute (d. h. Ende 1858) 32 Menschen. Wenn das Rindvieh in seinem Durchschnittsgewicht dasselbe geblieben wäre, dann müßten freilich jetzt die Portionen für jeden der 32 etwas kleiner ausfallen; wenn aber das Durchschnittsgewicht nur um 1/4 gewachsen wäre, dann würden die Portionen für 32 im Jahre 1858 sogar noch etwas größer sein dürfen, als die für jene 26 im Jahre 1816. Eine Kuh mußte im Jahre 1816 Milch und Butter ꝛc. für 4,8 Menschen liefern, im Jahre 1858 für 5,5 Menschen. Wenn aber der durchschnittliche Milchertrag einer Kuh nur um zirka 1/7 gewachsen, also z. B. von 500 Quart auf nur 571 Quart gestiegen ist, dann hätte auch die Milchnahrung keine Rückschritte gemacht." Engel nimmt freilich an, daß die wirkliche Steigerung der Qualität wahrscheinlich noch größer sei, so daß eher eine Verbesserung, als Verschlechterung in der Fleischnahrung erfolgt sei; allein er ist ein viel zu umsichtiger und kritischer Forscher, um dies mit Sicherheit hinzustellen, da in der That ausreichende Gründe dafür nicht vorhanden sind. Daß die Verbesserung der Rindvieh-Rassen in Preußen in sehr ausgedehnte Gegenden noch gar nicht eingedrungen, in andern durch verfehlte Experimente mißglückt, und überhaupt nur in wenigen Ge-

genden mit einigem Erfolg durchgeführt ist, dürften sachkundige Landwirthe allgemein zugeben. Wir können es daher immerhin als hoch gerechnet ansehen, wenn wir annehmen, das Gesammt-Quantum der durch das Rind gelieferten Nahrung an Fleisch, Milch und Milchwaaren sei annähernd in gleichem Verhältniß mit der Bevölkerungszahl geblieben. Aber ist denn auch die Vertheilung dieses Quantums unter die verschiedenen Klassen der Bevölkerung gleich geblieben? Wir glauben nicht. Rechnen wir einmal — was ohne Zweifel noch viel zu günstig ist — auf den Kopf der Bevölkerung 60 Pfd., so ist klar, daß sich die Wohlhabenden mit diesem Satz nicht begnügen werden.[11] In denjenigen Familien, für welche die Nothwendigkeit nicht mehr vorliegt, sich in dieser wichtigen Beziehung Zwang anzuthun, wird sicherlich mindestens ein Quantum von 150 Pfd. auf den Kopf durchschnittlich verzehrt; in der höchsten Klasse ohne Zweifel noch mehr. Darunter folgt noch eine bedeutende Schicht der Bevölkerung, welche sparen muß, und sich vielleicht mit 100 begnügt. Was bleibt dann für die andern übrig? Man steht hier vor einem sehr interessanten Problem, bei dessen Lösung die Gegner Lassalle's vielleicht wünschen möchten, den Mund weniger voll genommen zu haben, indem sie die Anzahl der in guten Verhältnissen befindlichen Personen von dem Minimum, auf welches Lasalle sie gesetzt hatte, zu einem fabelhaften Maximum emporschraubten. Wie wäre es, wenn wir nach der Zahl der Personen fragten, welche so viel Fleisch auf den Tisch setzen können, als mäßige Leute, welche auch Gemüse mögen, aber übrigens nicht zu sparen brauchen, thatsächlich zu genießen pflegen? Sollen wir die Zahl derselben zu 10 % der Bevölkerung annehmen? Oder gar zu 20

oder 30? Da würde bald für die übrige Bevölkerung nichts mehr bleiben! Oder will man Fleisch als Luxusgegenstand bezeichnen? Doch gemach! Wir wissen den Prozentsatz der Wohlhabenden so wenig, wie diejenigen Herren Statistiker, welche sich so stellen, als wüßten sie ihn. Eins aber wissen wir: daß seit 1816 sowohl die Zahl der Wohlhabenden als auch namentlich der Besitz derselben in außerordentlich starkem Maße zugenommen hat. Wie dies auf den Tisch des Armen, und überhaupt des Minderbegüterten, zurückwirken muß, wenn das gesammte Quantum der Fleischnahrung auf den Kopf der Bevölkerung dasselbe bleibt, können wir uns durch ein einfaches Rechenexempel klar machen, wobei wir natürlich nur der Anschaulichkeit wegen bestimmte Zahlen nehmen, statt mit x und y zu rechnen. Angenommen, daß 1816 ein Zehntel der Bevölkerung sich mit Fleisch mäßig sättigen konnte, so nimmt dies Zehntel so viel weg, daß die übrigen neun Zehntel nun nicht mehr 60, sondern nur noch 50 Pfund auf den Kopf zu verzehren haben. Nimmt man nun an, daß 1858 die Zahl derer, die sich sättigen können, nur um die Hälfte größer war, so erhält die übrige Bevölkerung schon auf den Kopf nur noch 44 Pfund. Man mag diese Rechnungsweise verändern so viel man will, so wird man immer annehmen müssen, daß entweder die Zahl der Leute, welche sich eine genügende Fleischnahrung können angedeihen lassen, eine äußerst geringe ist, oder daß ihr Konsum sehr stark auf den Tisch des Armen zurückwirkt. Man möge sich hiernach nun seine Vermuthung darüber bilden, ob sich die Verhältnisse der arbeitenden Klasse während des beispiellosen Aufschwunges der Industrie, welchen unser Jahrhundert herbeigeführt hat, wesentlich gebessert haben oder nicht, und ob die allmählige und von selbst sich ergebende

Erhöhung der Lebenshaltung, welche in Beziehung auf den Verbrauch von tausend Kleinigkeiten unleugbar ist, die Arbeiterfrage zu lösen vermag, so lange es mit dem Fleisch im Topf so schlecht bestellt ist.

So können wir denn auch aus den sehr verdankenswerthen Untersuchungen, welche neuerdings Dr. Strasburger über die Bewegung des Reallohnes angestellt hat, noch lange keine allgemeinen Schlüsse ziehen, wiewohl diese Untersuchungen in historischer und statistischer Hinsicht mit großer Sorgfalt angestellt sind. Strasburger vergleicht, indem er seine Untersuchungen auf den Arbeitslohn der Schriftsetzer beschränkt, wie viel ein Setzer für eine genau bestimmte Arbeitsleistung in verschiedenen Jahren an Lohn erhielt und wie viel Scheffel Roggen man gleichzeitig nach dem Stande der Preise für diesen Lohn kaufen konnte. Da findet sich denn z. B., daß vom Anfang des vorigen Jahrhunderts (1717) bis auf das Jahr 1848 hin sich zwar starke Schwankungen ergeben, aber durchaus kein klarer und andauernder Fortschritt, während von 1848 an sich ein Fortschritt ergibt, welcher namentlich seit 1864 (d. h. seit dem Beginn der deutschen Arbeiterbewegung!) sehr bedeutende Dimensionen annimmt.

Was ist nun hieraus zu schließen, wenn man alle in Betracht kommenden Umstände festhält? — Zunächst dürfen wir wohl die Bemerkung machen, daß der Setzer sich wahrscheinlich in den Jahren 1840—47, mit ungefähr dem gleichen Lohn, in Scheffel Roggen ausgedrückt, wie um das Jahr 1720, doch in einer bedeutend unangenehmeren Lage befand. Denn mit dem allgemeinen Kulturfortschritt und durch das Beispiel der mittleren und reicheren Klassen fortgerissen, durch die Billigkeit der Industrieprodukte verlockt, zum Theil geradezu durch

gesellschaftliche Rücksichten gezwungen*) sieht sich der Arbeiter gegenwärtig genöthigt, einen weit größeren Theil seines Lohnes für andere Dinge als für seine Nahrung auszugeben. Dazu kommt, daß z. B. die Fleischpreise in ganz unverhältnißmäßigem Grade stärker gestiegen sind als die Roggenpreise. Man braucht also nicht einmal die Wohnungsnoth zu Hülfe zu nehmen, um hier eine Verschlimmerung der allgemeinen Lage nachzuweisen, welche natürlich doppelt fühlbar wird neben dem maßlosen Steigen des Luxus der Besitzenden. Was nun aber das Steigen des Reallohnes seit 1848 und namentlich seit 1864 betrifft, so haben wir hier ein ganz unzweifelhaftes Beispiel für den Erfolg des bewußten Kampfes für die gemeinsamen Interessen vor uns. Die wohlgeleitete einige Agitation der Schriftsetzer, welche in Deutschland notorisch unter allen Gewerkschaften zuerst und am besten organisirt waren, hat diese Früchte errungen; sie hat aber auch eben durch ihren überraschend schnellen Erfolg einer erbitterten Reaktion der Arbeitgeber gerufen, welche vor allen Dingen den großen Verband der Schriftsetzer zu zertrümmern suchen.

Was wir hier in Deutschland wenigstens an einem vereinzelten Beispiele klar vor uns haben, daß eine geschlossene und über den ganzen Bereich möglicher Konkurrenz ausgedehnte Organisation der Arbeiter allerdings im Stande ist, den Reallohn erheblich zu steigern, ist für England in ungleich größerem Maße überzeugend nachgewiesen durch Lujo Brentano's gründliche Untersuchungen über „die Arbeitergilden der Gegenwart." Hier, wie in der Frage, ob der Staat nicht auch schon bei der gegenwärtig herrschenden Pro-

*) Man denke nur z. B. an die Ansprüche, welche jetzt die Schule an ordentliche und saubere Kleidung der Kinder macht.

duktionsweise durch die Fabrikgesetzgebung höchst wirksam zum Schutz der Arbeiter eingreifen könne, sind allerdings die extremen Ansichten von Marx, welcher alle diese Bestrebungen gegenüber der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Sozialrevolution für bedeutungslos hält, nicht aufrecht zu erhalten. Bei alledem bleibt es mindestens zweifelhaft, ob nicht alle diese mühevollen Errungenschaften der Arbeiter, die so oft wieder von der Macht des Kapitals durchbrochen und zurückgeworfen werden, sich schließlich dennoch bloß als Vorbereitungen zu einer durchgreifenderen Umgestaltung der Verhältnisse, welche auch das Staatswesen und die Form des Besitzes ergreift, zu betrachten sind. Jedenfalls ist der Gegensatz zwischen dieser Art der kämpfenden Selbsthülfe und der Hülfe durch die erkämpfte Staatsgewalt nicht so groß, wie man, nach allgemeinen Begriffen urtheilend, wohl meinen möchte. Auch ist so viel gewiß, daß selbst die großartigen Erfolge der englischen Arbeiter an dem Fortgang des sozialen Uebels im Großen und Ganzen noch nichts geändert haben. Brentano hat in einem Aufsatze über „die Lehre von den Lohnsteigerungen“*) sehr richtig nachgewiesen, daß die Arbeiter (freilich unter gewissen Bedingungen, welche durchaus nicht allgemein zu realisiren sind!) ihren Reallohn auf Kosten des Kapitalgewinns und der Konsumenten steigern können, und daß die Folge einer umfassenden Durchführung dieser Steigerung sich nothwendig darin zeigen muß, daß an die Stelle der Produktion von entbehrlichen Verbrauchsgütern eine größere Produktion der unentbehrlicheren tritt. In der That liegt hier der Kern der ganzen sozialen Frage

*) Hildebrands Jahrb. f. Nationalökon. u. Statistik, Bd. 16, S. 251 u. ff.; vgl. bes. den Schluß des Aufsatzes, S. 280 u. f.

und zugleich der Beweis dafür, daß dieselbe mit der Arbeiterfrage im Wesentlichen identisch ist. Erst dann nämlich wird sich sagen lassen, daß die Arbeiterfrage und mit ihr die soziale Frage überhaupt ohne Revolution gelöst oder wenigstens auf sicherem Wege der Lösung begriffen ist, wenn der Prozeß der Differenzirung in der allgemeinen Lebenslage der Bevölkerung zum Stillstande kommt und eine natürliche Rückbildung im Sinne größerer Gleichheit eintritt; dies ist aber identisch mit der Abnahme der Arbeit für den Luxus und den raffinirten Lebensgenuß Weniger und der Zunahme der Arbeit theils für die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, theils aber für mäßige und Allen zugängliche Verschönerung und Erheiterung des Daseins. Mit diesem Punkte hängen alle wesentlichen Seiten der sozialen Frage zusammen: das Anwachsen der großen und größten Vermögen neben erschreckender Armuth, die Kumulation der Bevölkerung in den großen Städten und Industriebezirken unter Entvölkerung des Landes, die Verwahrlosung und Rohheit der untern Volksklassen und die raffinirte Verbildung und Immoralität der höheren.

Auch die Wohnungsfrage, welche jetzt alle Welt in Bewegung setzt, muß unter dem gleichen Gesichtspunkte betrachtet werden. In den scheußlichsten Zuständen unserer Großstädte, wo nicht selten mehrere Familien sich in die Pestluft eines einzigen Zimmers theilen, tritt das soziale Uebel am grellsten in die Oeffentlichkeit, zumal seit die Statistik begonnen hat, in diese düstern Winkel hineinzuzünden. Hier geht auch am ehesten den Mittelklassen und selbst den Reichen ein Verständniß des öffentlichen Nothstandes auf, da sie bis zu einer recht hohen Staffel hinauf von dem allgemeinen Uebel mit berührt werden und die Furcht vor ansteckenden Krankheiten ergänzt, was etwa an natürlichem Mitgefühl und

Sinn für die Würde der Menschheit noch fehlen möchte. Es ist ein fataler Charakterzug der modernen Nationen, wenn nicht der menschlichen Spezies überhaupt, daß die Vertheidigung der Lebenshaltung sich nirgends ohnmächtiger erweist, als gerade hier, wo es sich um die Grundlagen des Familienlebens, der Sitte und aller häuslichen Annehmlichkeiten und Tugenden handelt. Zwar hat man nachdrücklich auf England und Amerika hingewiesen, um zu zeigen, wie viel dort allein das zähe Festhalten an der Sitte ein Haus für eine Familie zu haben zur Minderung der Wohnungsnoth beigetragen habe. Auch läßt sich nicht leugnen, daß hier ein Fall vorliegt, in welchem die Lebenshaltung bis zu einem gewissen Grade sogar eine besonders auffallende Wirkung hervorbringt, weil sie eben nicht von den Arbeitern allein, sondern vor allen Dingen von den widerstandsfähigeren Mittelklassen energisch behauptet wird. In der That kann da, wo es einmal allgemeine Sitte ist, nur so zu wohnen und nur so zu bauen, daß je eine Familie ein Haus für sich hat, die Spekulation in Miethkasernen und Baustellen unmöglich eine so schwindelhafte Höhe erreichen, wie wir sie in Berlin vor Augen sehen, wo ein Zehntel der Bevölkerung in den Kellern wohnt. Gleichwohl sind die ärmsten Bewohner der Großstädte auch in England nicht viel besser daran, als in Wien, Berlin oder Königsberg, und als Gegenstück zu unsern großstädtischen Zuständen haben wir in England die scheußlichsten Mißstände dieser Art in den Dörfern, unter den ländlichen Arbeitern.[12]

Wie eng übrigens die Wohnungsfrage mit dem eigentlichen Kern unsrer sozialen Uebel zusammenhängt, mag der Umstand zeigen, daß unter allen den zahlreichen Besprechungen und Bearbeitungen dieser brennenden Frage sich keine unfruchtbarer gezeigt hat, als die des „volkswirthschaftlichen

Kongresses." Hier, im Allerheiligsten der alleinseligmachenden Privatwirthschaft und Spekulationsfreiheit, konnte der erste Referent über die Wohnungsnoth, Dr. Sax, nicht umhin, seine Resolutionen mit dem Satze zu eröffnen, daß die Privat-Unternehmung „nicht im Stande gewesen sei", eine befriedigende Lösung herbeizuführen, und daß man andre Wege einschlagen müsse.*) „Nicht im Stande gewesen!" Die Herren Gründer der Baubanken in Wien hätten darüber laut aufgelacht, wenn sie nicht gerade von der letzten kleinen Kalamität (wo ihnen die ersehnte Staatshülfe nicht streng und energisch genug beisprang) noch etwas erschöpft gewesen wäre. Warum sollten sie auch? Die Spekulation weiß, wo ihr Weizen blüht und so sicher es ist, daß auch auf dem Privatwege für die Bekämpfung der Wohnungsnoth Großes gethan werden könnte, so ist doch ebenso sicher, daß dies nicht geschehen wird, so lange das Interesse der Unternehmer dabei der maßgebende Gesichtspunkt ist. Sobald einmal das Kapital für eine solche Gesellschaft beisammen ist, wird sie wahrscheinlich die besten Dividenden machen, wenn sie es genau macht, wie ihre Vorgängerinnen, das heißt, wenn sie das soziale Uebel nicht bekämpft, sondern ausbeutet. —. Der zweite Referent des volkswirthschaftlichen Kongresses, Faucher, ist sogar in dieser Frage geradezu heterodox geworden und sprach sich so aus, als ob er wohl gar für die Expropriation des städtischen Grundeigenthums stimmen könnte, wenn nur unsere politischen Parteiverhältnisse eine solche Maßregel nicht gefährlich machten. In der Abstimmung aber wurden alle heterodoxen Anklänge aus den Resolutionen sorgsam entfernt, und man faßte, wie

*) Dritte Sitzung des volkswirthschaftlichen Kongresses in Wien, 1873, vom 13. August.

der Präsident in seinem Schlußwort sich euphemistisch ausdrückte — „vorsichtige Beschlüsse". Diese Bezeichnung hätte verdient ein „geflügeltes Wort" zu werden.

Wir erwähnten diese Debatte nur, um zu zeigen, wie wenig diejenige volkswirthschaftliche Schule, welche prinzipiell den modernen Industrialismus vertritt, geeignet sein kann, den nothwendigen Schatten dieses Industrialismus zu beseitigen. Im Uebrigen liegt eine Besprechung der zahlreichen und zum Theil beachtenswerthen Vorschläge zur Abhülfe für die Wohnungsnoth außerhalb unseres Planes.[13] Auf die theoretische Seite der Wohnungsfrage aber wird weiter unten, wo wir das Problem der Bodenrente besprechen werden, noch ein reichliches Licht fallen.

Anmerkungen zum vierten Kapitel.

[1] Man findet nicht selten die Phrase von Angebot und Nachfrage, durch deren allmächtigen Einfluß die wirthschaftlichen Zustände mit Naturnothwendigkeit zu Stande kommen sollen, so gedankenlos gebraucht, daß das Subjekt und Objekt des Anbietens und Nachfragens ganz darüber vergessen werden, als schwebten Angebot und Nachfrage wie dämonische Wesen über dem Markte des Lebens, den sie ohne Mitwirkung irgend eines menschlichen Willens regierten. Diese Anschauung führt selbst dann zur Absurdität, wenn der Einzelne mit seinem Angebot, z. B. der Arbeitskraft, unter der Masse der andern Anbieter völlig verschwindet; denn durch die große Zahl derselben wird doch nur sein etwaiges rein willkürliches und individuelles Belieben (das doch, wie namentlich Thornton gezeigt hat, in Wirklichkeit auch eine größere Rolle spielt, als man nach den Formeln der Smith'schen Schule vermuthen sollte) unterdrückt, während sein menschlich vernünftiges Wollen innerhalb ziemlich weiter Grenzen stets sicher ist, bei einem Theile der gleich organisirten Mitbewerber Anklang zu finden. Energische Naturen haben sogar auf dem größten Markte stets eine gewisse Aussicht, tonangebend zu wirken, so daß die Uebrigen sich ohne alle Verabredung ihnen anschließen. Daß sich aber durch förmliche Vereinigung und Verabredung der Arbeiter die Sache für diese noch günstiger gestalten muß, liegt auf der Hand. Deßhalb lehrte auch Stuart Mill schon, während er noch an der Lohnfond-Theorie festhielt, daß die Gesetze gegen die Arbeiter-Koalitionen den ausdrücklichen Zweck hatten, den Lohn niedrig zu halten, wodurch sie „den teuflischen Geist der Sklaven-

herren" beurkundeten (Vgl. Mill's Ansichten über die soziale Frage, S. 140 u. f.). Neuerdings hat sich Mill, wie Brentano berichtet, von der Lohnfond-Theorie (nach welcher wegen des vermeintlichen Bestehens eines bestimmten, zur Zahlung aller Löhne dienenden Theiles des Gesammtkapitals einer Nation eine dauernde Steigerung des Arbeitslohns durch bloße Festigkeit der Forderung unmöglich sein soll) förmlich losgesagt. Vgl. Brentano, Lehre von den Lohnsteigerungen, in Hildebrand's Jahrb. für Nationalök. und Statist., 16, S. 251 u. ff. — Diese Unrichtigkeit der früher von Mill vertretenen Ansicht habe ich zu zeigen versucht in Mill's Ansichten, S. 146 u. f.

[2] Neuerdings ist diese Behauptung mehrmals mit großer Dreistigkeit in den öffentlichen Blättern auf England angewandt worden. Früher wurde bekanntlich bei jedem Strike ein Lamento angeschlagen über die Thorheit und Verblendung der Arbeiter, welche blindlings in ihr Verderben rennen, ohne auch nur die mindeste Aussicht auf Erfolg zu haben. Seit man nicht mehr leugnen kann, daß die Arbeitslöhne durch den Einfluß der Gewerkvereine ganz bedeutend gestiegen sind, hat der Kummer über das Unglück der lieben Arbeiter eine neue Form angenommen. Man klagt jetzt, daß sie mit ihrem höheren Lohn nichts anzufangen wissen, als ihn zu vertrinken. Wie schade! Wie viel nützlicher hätten doch die reichen Unternehmer diese vergeudeten Schillinge zum Zweck der Fuchsjagden oder der Wetten auf ein edles Rennpferd verwenden können! Den Beweis für die gestiegene Trunksucht der Arbeiter nahm man sehr einfach aus der Zunahme der Getränksteuer, während gleichzeitig aus andern Zweigen der Statistik zu entnehmen war, daß mit dem beklagenswerthen Steigen der Löhne die Armenunterstützungen, die Verbrechen, und — die Störung der nächtlichen Ruhe durch Betrunkene bedeutend abgenommen haben. Die verblendeten Arbeiter!

[3] Ein Zeichen der Unwissenheit, welche im Allgemeinen noch hinsichtlich der Arbeiterfrage besteht, ist die Unbefangenheit, mit welcher man in der Presse und im großen Publikum gemeine Krawalle, wie z. B. die in diesem Jahre (1873) in mehreren Städten vorgekommenen Unruhen bei Gelegenheit einer Erhöhung des Bierpreises mit den Arbeitervereinen und „sozialistischen Agitationen" in Verbindung bringt.

Als wenn nicht ein dumpf verhaltener Groll der untern Volksklassen, der allerdings seine sozialen Ursachen und Motive hat, zu allen Zeiten bestanden hätte! Solche Ausbrüche sind im Gegentheil um so häufiger, roher und planloser, je weniger die Arbeiterbewegung organisirt ist, und je weniger die Stimmführer der arbeitenden Klassen ihre praktischen Bestrebungen durchdacht und mit sozialen Theorien in Verbindung gebracht haben. Man hat sich daher auch in Frankfurt und anderwärts vergeblich nach Spuren eines Zusammenhanges mit der „Internationalen" oder andern Vereinen umgesehen und es sollte eigentlich total überflüssig sein, dies negative Resultat noch ausdrücklich zu konstatiren. Damit soll freilich der Arbeiterbewegung durchaus kein Zeugniß absoluter Harmlosigkeit ausgestellt werden. Der „Massenschritt der Arbeiterbataillone", welchen Lassalle im Geiste hörte, ist keine so ganz leere Phantasie und der Geist der Organisation und des Zusammenhaltens, der einmal unter den Arbeitern erwacht ist, dürfte durch Verfolgungen wohl nur noch mehr in diese Richtung, die jetzt noch in den Anfängen ist, hineingedrängt werden. Wie ganz anders organisirte Arbeitermassen verfahren, wenn sie es gut finden, ihre Petitionen durch eine gewisse Machtentfaltung zu unterstützen, zeigt sich deutlich, wenn man etwa den Frankfurter Bierkrawall von 1873 mit den englischen Hyde-Park-Demonstrationen von 1867 vergleicht. Hier war mitten im Exzeß (bei der Niederreißung des Parkgitters) noch Mäßigung, Kommando und strenge Beschränkung auf den nächsten politischen Zweck; dort rohes Durcheinander und gemeine Plünderung. Man darf sich daher nicht wundern, wenn das Auftreten der englischen Arbeiter in der That den Effekt hatte, dem Parlament zu imponiren, wie sehr man das auch in den Zeitungen ableugnete. Brentano (die wissenschaftl. Leistung des Herrn Ludwig Bamberger, Leipzig 1873, S. 9, Anm.) hebt hervor, daß die Furcht die Hebamme der Reformakte von 1867 war, wie (nach John Brights Zeugniß; vgl. übrigens auch Ludlow und Lloyd Jones, arb. Klassen Englands übers. v. Holtzendorff, S. 16) auch im Jahre 1832 die Reformbill vom Parlamente nur angenommen wurde, weil eine allgemeine Revolution vor der Thüre stand.

[1] Folgende Tabelle, welche wir in etwas abgekürzter Form der Zeitschr. des k. preuß. statistischen Bur. 1861, S. 80 entnehmen, gibt eine Uebersicht der Vermögensverhältnisse der in den Jahren 1844—59 aus Preußen ausgewanderten Personen:

Jahre	Auswanderungen					
	nach außereuropäischen Ländern			nach europäischen Ländern		
	Zahl der Personen	Vermögensverhältnisse, angegeben		Zahl der Personen	Vermögensverhältnisse, angegeben	
		von Personen	zum Betrag von Thalern		von Personen	zum Betrag von Thalern
1844—45	7,108	6,545	771,305	2,131	1,290	909,730
1845—46	14,577	14,066	1,698,574	2,085	1,304	817,383
1846—47	12,788	12,501	1,861,655	2,118	1,436	798,284
1847—48	6,217	5,696	1,041,029	2,080	1,317	1,127,455
1848—49	6,872	5,809	1,109,693	1,908	1,091	603,677
1849—50	5,345	4,593	851,424	2,171	1,332	911,245
1850—51	6,336	5,519	878,415	2,586	1,645	2,187,215
1851—52	18,722	16,633	1,780,081	2,650	1,571	1,876,158
1852—53	15,641	13,864	1,519,225	2,553	1,727	1,757,214
1853—54	27,607	24,579	3,054,229	2,737	1,751	1,108,469
Oct.-Dec. 1854	1,944	1,447	198,502	477	274	529,271
1855	12,318	9,100	1,298,220	2,458	1,329	1,734,577
1856	16,226	14,056	1,902,801	2,473	1,354	1,956,347
1857	21,112	15,944	2,389,278	2,860	1,338	3,115,598
1858	9,822	6,660	966,791	3,507	2,061	2,004,279
1859	5,800	3,811	530,699	4,007	2,088	2,227,010
Summa	188,435	160,823	21,851,921	38,801	22,908	23,663,912
Jahres-durchschnitt	12,357	10,546	1,432,913	2,544	1,502	1,551,732

Man sieht, daß das Vermögen der Ausgewanderten nicht unbedeutend ist. Mit vollem Recht sagt auch Dr. Engel in dem sehr lehrreichen Aufsatze, welchem diese Tabelle entnommen ist: „[Es] gehört unter allen Umständen zum Auswandern, namentlich zu dem nach fernen Welttheilen, schon ein gewisser Muth, und ein größeres oder kleineres Kapital, ohne welches die Begründung einer Existenz in der neuen Heimat unmöglich ist." Im Inlande, oder zwischen Nachbarländern, ganz besonders aber zwischen nah benachbarten Orten ein und desselben Industriebezirks, ist allerdings die Wanderung der Arbeiter sehr stark; hier

handelt es sich aber mehr um die Ausgleichung lokaler Differenzen in der Lohnhöhe, als um die Vertheidigung oder willkürliche Steigerung der Lebenshaltung.

[3] Der Unterschied zwischen der Volkswirthschaft offener und geschlossener Kulturländer, von denen die ersteren noch über eine Fülle von anbaufähigem Boden verfügen, dessen Benutzung jedem Arbeiter frei steht, während der gesammte Boden der letzteren kultivirt und in Privatbesitz übergegangen ist, greift so tief in alle Verhältnisse ein, daß eigentlich für jeden von beiden Fällen eine gesonderte volkswirthschaftliche Theorie aufgestellt und sodann in der Anwendung auf konkrete Verhältnisse abgewogen werden sollte, inwieweit die Eigenthümlichkeiten der offenen und der geschlossenen Wirthschaft Geltung haben. Eine solche Abwägung bleibt aber unerläßlich, da auch dieser so bedeutungsvolle Unterschied eben doch nur ein relativer ist und kein Land die Verhältnisse der offenen oder der geschlossenen Kultur ganz rein darstellt. So hat sich namentlich in den Oststaaten von Nordamerika schon vielfach ein Verhältniß hergestellt, welches dem europäischen ganz ähnlich ist. „Der ungeheure und kontinuirliche Menschenstrom", sagt Marx, „Jahr aus Jahr ein nach Amerika getrieben, läßt theils stagnirende Niederschläge im Osten der Vereinigten Staaten zurück, theils wirft die Emigrationswelle von Europa die Menschen rascher auf den Arbeitsmarkt, als die Emigrationswelle nach dem „far West" sie abspülen kann. Die kapitalistische Produktion gedeiht daher in den Oststaaten, obgleich Lohntiefe und Abhängigkeit des Lohnarbeiters noch lange nicht auf das europäische Normalniveau gefallen sind." Näheres über diesen Gegensatz folgt noch im 6. Kapitel. Vgl. auch „Mill's Ansichten", insbes. Kap. 2 und Kap. 4.

[4] Der eigentliche Hungertod im engeren Sinne des Wortes ist zwar auch bei Weitem nicht so unerhört, als die weibliche und vertrauensselige Philantropie mancher Verehrer unseres humanen Jahrhunderts sich einbildet, allein statistisch fällt diese Spezialform der Abkürzung des Lebens durch Nahrungsmangel nur wenig in's Gewicht. Weit mehr Verwüstungen richten die verschiedenen Arten der sogenannten Hungerkrankheiten an (die „starvation diseases" der Engländer, namentlich gefürchtet, weil sie ansteckend werden und dann bisweilen auch

Wohlhabende wegraffen). Weitaus die große Masse der durch Mangel herbeigeführten Todesfälle läßt sich aber auch bei dieser Klasse nicht unterbringen und entsteht vielmehr auf jene mancherlei Weisen, die wir in Anm. 4 zum 1. Kapitel (S. 37 und 38) geschildert haben. Der Zusammenhang dieser Todesfälle mit dem Steigen und Sinken des Arbeitslohnes ist allerdings bisher nicht sowohl auf direktem Wege nachgewiesen, als vielmehr auf indirektem, durch Vergleichung der Sterblichkeitsziffer mit den gleichzeitigen Getreidepreisen. Dies ist aber auch vollkommen genügend, denn die Schwankungen in den Preisen der Nahrungsmittel sind selbst die häufigsten und wichtigsten Schwankungen im Arbeitslohn, sobald man den Werth des Lohnes in Nahrungsmitteln ausdrückt. — Als Probe der zahlreichen Beweise für die Abhängigkeit der Sterblichkeitsziffer von den Getreidepreisen theilen wir eine Tabelle mit, in welcher Wappäus (Bevölkerungsstatistik, Leipzig 1859, I, S. 196) diese Verhältnisse für Preußen, England und Frankreich zusammengestellt:

Preußen			England			Frankreich		
Jahr	Sterblichkeits-Verhältniß	Mittelpreis des Preuß. Sch. Roggen Sgr.	Jahr	Sterblichkeits-Verhältniß (excl. Todtgeborne)	Weizen per Preuß. Scheffel Sgr.	Jahr	Sterblichkeits-Verhältniß	Weizen per Preuß. Scheffel Sgr.
1844	1 : 38,85	$40^{6}/_{12}$	1845	1 : 47,86	96	1844	1 : 43,55	87
1845	1 : 36,73	51	1846	1 : 43,36	103	1845	1 : 45,29	87
1846	1 : 34,05	$70^{11}/_{12}$	1847	1 : 40,47	132	1846	1 : 41,39	106
1847	1 : 31,59	$86^{2}/_{12}$	1848	1 : 43,37	96	1847	1 : 40,22	128
1848	1 : 30,12	$38^{2}/_{12}$	1849	1 : 30,82	84	1848	1 : 40,82	73
1849	1 : 32,74	$31^{8}/_{12}$	1850	1 : 38,15	76	1849	1 : 35,25	67
1850	1 : 36,31	$36^{6}/_{12}$	1851	1 : 45,48	73	1850	1 : 44,71	63
1851	1 : 37,82	$49^{11}/_{12}$	1852	1 : 44,72	77	1851	1 : 42,77	64
1852	1 : 30,39	$61^{9}/_{12}$	1853	1 : 43,70	101	1852	1 : 42,25	76
1853	1 : 32,76	68	1854	1 : 42,52	137	1853	1 : 43,02	98
Mittel	1 : 33,85			1 : 43,79			1 : 41,73	

Man sieht hier zunächst in Preußen deutlich die Sterblichkeit während der Jahre 1844—47 mit den steigenden Getreidepreisen anwachsen von 1 Todesfall auf 38,85 Lebende bis zu 1 Todesfall auf nur 31,59 Lebende. Im folgenden Jahre wächst allerdings die Sterblichkeit noch mehr — auf 1 : 30,12, während die Getreidepreise plötzlich sehr niedrig sind, aber dies war das Jahr 1848 mit seiner totalen Geschäftsstockung, seinen Unruhen und seiner Aufregung. Auch darf man nicht vergessen, daß der Mangel der Vorjahre bei plötzlichem Uebergang zu billigeren Preisen stets noch eine gewisse Nachwirkung übt. Im Jahr 1849 überwiegt, trotz der fortdauernden Wirren, schon die noch ferner gesteigerte Billigkeit der Lebensmittel, und die Sterblichkeitsziffer stellt sich wieder ein wenig günstiger; noch günstiger in den folgenden Jahren bei zwar wieder steigenden, aber noch verhältnißmäßig billigen Lebensmitteln, unter Nachwirkung der günstigen Vorjahre und Einfluß der wiederkehrenden Ruhe; aber schon 1852 und 53 steht die Sterblichkeit bei entschieden hohen Getreidepreisen wieder unter dem mittleren Durchschnitt. Aehnliche Betrachtungen lassen sich hinsichtlich der beiden andern Länder anstellen, wobei die Uebereinstimmung allemal um so zutreffender wird, je mehr man den Einfluß anderer gleichzeitig auftretender Faktoren der Sterblichkeit, als Kriege, Seuchen, Handelskrisen u. s. w. mit in Betracht zieht. Ein Hauptfaktor jedoch ist aus solchen Tabellen über die Sterblichkeit ganzer Länder sehr schwer zu entfernen: der Einfluß der Geburten und der mit der Anzahl derselben zusammenhängenden Kindersterblichkeit. Da nämlich unter allen Umständen, auch in den günstigsten Verhältnissen, die Sterblichkeit unter den Kindern, namentlich im ersten Lebensjahre, verhältnißmäßig sehr groß ist und da ferner die Zunahme der Heirathen und der Geburten mit sinkenden Getreidepreisen *scheinbar* (weil keiner solchen Reduktion bedürftig) mit noch größerer Regelmäßigkeit hervortritt, als die gleichzeitige Abnahme der Sterbefälle, so muß hierin nothwendig eine Gegenwirkung liegen, welche die Abhängigkeit der Sterblichkeit von den Lebensmittelpreisen in der statistischen Erscheinung trübt. Sehr richtig bemerkt dies Gisi, die Bevölkerungsstatistik der schweizerischen Eidgenossenschaft, Aarau 1868, Seite 135, woselbst auch schätzenswerthes Material zur Beurtheilung unserer Frage.

Nicht minder klar ist, daß die bei andauernd hohen Lebensmitteln gerade nach der „Ricardo'schen Regel" unausbleibliche Erhöhung der Arbeitslöhne (d. h. eben des Geldlohns) dem Steigen der Sterblichkeit

Einhalt thun muß. In dieser Beziehung bemerkt Engel*) sehr richtig: „Einem allmäligen Steigen der Getreidepreise muß mehr oder weniger ebenmäßig ein allmäliges Steigen der Löhne zur Seite gehn. In der Natur der Sache liegt es, daß die Lohnschwankungen nicht den jährlichen Getreidepreisschwankungen genau parallel gehen können, wohl aber müssen sie den Schwankungen der Durchschnittsperioden folgen. Ist das nicht der Fall, dann zeigt das Zurückbleiben der Löhne hinter den Preisen fast ausnahmslos eine Verschlimmerung der sozialen Zustände an." Was den Einfluß der Seuchen betrifft, so macht sich besonders die Cholera in einzelnen Jahren sehr bemerklich; so z. B. in der obigen Tabelle in der großen Sterblichkeit des Jahres 1849, bei niedrigen Preisen.

Wenn alle aus solchen anderweitigen Einflüssen stammenden Aenderungen der Sterblichkeitsziffer mit berücksichtigt werden, so springt die Abhängigkeit der Sterblichkeit von den Getreidepreisen, beziehungsweise vom Reallohn mit überraschender Deutlichkeit in die Augen. Ebendasselbe muß natürlich der Fall sein, wenn man die durchschnittliche Sterblichkeit während einer größern Anzahl von Theurungsjahren (wo sich dann anderweitige Einflüsse neutralisiren) mit der Sterblichkeit aus dem Durchschnitt billiger Jahre während der gleichen Zeitperiode vergleicht. Nach dieser Methode hat schon im vorigen Jahrhundert der französische Statistiker Messance den Einfluß der Getreidepreise nicht nur auf die Zahl der Todesfälle, sondern auch auf die Zahl der Erkrankungen mit schlagender Sicherheit nachgewiesen. (Auszüge bei Legoyt, la France et l'étranger, Paris 1864, — p. 15—17 in einem ebenfalls hieher gehörigen Aufsatz des Herrn Legoyt über die Theuerungen in Frankreich und ihren Einfluß auf die Bewegung der Bevölkerung). Bei den Erkrankungen ist der Einfluß sogar noch weit frappanter und bedeutender als bei den Todesfällen, was für die Ricardo'sche Regel

*) Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureau's, 1861, Seite 250. Ebendaselbst auch eine Zusammenstellung von Getreidepreisen und Sterblichkeit in Belgien von 1841 bis 1860, sowie die im Munde des eminenten Statistikers beachtenswerthe kategorische Aeußerung: „Jede anormale Erhöhung des Getreidepreises ist sofort von einer höheren Sterblichkeit begleitet. Nicht selten wirft die Theurung ihre düsteren Schatten auch auf spätere Jahre.

insofern mit in Betracht kommt, als auch die Krankheiten der Arbeiter und selbst die verminderte Leistungsfähigkeit der Gesunden einen erheblichen Einfluß auf das Angebot der Arbeit ausübt.

Zur Ergänzung der Betrachtungen über den Zusammenhang von Arbeitslohn und Sterblichkeit kann schließlich auch noch folgende Tabelle dienen, die wir aus Marc d'Espine, statistique mortuaire, Paris 1858, p. 46 entnehmen:

Tabelle

der Prozentzahlen der Todesfälle der Wohlhabenden für jedes Lebensalter.

Lebensalter.	Todesfälle der Wohlhabenden auf 100.	Lebensalter.	Todesfälle der Wohlhabenden auf 100.	Lebensalter.	Todesfälle der Wohlhabenden auf 100.
0 T. bis 1 Tag	4,88	0 Tag bis 5 Jahr	2,41	50 bis 55 Jahre	3,87
1 T. bis 3 Tag	0,71	5 bis 10 Jahre	3,10	55 bis 60 Jahre	4,75
1 T. bis 7 Tag	1,30	10 bis 15 Jahre	3,68	60 bis 65 Jahre	5,79
1 T. bis 1 Mon.	1,42	15 bis 20 Jahre	2,05	65 bis 70 Jahre	6,35
1 T. bis 2 Mon.	1,51	20 bis 25 Jahre	2,95	70 bis 75 Jahre	5,73
1 T. bis 1 Jahr	1,57	25 bis 30 Jahre	2,81	75 bis 80 Jahre	8,45
1 T. bis 2 Jahr	1,85	30 bis 35 Jahre	4,09	80 bis 85 Jahre	7,85
1 T. bis 3 Jahr	1,85	35 bis 40 Jahre	2,03	85 bis 90 Jahre	9,01
1 T. bis 4 Jahr	1,96	40 bis 45 Jahre	3,43	90 bis 95 Jahre	9,80
1 T. bis 5 Jahr	2,03	45 bis 50 Jahre	3,31	95 bis 100 Jahre	4,55

Man sieht aus der vorstehenden Tabelle, daß unter hundert Sterbenden im hohen Lebensalter sich auffallend viele Wohlhabende befinden, während verhältnißmäßig nur sehr wenige Wohlhabende im kräftigen Alter und in der zarten Kindheit sterben.

[7] Der Einfluß der Kornpreise auf die Zahl der Geburten und der Trauungen ist besonders schlagend nachgewiesen in einer statistischen Arbeit von Scheel's in Hildebrands Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, IV., Seite 161 u. ff. Die gleiche Arbeit findet dagegen keinen gleich bestimmten Zusammenhang zwischen den Korn-

preisen und der Sterblichkeit; ein Resultat, welches von Ed. Pfeiffer in der Zeitschrift „die Arbeit“ (Aprilheft 1866, Seite 92 u. ff.) zur Erschütterung des „ehernen Lohngesetzes“ angewandt worden ist. Es ist zu bemerken, daß die Beobachtungen von Scheel's sich auf ein sehr kleines, vorwiegend Ackerbau treibendes Ländchen beziehen und daß gerade die hier so stark hervortretende Vorsicht bei der Eheschließung und Kindererzeugung (ein Punkt, welcher gar nicht überall gleich hervortritt) einen sehr starken Einfluß auf die Sterblichkeitsziffer ausüben muß; denn wegen der starken Kindersterblichkeit bringt jede starke Abnahme der Geburten auch eine Abnahme in den Sterbefällen mit sich. Dies zeigen auch die Zahlen von Scheel's ganz deutlich. Uebrigens bezweifelt derselbe auch den Einfluß der Preise auf die Sterblichkeit durchaus nicht, wenn schon derselbe innerhalb seines kleinen Gebietes, wo mancherlei Ursachen sich kreuzen, statistisch nicht direkt nachzuweisen ist. Vergleiche a. a. O. die Erörterungen hierüber auf Seite 183 u. ff.

[8] Ein merkwürdiges, hieher gehöriges Faktum ist das gänzliche Mißlingen des Versuches, welcher vor Kurzem in Folge der Hungersnoth in Ostpreußen gemacht wurde, ostpreußische unbeschäftigte Arbeiter in die Fabrikdistrikte von Oberschlesien zu versetzen (wo übrigens bekanntlich der Hunger auch kein unbekannter Gast ist). In der „Zeitschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte“ IV. Jahrg., 4. Band, erzählt Dr. Janke in einem Aufsatz über den „internationalen Fleischverbrauch“, wie die verhungernden Ostpreußen jeder mit einer mächtigen Speckseite ausgerüstet in Oberschlesien eingerückt seien, zum Staunen der dortigen Arbeiter, denen solche Kost als seltener Leckerbissen gilt. Wenn nun auch selbstverständlich ist, daß die armen Ostpreußen, wenn sie genug solcher Speckseiten gehabt hätten, zu Hause auch nicht verhungert wären, so steht doch zu vermuthen, daß das Komite in ihrer Heimat, welches sie zur Reise ausrüstete, ihnen nicht mehr mitgegeben, als man nach dortigen Begriffen für unumgänglich nöthig hielt. Die Leute mußten wieder umkehren, weil der oberschlesische Reallohn ihnen nicht diejenige Ernährungsweise hätte verschaffen können, welche nun einmal zu ihrer Lebenshaltung unentbehrlich war.

[9] Da es uns hier mehr auf Marx ankommt, als auf Gladstone, so geben wir die Stelle unverändert wieder, ungeachtet ihre

Aechtheit angefochten ist. Das von Fabrikanten begründete Blatt „Konkordia" hat Marx Fälschungen vorgeworfen (1872, Nr. 12) und insbesondere behauptet, Marx habe den letzten Satz: „Diese berauschende Vermehrung von Reichthum und Macht ist ganz und gar auf die besitzenden Klassen beschränkt," „formell und materiell hinzugelogen." Marx hat im „Volksstaat" Nr. 44 seine Quellen nachgewiesen, worauf noch in der „Konkordia" (Nr. 20) eine Replik erfolgt ist. Das Resultat ist kurz dies, daß von der „Form" nichts zu sagen ist, da die von Marx benutzten Quellen weniger offiziell, aber doch vielleicht authentischer sind, als die von der „Konkordia" benutzten, offenbar für den Druck überarbeiteten Parlamentsreden. Uebrigens ist das für die Sache ganz gleichgültig. In materieller Hinsicht ist der angefochtene Satz so unzweifelhaft richtig, daß auch die geschraubte Haltung der Hansard'schen Parlamentsreden am Sinn nichts zu ändern vermag; denn diese d. h. die eben vorher statistisch nachgewiesene Vermehrung des Reichthums ist schon deßhalb ganz und gar auf die besitzenden Klassen beschränkt, weil sich die betreffenden Zahlen auf diejenigen Personen beziehen, welche über 150 Pfund Sterling jährliches Einkommen haben. Anderseits aber hat die „Konkordia" allerdings bewiesen, daß Marx aus der Rede Gladstones nur das genommen hat, was er für seinen Zweck brauchen konnte, und daß er die (übrigens nicht statistisch bewiesenen) Ansichten Gladstones, wonach eine entsprechende Linderung in der Lage der Armen eingetreten sei, weggelassen hat, wiewohl sie im unmittelbaren Zusammenhang mit der vorausgehenden Stelle standen.

[10] Dr. Engel gibt in einer sehr belehrenden Vorlesung über den Preis der Arbeit (abgedruckt in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, Heft 20 und 21, Berlin 1866) ein vortreffliches Beispiel der Berechnung aller derjenigen Kosten, mit denen die Arbeit außer dem täglichen Unterhalt des Arbeiters belastet ist. Die „Selbstkosten der Arbeit" setzen sich nach seiner Annahme aus folgenden einzelnen Posten zusammen:

I. Die Wiedererstattung des in der Jugendperiode aufgewendeten Erziehungs- und Bildungskapitals betreffend.

1) Tilgung dieses Kapitals und Verzinsung der ungetilgten Kapitalsreste bis zum Zeitpunkt der Tilgung;
2) Versicherung gegen die Gefahr, daß diese Tilgung unvollständig bleibe:
   wegen Todes vor Ablauf der Tilgungsperiode;
   wegen Invalidität oder Verkürzung der Arbeitsperiode;
   wegen zeitweiliger Unterbrechung der Erwerbsfähigkeit während dieser Periode aus innern und äußern Gründen.

II. Die Erhaltung des Lebens und der Arbeitskraft während der Arbeitsperiode betreffend.
1) Bestreitung der Kosten der Krafterhaltung und Krafterneuerung;
2) Versicherung gegen die Gefahr vorzeitiger Invalidität;
3) Versicherung gegen die Gefahr zeitweiliger Unterbrechung des Erwerbs:
   durch Krankheit;
   durch Krisen und Stockungen des Geschäfts;

III. Die Erhaltung des Lebens während der Altersperiode betreffend.
1) Bestreitung des Lebensunterhaltes und Altersversorgung nach jeder Hinsicht.

Für einen gewöhnlichen, mit wesentlich physischer Arbeit leicht zu erlernender Natur beschäftigten Arbeiter, der seinen Erwerb mit dem 16. Lebensjahre beginnt, berechnet er zunächst ein Erziehungskapital von Thlr. 750, wobei Zinsen und Zinseszinsen als durch die gelegentlichen Dienstleistungen der Kinder ersetzt, nicht in Betracht gezogen sind. Dies Kapital muß während der folgenden Lebensjahre, deren Zahl nach statistischen Anhaltspunkten auf durchschnittlich 45 angenommen wird, amortisirt werden. In Wirklichkeit wird dasselbe nicht den Eltern zurückerstattet, sondern auf die „Reproduktion der Arbeitskraft," d. h. die Erziehung von Kindern verwandt, die ihrerseits später wieder Arbeiter werden. „Die Eltern, als zweite Generation, bezahlen die durch ihre Erziehung und Bildung bei der ersten Generation kontrahirte Schuld durch Erziehung und Bildung der eigenen Kinder, also an die dritte Generation" (a. a. O. Seite 60 u. ff.). Dazu kommt die Versicherung gegen vorzeitige Invalidität. Für diese beiden Posten allein ergibt sich schon eine jährliche Tilgungsquote von 43,45 Thaler, oder rund 25 Sgr. wöchentlich. Die „Kosten der Krafterhaltung und Krafterzeugung", d. h. Ausgaben für Nahrung, Wohnung, Kleidung u. s. w. werden auf

rund 120 Thaler im Jahr berechnet, das Krankengeld auf 5 Thaler 12 Sgr. Dazu käme noch ein „Krisengeld", d. h. Versicherung für zeitweilige Arbeitslosigkeit von 12 Thaler, endlich 4 Thaler Altersrente, und zum Schluß noch ein Beitrag für die Begräbnißkosten. Alles zusammengerechnet ergibt einen Betrag von 187 Thalern jährlich, wovon also nur zwei Drittel dem Lebensunterhalt im engeren Sinne des Wortes dienen müssen.

Engel bemerkt dann ferner, daß der Preis von 187 Thaler, wie durch eine sehr umfassende Statistik des Preises der Arbeit bei den Eisenbahnen bewiesen werden könne, auf überraschende Weise der Wirklichkeit entspreche. Es wäre aber noch zu beweisen, daß die Arbeit an Eisenbahnen hier wirklich zur Gewinnung eines allgemeinen Durchschnitts verwandt werden kann. Dieselbe ist zwar einfache, keine besondere Geschicklichkeit erfordernde physische Thätigkeit, allein sie ist auf der andern Seite vertheuert durch die Ansammlung größerer Arbeitermassen in Entfernung von ihren regelmäßigen Wohnsitzen; auch erfordert sie, wenn sie nicht aufreibend wirken soll (was sich in entsprechender Erhöhung der Amortisationssätze kund geben müßte) wohl mehr als durchschnittliche Körperkraft und verhältnißmäßig gute Nahrung. Anderseits ist hervorzuheben, daß für den Unterhalt der Familie, Frau und Kinder, in Engels Berechnung nichts angesetzt ist, als jene Summe, die der Amortisation des Erziehungskapitals des erwachsenen Arbeiters entspricht. Soll die Frau durch Leitung des Hauswesens so bedeutende Ersparnisse erzielen, daß die 10 Sgr. täglich für ihre täglichen Bedürfnisse (und auch sie hat ihr Erziehungskapital u. s. w. zu tragen!) mit ausreicht, oder soll sie mit erwerben? Engel erwähnt das Letztere Auskunftsmittel (a. a. O. Seite 62), findet weiterhin, daß die häusliche Arbeit der Frau „im Werthe" (d. h. wohl im ethischen Werthe) weit über ihrer Lohnarbeit stehe (Seite 62), eine genauere Berechnung vermissen wir aber hier. Auch bleiben auf alle Fälle noch die Kosten derjenigen Kinder mit zu decken, welche das 16. Lebensjahr nicht erreichen, da ja der die Klippen der Jugend überlebende Knabe nach den öfter wiederholten Grundsätzen als ein günstiger Spezialfall unter mehreren konkurrirenden zu betrachten ist. Im Ganzen können wir uns der Anschauung nicht verschließen, daß auch (von Noth und Elend übrigens ganz abgesehen) im heutigen Deutschland, wenn auch nicht in demjenigen Maße wie früher und zum großen Theil noch jetzt in England die

Armenmittel ganz bedeutend herhalten müssen, um zum Vortheil der Unternehmer die „Selbstkosten der Arbeit" decken zu helfen.

Ungleich höher als Engel berechnet das Erziehungskapital Dr. Lüdtge in der d. Vers.-Zeit. (vrgl. einen Auszug seiner Resultate in Nr. 219, zweites Blatt der „Köln. Zeitung" von 1873). Nach ihm kostet ein Kind aus dem Arbeiterstande, wenn man die Kosten der Verstorbenen auf die Ueberlebenden repartirt, schon mit 3 Jahren 339 Thlr., mit 6 Jahren 705 und mit 15 Jahren 2119 Thaler. Diese Zahlen mögen zu hoch gegriffen sein, aber anderseits ist die Zahl Engels von 750 Thaler für einen 16jährigen Arbeiter jedenfalls jetzt bedeutend höher zu setzen, wenn sie auch nicht schon damals, wie wir vermuthen möchten (1866), zu niedrig gegriffen war.

[11] In der auf Seite 184 u. ff. aufgestellten Berechnung haben wir den Fleischkonsum auf den Kopf der Bevölkerung mit 60 Pfd. ohne Zweifel noch viel zu hoch genommen; was jedoch für den Punkt, welchen wir nachzuweisen suchten, unerheblich ist. Ueber die gänzliche Unbrauchbarkeit der gewöhnlich angenommenen Zahlen für den Gesammtkonsum einer Bevölkerung vrgl. Neumann, unsre Kenntniß von den sozialen Zuständen um uns, in Hildebr. Jahrb., Band 18, Seite 278 u. ff. — Die Viehzählungen, welche wir unsern Betrachtungen über die Fleischnahrung zu Grunde gelegt haben, lassen allerdings, wie Engel (Zeitschrift 1864, Seite 261) nachgewiesen hat, auch sehr viel zu wünschen übrig; sie bilden aber noch eine der relativ besten Grundlagen.

Ein Aufsatz von Schmoller (zitirt bei Neumann a. a. O.) über die Größe des preußischen Viehstandes berechnet, daß auf je 1000 Bewohner in Preußen (altes Territorium) vorhanden waren:

	Rindvieh	Vieh überhaupt.
1802	503 Stück	1040 Stück
1816	386 „	683 „
1840	331 „	631 „
1867	302 „	575 „

Die Zahlen der zweiten Reihe bezeichnen nicht die wirkliche Stückzahl, sondern sind nach einer bei den Statistikern üblichen Reduktion so berechnet, daß 1 Stück Rindvieh gleichgestellt wird $^2/_3$ Pferd, 10 Schafen, 4 Schweinen und 12 Ziegen. Ob nun die Qualität des Viehs in dem

Maße zugenommen hat, daß der Ertrag gleich geblieben oder gar größer geworden ist, bleibt in Dunkel gehüllt.

[12] Ueber das wahre Wesen der Wohnungsfrage in sozialpolitischer Hinsicht vrgl. die auf die sorgfältigsten Studien gestützte und in ihren Resultaten scharf einschneidende Behandlung dieses Gegenstandes bei Marx, Kapitel I, Seite 671 — 683. Die Quintesenz seiner Anschauung enthalten folgende Worte (Seite 682 u. ff.; 2. Auflage Seite 724):

„Die beständige Emigration nach den Städten, die beständige „Ueberzähligmachung" auf dem Land durch Konzentration, Verwandlung von Acker in Weide, Maschinerie u. s. w., und die beständige Eviktion der Landbevölkerung durch Zerstörung der Cottages gehen Hand in Hand. Je menschenleerer der Distrikt, desto größer seine „relative Uebervölkerung," desto größer ihr Druck auf die Beschäftigungsmittel, desto größer der absolute Ueberschuß des Landvolks über seine Behausungsmittel, desto größer also in den Dörfern die lokale Ueberpopulation und die pestilenzialischste Menschenzusammenpackung. Die Verdichtung des Menschenknäuels in zerstreuten kleinen Dörfern und Marktflecken entspricht der gewaltsamen Menschenentleerung auf der Oberfläche des Landes. Die ununterbrochene „Ueberzähligmachung" der Landarbeiter trotz ihrer abnehmenden Anzahl und mit der wachsenden Masse ihres Produkts ist die Wiege ihres Pauperismus. Ihr eventueller Pauperismus ist ein Motiv ihrer Eviktion und die Hauptquelle ihrer Wohnlichkeitsmisere, welche die letzte Widerstandsfähigkeit bricht und sie zu reinen Sklaven der Landlords und Pächter macht, so daß das Minimum des Arbeitslohnes sich zum Naturgesetz für sie befestigt."

Da man übrigens neuerdings Miene macht, die Existenz einer Wohnungsfrage für England und besonders für London gänzlich zu leugnen, so mögen hier noch einige Stellen aus offiziellen Berichten Platz finden, welche wir Marx entlehnen:

„Zwei Punkte sind sicher," sagt Dr. Hunter im achten Bericht (1866) über den öffentlichen Gesundheitszustand, „erstens, daß es ungefähr 20 große Kolonien in London gibt, jede ungefähr 10,000 Personen stark, deren elende Lage Alles übersteigt, was jemals anderswo in England gesehen worden ist, und sie ist fast ganz das Resultat ihrer schlechten Hausakkomodation; und zweitens, daß der überfüllte und

verfallene Zustand der Häuser dieser Kolonien viel schlechter ist, als zwanzig Jahre zuvor." Ferner im gleichen Berichte: „Kürzlich sah man im Osten Londons eine Anzahl aus ihren alten Wohnungen (in Folge der Eisenbahnbauten innerhalb der Stadt) verjagter Familien umherwandern, eines Samstag Abends, mit ihren wenigen weltlichen Habseligkeiten auf dem Rücken, ohne irgend einen Haltplatz außer dem Workhouse." — Dr. Hunter tadelt besonders das rücksichtslose Niederreißen der Häuser, welches ja leider auch in Deutschland, selbst in kleineren Städten, immer mehr üblich wird. Er bemerkt, daß mit dieser „gesundheitspolizeilichen" Maßregel das Uebel nur verschlimmert wird, denn die aus einem Viertel vertriebenen Bewohner drängen sich in einem andern nur um so dichter zusammen. „Entweder," sagt er, „muß die ganze Prozedur als eine Abgeschmacktheit nothwendig zum Stillstand kommen, oder die öffentliche Sympathie muß erwachen für das, was man jetzt ohne Uebertreibung eine nationale Pflicht nennen kann, nämlich Obdach für Leute zu verschaffen, welche aus Mangel an Kapital sich selbst keins verschaffen können, obgleich sie durch periodische Zahlung die Vermiether belohnen können." — Für Bradford theilt Dr. Hunter ein ganzes Verzeichniß genau bezeichneter Zimmer und Kellerräume mit, welche einer größeren Anzahl von Personen als Wohnung dienen, darunter einzelne Zimmer für 2 und für 3 Familien, ein Zimmer mit 18 Personen, ein Keller mit 7 Personen, der zugleich als Kupferschmied-Werkstätte dient, u. s. w. — Die noch ungleich schlimmeren Zustände auf dem Lande mag man bei Marx a. a. O. lesen, wo eine große Fülle durchaus zuverlässigen Materials vorliegt. Nur in einer Hinsicht unterliegt die Darstellung von Marx einigen Zweifeln: ob nämlich die Verschlimmerung des Uebels in der That so überwiegend ist, daß die unbestreitbaren gleichzeitigen Verbesserungen der Wohnungszustände durch die Baugesellschaften dagegen zurücktreten müßten. Nach Engel (vrgl. die folgende Anmerkung) bestanden allein in England und Walles im Jahr 1872 etwa 2000 solcher Vereine mit 800,000 Mitgliedern, welche zusammen über 11 Millionen Pfund Sterling Jahreseinkünfte aus Zinsen und Amortisationszahlungen haben. Ueber die Organisation dieser Gesellschaften vergleiche das Schriftchen „Every man his own landlord," deutsch: „Jedermann Hauseigenthümer," Duisburg 1865.

[13] Wie aus dem im Text gesagten hervorgeht, bezieht sich die beständig wachsende Literatur über die Wohnungsnoth meist auf die Zustände in den großen Städten und zwar mit Rücksicht auf das gesammte Verhältniß der Miether aller Klassen zu den Eigenthümern, Bauunternehmern und Spekulanten anderseits. Die beste Uebersicht der vorhandenen Uebelstände, der verschiedenen Richtungen, in welchen die Abhülfe gesucht wird und der wichtigsten Literatur gibt das von Dr. Engel für den Kongreß der „Katheder-Sozialisten" in Eisenach bestimmte (dort nur auszugsweise vorgetragene, aber vollständig veröffentlichte) Referat (vrgl. Verhandlungen der Eisenacher Versammlung zur Besprechung der sozialen Frage am 6. und 7. Oktober 1872, herausg. vom ständigen Ausschuß, Seite 164 u. ff.; sowie der mit einem Anhang versehene Separatabdruck des Referates unter dem Titel: „Dr. Engel, die moderne Wohnungsnoth, Signatur, Ursachen und Abhülfe").

Fünftes Kapitel.

Kapital und Arbeit.

In diesem Kapitel haben wir es hauptsächlich mit der Marx'schen Anschauung von der kapitalistischen Produktionsweise zu thun, welche mit den Grundlagen unserer eigenen Auffassung, wie sie in den beiden ersten Kapiteln niedergelegt sind, auf den ersten Blick in ziemlich schroffem Widerspruch zu stehen scheint. Wie Marx über Malthus und seine Lehre denkt, haben wir schon mehrfach erwähnt. Seine eigene Ansicht vom Bevölkerungsgesetz in seinem Verhältniß zur Arbeiterfrage finden wir am klarsten und vollständigsten dargelegt im 6. Kapitel (2. Aufl., 7. Abschnitt) seines Hauptwerkes. Hier lesen wir denn auch (S. 617 u. f.; 2. Aufl. S. 656) nach Entwicklung der eigenen Theorie des Verfassers die Bemerkung: „Es ist dies ein der kapitalistischen Produktionsweise eigenthümliches Populationsgesetz, wie in der That jede besondere historische Produktionsweise ihre besondern, historisch gültigen Populationsgesetze hat. Ein abstraktes Populationsgesetz existirt nur für Pflanze und Thier."

Wir werden gleich sehen, welches nach Marx das Populationsgesetz der kapitalistischen Periode ist. Zunächst sei uns die Bemerkung gestattet, daß auch Pflanze und Thier streng genommen kein „abstraktes" Populationsgesetz haben, wie denn überhaupt die Abstraktion nur die Erfassung des Gemeinsamen in einer zusammengehörigen Reihe von Erscheinungen ist, eine Zusammenfassung, die wir in unserm Geiste vollziehen und der wir alsdann in Begriffen und allgemeinen Sätzen Ausdruck geben. So ist denn auch das Populationsgesetz der Erzeugung und Vernichtung vieler Keime, von denen nur ein gewisser Bruchtheil zur vollen Entwicklung kommt, um dann abermals durch Erzeugung einer Mehrzahl von Keimen das Geschlecht zu erhalten, lediglich eine begriffliche Zusammenfassung von Erscheinungen, die sich auf den verschiedenen Stufen der Pflanzen- und Thierwelt in unendlicher Mannigfaltigkeit darstellen, sowohl was das Zahlenverhältniß zwischen den produzirten und den entwickelten Keimen betrifft, als auch hinsichtlich der Art und Weise, wie Erzeugung, Entfaltung, Vernichtung und Verkümmerung oder auch Vervollkommnung durch die natürliche Züchtung vor sich gehen. In ersterer Hinsicht haben wir schon früher darauf hingewiesen, daß bei den untersten Organismen im Ganzen auch die massenhafteste Keimbildung und Vernichtung stattfindet, während nach oben zu das Verhältniß zwischen den erzeugten und den voll entwickelten Keimen sich immer gleichmäßiger gestaltet, bis sich endlich beim Menschen das bewußte Streben einstellt, wo irgend möglich dahin zu gelangen, daß kein individuelles Leben erzeugt wird, welches sich nicht auch voll ausleben kann, daß Verkümmerung und vorzeitige Vernichtung nicht nur durch die natürliche Abwehr des Einzelnen, sondern durch die möglichst günstige Gestaltung des sozialen Gesammtlebens auf ein

Minimum beschränkt werden, daß mit einem Wort der Kampf um das Dasein so weit als möglich durch die geistige Entwicklung der Menschheit aufgehoben werde.

Aber auch hinsichtlich der Art und Weise, wie die relative „Uebervölkerung" (um diesen Ausdruck hier kurzweg auch von Pflanze und Thier zu brauchen) erzeugt und wieder aufgehoben wird, finden wir in der Natur die höchste Mannigfaltigkeit besonderer konkreter Verhältnisse vor uns. Völkerwanderungen und Auswanderung Einzelner, Kämpfe und förmliche Eroberungszüge, versuchsweiser Uebergang zu neuen Nahrungszweigen, Sklavenfang und Ausbildung von Arbeiterklassen für spezielle Dienstverrichtungen — Alles das spielt in der Thierwelt seine Rolle, wie in der Menschenwelt, und wenn in letzterer alle diese konkreten Erscheinungen, in welchen sich doch nur der Kampf um das Dasein darstellt, noch ungleich mannigfaltiger sind, so ist das eben nur die natürliche Folge der reicheren Begabung des Menschen, der großartigen Entwicklung aller seiner Fähigkeiten und endlich, nicht zum Geringsten, auch der größeren Bedeutung, welche wir den uns genau verständlichen Vorgängen im Menschenleben bis in die kleinsten Schattirungen beilegen.

Damit ist jedoch freilich der Widerspruch, welchen Marx der Anwendung des Darwinismus auf den Menschen entgegensetzt, noch keineswegs beseitigt. In der That will Marx weit mehr sagen, als daß das Bevölkerungsgesetz der kapitalistischen Periode nur eine spezifisch ausgeprägte Form des allgemeinen Gesetzes der Ausbreitung organischer Wesen sei. Er findet vielmehr dies letztere Gesetz durch die kapitalistische Produktionsweise dermaßen modifizirt, daß gerade in der eigenthümlichen Modifikation und nicht im allgemeinen Naturgesetz die wahre Quelle jener Uebelstände zu suchen wäre,

die uns eine Arbeiterfrage geschaffen haben. Die relative Uebervölkerung der kapitalistischen Produktionsweise ist nach der Auffassung von Marx ganz unabhängig davon, ob die Bevölkerung stark oder schwach oder auch gar nicht zunimmt; ja sie könnte, dem bloßen Begriff nach, ebenso gut unter einer Bevölkerung von Wesen entstehen, die sich weder fortpflanzen noch sterben, für welche also die beiden Grundpfeiler gewöhnlicher Bevölkerungswissenschaft gar nicht vorhanden wären.

Nach Marx bringt nämlich die kapitalistische Produktionsweise nothwendig eine beständige Fluth und Ebbe im Bedarf von Arbeitskräften mit sich, durch welche der Arbeiter aus seiner natürlichen Bahn gerissen und willenlos der Herrschaft des Kapitals anheimgegeben wird. So weit sich die Sache wiedergeben läßt ohne Anwendung der schwerfälligen und fremdklingenden Marx'schen Terminologie (wobei wir nicht leugnen wollen, daß die begriffliche Schärfe zum Theil dem Streben nach Verständlichkeit geopfert werden muß), geht dies etwa folgendermaßen zu:

Während die klassische Oekonomie von Adam Smith bis auf Stuart Mill den Lehrsatz festhält, daß alles produktive Kapital zur Bezahlung von Arbeitslöhnen verwandt werde, daß also mit der Anhäufung des in der Industrie angelegten Kapitals sich auch im gleichen Maße der Fonds anhäufe, aus welchem die Arbeiter eines Landes bezahlt werden, unterscheidet dagegen Marx das stehende Kapital, welches in Fabrikgebäuden, Kanälen, Eisenbahnen, Maschinen, Werkzeugen aller Art angelegt wird, von dem variablen Kapital, aus welchem die Löhne gezahlt werden. Zwar wird auch die Maschinerie wieder von Arbeiterhänden hergestellt, aber dies gibt uns kein Recht, die Summe der hierin — in der Herstellung

der Produktionsmittel — verwandten Arbeitslöhne der ganzen Differenz gleich zu setzen zwischen der Summe, die ein bestimmter Fabrikant überhaupt in seinem Geschäft anlegt und demjenigen Bruchtheil dieser Summe, welchen er für Arbeitslöhne verausgabt.

In dieser Gleichsetzung liegt vielmehr nach Marx einer der folgenreichsten Grundfehler der klassischen Oekonomie.

Der Fabrikant der Maschinen arbeitet seinerseits wieder mit Maschinen, die ihm eine Ersparniß an Arbeitslöhnen ermöglichen. Wenn auch diese wieder von Arbeitern hergestellt werden, so wiederholt sich doch auch hier wieder dieselbe Erscheinung: auch auf dieser Stufe der Erzeugung von Arbeitsmitteln wird, soweit überhaupt die kapitalistische Produktionsweise reicht, ein Theil des Werthes nicht in Lohnform bezahlt, sondern als Vergütung für die Leistungen einer Vorrichtung, welche Lohn erspart.

Wenn nun die Summe aller dieser Vorrichtungen zur Ersparniß von Arbeitslohn beständig gleich bliebe, dann müßte sich allerdings ein Zustand herstellen, bei welchem das in der Industrie angelegte Kapital bei fernerem Wachsen vollständig auf den Ankauf fernerer Arbeitskräfte verwandt werden müßte. Dies ist aber nicht der Fall; vielmehr wird das stehende Kapital, welches in lohnsparenden Maschinen angelegt wird, beständig und auf allen Stufen der Produktion vermehrt und so dafür gesorgt, daß immer nur ein Theil des der Industrie zufließenden Kapitals in Arbeitslöhnen angelegt werden muß.

Nehmen wir dies einstweilen als richtig an, so ergibt sich dann weiter leicht, daß mit dem Fortschritt der Industrie der stehende Theil des industriellen Kapitals verhältnißmäßig immer größer wird, daß daher mit dem Fortschritt der In-

dustrie auch eine immer größere relative Ersparniß an Arbeitskräften eintritt, mit welcher der zur Herstellung der Maschinerie erforderliche Mehrbedarf an Arbeitskräften nicht Schritt hält. Nur die Ausdehnung der Produktion in einem gegebenen Zweige und noch mehr die Aufschließung immer neuer Produktionszweige vermag dann wieder den Bedarf an Arbeitskräften zu steigern.

Wenn man nun aber auch die ganze Theorie von der Ungleichheit des stehenden Kapitals und der Summe der zu seiner Herstellung erforderlichen Arbeitslöhne, deren genauen Beweis Marx erst in einem späteren Theile des begonnenen großen Werkes zu geben verspricht[1], völlig bei Seite läßt, so wird man so viel ohne weiteres einräumen müssen, daß die Einführung von Maschinen stoßweise dahin wirkt, einen bedeutenden Theil von Arbeitern beschäftigungslos zu machen, und dies genügt schon, um das „Populationsgesetz der kapitalistischen Produktionsweise", welches Marx an die Stelle des auf die Menschheit angewandten Darwinismus setzen will, daraus abzuleiten. Wir wollen dies zunächst noch einigermaßen ausführen, um sodann denn Beweis zu unternehmen, daß wir in dieser anscheinend aus ganz andern Quellen fließenden Ursache der relativen Uebervölkerung eben doch nur eine Modifikation des bekannten, unter tausend Formen wiederkehrenden Kampfes um das Dasein vor uns haben.

Wie man auch über das Verhältniß der Maschinen zum Gesammtbedarf an Arbeitskraft denken mag, so ist doch unbestreitbar, daß die plötzliche Einführung großer mechanischer Verbesserungen regelmäßig eine große Anzahl von Arbeitern momentan brodlos macht. Solche Verbesserungen werden nun aber am häufigsten eingeführt, wenn es an Arbeitskräften fehlt. Es entsteht also dann ein plötzlicher Uebergang von

einem für die Arbeiter günstigen zu einem überaus ungünstigen Stand des Arbeitsmarktes. Während des letzteren häuft sich der Gewinn des Kapitalisten, und der Arbeiter sieht sich genöthigt, seine Arbeitskraft niedriger zu verwerthen. Ein Theil der Arbeiter wird auch dies nicht gleich vermögen, und fällt der öffentlichen Unterstützung anheim. Damit ist für einstweilen die Ueberschußbevölkerung („Surpluspopulation", wie Marx sich ausdrückt) gebildet, und zwar scheinbar ganz unabhängig von dem Gesetz des Kampfes um das Dasein.

Diese Ueberschußbevölkerung fällt jedoch damit für die Industriebevölkerung keineswegs außer Betracht. Die gehäuften Kapitalien suchen gewaltsam einen neuen Ausweg und stürzen sich endlich mit rapider Gewalt in die Bahn irgend eines neuen Unternehmens. Damit steigt plötzlich wieder der Bedarf an Arbeitern und der Arbeitslohn müßte nunmehr nothwendig steigen, wenn die „Reservearmee der Industrie" nicht da wäre, — eben jene bei der vorausgehenden Krisis ausgestoßene Ueberschußbevölkerung. Aus ihr rekrutirt sich die Industrie hauptsächlich und ihr Gewicht hindert den Stamm der dauernd beschäftigten Arbeiter, seine Ansprüche zu steigern. Die Reserve rückt wieder ein.

Der Kapitalist genießt also den Vortheil, daß er sich auf Kosten der Gesammtheit beständig einen Vorrath müßiger Arbeitskräfte sichert, die er anzieht, wenn er sie braucht und wieder abstößt, wenn er sie augenblicklich nicht brauchen kann. Der sprungweise Gang der Industrie ist eine Folge der Anhäufung des Kapitals, und Ebbe und Fluth auf dem Arbeitsmarkt sind wieder Folgen der sprungweisen Entwicklung der Industrie. Diese Ebbe und Fluth erzeugt die Ueberschußbevölkerung und diese ist wieder der Grund dafür, daß sich der Arbeitslohn nicht heben kann.

In ganz ähnlicher Weise wirkt der Einfluß der Handelskrisen. Auch durch diese wird eine Anzahl fleißiger Arbeiter auf's Pflaster hinausgeworfen, nachdem unmittelbar vorher in den Zeiten der Ueberproduktion und des industriellen Rausches alle Kräfte, die nur überhaupt verfügbar waren, in den Dienst der Industrie waren gezogen worden. „Der charakteristische Lebenslauf der modernen Industrie", sagt Marx, „die Form eines durch kleinere Schwankungen unterbrochenen zehnjährigen Cyklus von Perioden mittlerer Lebendigkeit, Produktion unter Hochdruck, Krise und Stagnation, beruht auf der beständigen Bildung, größeren oder geringeren Absorbtion und Wiederbildung der industriellen Reservearmee oder Surpluspopulation. Ihrerseits rekrutiren die Wechselfälle des industriellen Cyklus die Surpluspopulation und werden zu einem ihrer energischsten Reproduktionsagentien. Dieser eigenthümliche Lebenslauf der modernen Industrie, der uns in keinem früheren Zeitalter der Menschheit begegnet, war auch in der Kindheitsperiode der kapitalistischen Produktion unmöglich. Die Zusammensetzung des Kapitals (aus konstantem und variablem Kapital oder Produktionsmitteln und Lohnfonds) veränderte sich nur allmählig. Seiner Akkumulation entsprach also im Ganzen verhältnißmäßiges Wachsthum der Arbeitsnachfrage. Langsam, wie der Fortschritt einer Akkumulation, verglichen mit der modernen Epoche, stieß er auf Naturschranken der exploitablen Arbeiterbevölkerung, welche nur durch Gewaltmittel wegzuräumen waren. Die plötzliche und ruckweise Expansion der Produktionsleiter ist die Voraussetzung ihrer plötzlichen Kontraktion; letztere ruft wieder die erstere hervor, aber die erstere ist unmöglich ohne disponibles Menschenmaterial, ohne eine vom absoluten Wachsthum der Bevölkerung unabhängige Ver-

mehrung von Arbeitern. Sie wird geschaffen durch den einfachen Prozeß, der einen Theil der Arbeiter beständig „freisetzt" durch Methoden, welche die Anzahl der beschäftigten Arbeiter im Verhältniß zur vermehrten Produktion vermindern. Die ganze Bewegungsform der modernen Industrie erwächst also aus der beständigen Verwandlung eines Theiles der Arbeiterbevölkerung in unbeschäftigte oder halbbeschäftigte Hände."

Wir haben diese verhältnißmäßig leicht verständliche Stelle mit Marx eignen Worten wiedergegeben, wollen aber doch nicht unterlassen, noch Einiges zur Erläuterung beizufügen. — Jedermann weiß, daß die Einführung eines Industriezweiges in einem Lande, dessen Bevölkerung bisher nur Ackerbau, Viehzucht und Kleingewerbe kannte, auf große Schwierigkeiten stößt, weil die Arbeiter nicht zu finden sind. Abgesehen von etwaigen unbenutzten Wasserkräften und andern Vorzügen locken vor allen Dingen die billigen Arbeitslöhne. Billige Lebensmittel machen den Reallohn in Nahrungsmitteln ausgedrückt für den Arbeiter verhältnißmäßig hoch. Der Fabrikant kann einen noch höhern Lohn bieten als der landesübliche und erspart dennoch bedeutend, weil er sein Fabrikat auf dem Weltmarkt verkauft und nicht am Orte der Produktion. Die Folge seines Auftretens wird daher sein, daß sich die wenigen disponiblen Arbeitskräfte des Landes — auch der Agrikulturdistrikt ist niemals ohne solche — ihm zuwenden. Einen kleinen Stamm von Arbeitern bringt er mit, einige andere wandern aus benachbarten Gegenden zu und die Bevölkerung der Umgebung wird merklich steigen. In dieser ersten Zeit kann diesem Wachsthum der Bevölkerung auch eine Abnahme der Sterblichkeit zu Hülfe kommen, da, wie wir gesehen haben, der Reallohn für die Unbemittelten steigt. Auf alle Fälle mindert sich der Prozentsatz der Arbeits-

unfähigen, da es immer eine Anzahl von Personen geben wird, welche für die Feldarbeit untauglich, dagegen in der Fabrik noch zu gebrauchen sind. Durch alle diese Umstände hebt sich der Konsum von Lebensbedürfnissen aller Art. Handwerker, Kleinhändler, Wirthe u. s. w. lassen sich in der Umgegend nieder und endlich muß der gesteigerte Konsum aller dieser Persönlichkeiten auch die Preise der Lebensmittel steigern. Der Reallohn sinkt, aber da die landesüblichen Lohnsätze in Geld ausgedrückt stets ein gewisses Moment der Trägheit in sich haben — namentlich wenn sie steigen sollten; bergab geht's schon leichter — so sinkt der Reallohn gleichzeitig auch für die ländlichen Arbeiter und der Reiz zur Fabrik überzugehen kann daher eine Zeit lang immer noch wachsen. Unterdessen hat die Fabrik schon nicht nur die für gewöhnlich (Erntezeit u. s. w. ausgenommen) überschüssigen Arbeitskräfte absorbirt, sondern sie hat auch schon einen Theil der Bevölkerung aus der gewohnten Bahn gerissen. Alles scheint dabei gut zu gehen. Es kann sogar der Fall sein, daß das Land für seine früheren Verhältnisse an relativer Uebervölkerung litt und daß diese anscheinend verschwindet, obwohl die absolute Bevölkerung noch immer zunimmt.

Nun kommt aber die erste größere Krisis. Ein erheblicher Theil der Bevölkerung wird brodlos. Einige finden mühsam den Weg in andere Arbeitszweige, andere ziehen sich nach benachbarten Bezirken; unter dem Rest tritt Elend und damit erhöhte Sterblichkeit ein, aber es ist immerhin ein bedeutender Anfang der „industriellen Reservearmee" vorhanden, deren Mitglieder jetzt der öffentlichen Unterstützung anheimfallen. Die ganze Bevölkerung muß jetzt helfen die Kosten des Unterhaltes für ein Personal zu tragen, welches im Grunde nach wie vor Zubehör der Fabrik bleibt und bereit steht, dem

Fabrikanten wieder zur Erwerbung neuer Reichthümer zu dienen, sobald die günstige Stunde winkt. Es werden nun bedeutende Summen für den nothdürftigen Unterhalt der brodlosen Arbeiter, Summen, mit denen billiger Weise die Produktion belastet erscheinen sollte, von Personen bezahlt, die mit der Fabrikation nicht das mindeste zu schaffen haben. Der Kapitalist hat sich das Land tributpflichtig gemacht. Die Armensteuern treten auf oder steigern sich bedeutend. Es werden vielleicht zur Beschäftigung der Arbeiter kostspielige und für einstweilen wenig produktive Straßenbauten oder andere Anlagen unternommen: abermals Steuern, deren Wirkung sich nach dem Devolutionsgesetz, vermöge dessen jede Steuer eine Tendenz hat, Kopfsteuer zu werden, über die ganze noch zahlungsfähige Bevölkerung verbreitet.[1]

Unterdessen ist die Gelegenheit für irgend einen von der Krisis nicht betroffenen Gewerbszweig günstig, sich einen Theil der müssigen Arbeitskräfte, die zum niedrigsten Lohn zu haben sind, zu Nutzen zu machen. Es entstehen mit vergrößerter Leichtigkeit neue industrielle Anlagen und — die alten leben allmälig wieder auf. Der industrielle Kreislauf hat seinen Nullpunkt überwunden und mit anfangs langsamer, dann immer mehr beschleunigter Bewegung geht es wieder einer Periode angestrengter Thätigkeit entgegen. Die industrielle Reservearmee wird wieder einberufen, aber ihre Zahl genügt nicht mehr. Die Ueberschuß-Bevölkerung wird mit den alten Mitteln nunmehr bedeutend vergrößert, während sie anscheinend verschwindet. Der Moment des Arbeitermangels ist zugleich der Moment der stärksten Entwicklung der relativen Uebervölkerung, deren Gewicht sich bei der nächsten Krisis doppelt fühlbar macht. So geht es weiter und weiter. Jede Welle nagt an dem festen Unterbau der alten, stabilen Be-

völkerungsverhältnisse, zerreibt die festen Bestandtheile und schiebt eine immer größere Masse beweglich gemachter Elemente hin und her. Auch in dem von der Industrie nicht direkt berührten Theile der Bevölkerung gehen langsam aber sicher großartige Veränderungen vor. Die Preise der Lebensmittel steigen. Personen mit festem Gehalt sehen sich in gedrückte Verhältnisse versetzt. Die gesammte Masse der arbeitenden Klasse ringt schwerer um die Existenz. Vermehrte Bedürfnisse aller Art haben sich eingestellt; die Lebenshaltung ist gegenüber den früheren einfacheren Verhältnissen in manchen Punkten gestiegen, das Dasein aber im Ganzen für die große Mehrzahl unbehaglicher geworden. Die Industrie hat das Land „bereichert", d. h. sie hat vor allen Dingen den Werth des Bodens bedeutend erhöht. Hie und da ist ein Bauer, dessen Acker von einem Fabrikbesitzer mit früher unerhörten Preisen bezahlt wurde, zum müßiggängerischen Rentner geworden. Bauunternehmer und andere glückliche Spekulanten haben ihren Antheil am Segen der Industrie dahingenommen. Krämer, Bäcker und Wirthe haben die Arbeiter durch Vorschüsse in ihr Netz gelockt und saugen sie gemüthlich aus. Die Besitzenden, insbesondere die Grundbesitzer sind reicher geworden, und lernen von Fabrikanten, Technikern und eingewanderten Spekulanten die Elemente des Luxus und des weltmännischen Lebensgenusses. Die Stände scheiden sich schroffer. Die soziale Kluft wird zur moralischen und der Arbeiter fühlt sich vereinsamt und vergleicht mit wachsender Bitterkeit sein Loos mit dem der bevorzugten Klassen. Die im dritten Kapitel entwickelten psychologischen Gesetze entfalten ihr Spiel immer mächtiger und aus der wachsenden Unzufriedenheit steigt das rothe Gespenst empor. Das Land hat jetzt auch seine Arbeiterfrage.

Der Kapitalist kümmert sich am wenigsten darum, obwohl er vielleicht am meisten bedroht ist. Während einsichtige Beamte, Schriftsteller und Abgeordnete aller Parteifarben sich schon eifrig mit dem großen Uebel beschäftigen, liebt es der Unternehmer, dasselbe einfach abzuleugnen. Er behauptet in erster Linie, daß seine Arbeiter die zufriedensten und glücklichsten Menschen von der Welt sind und wenn das nicht mehr zieht, behauptet er, daß sie es wenigstens von Rechtswegen sein sollten. Fremde Verführer, die Presse, unpraktische Humanitätsapostel haben mit ihren verschrobenen Ideen die Leute verführt; es kommt nur darauf an, dieser Verführung einen Damm zu setzen und „gesunde Ansichten" zu verbreiten, d. h. solche Ansichten, bei welchen der Fabrikant in Seelenruhe immer reicher werden kann, während die Masse der Bevölkerung immer unterthäniger, fügsamer und genügsamer wird. Zu diesem Zwecke kauft man sich die Lehre von der Harmonie der Interessen.

Doch wir sind in eine kleine Abschweifung gerathen. Unser Zweck war, die Marx'sche Theorie von der Bildung der Ueberschuß-Bevölkerung durch die Industrie selbst und speziell durch ihre periodischen Krisen einigermaßen zu erläutern und zu veranschaulichen. Es handelt sich nun darum, das Verhältniß dieser Theorie zur Lehre vom Kampf um das Dasein zu untersuchen.

Auf den ersten Blick kann es freilich scheinen, als sei durch diese Theorie der ganze große Faden, der sich durch die organische Natur bis hinauf zum Menschen zieht, abgeschnitten, als sei die Basis der Arbeiterfrage in einer Weise erklärt, welche jene allgemeineren Untersuchungen über die Bedingungen der Existenz, Fortpflanzung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes für unsern Zweck, das Ver-

ständniß der Arbeiterfrage, völlig überflüssig macht. Man sollte meinen, auch bei einer konstanten, jedoch auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesenen Bevölkerung müßte sich genau derselbe Prozeß, dieselbe Wandlung vollziehen können, wenn man auch Geburt und Tod gänzlich suspendiren könnte; unter der einzigen Voraussetzung, daß die Bevölkerung des in Rede stehenden Bezirks sich aus den umherliegenden Kreisen verstärken, oder sich zurückströmend wieder über dieselben ausbreiten könne.

Dem ist jedoch nicht so. Zunächst ist klar, daß Fabrikarbeit schon in ihren ersten Anfängen Armuth zur Voraussetzung hat. Der Fabrikant bietet nur in den seltensten Fällen einen so hohen Lohn, daß dadurch allein ein Feldarbeiter, der sein, wenn auch spärliches Auskommen hat, verlockt werden könnte, Karst und Spaten bei Seite zu legen und sich zu einer einförmigen, tödtlich langweiligen Arbeit für den ganzen lieben Tag lang in ein dumpfes Gebäude einschließen zu lassen. Die eigentliche Noth muß dazu kommen, um diesen Schritt zu bewirken, wie denn überhaupt die Noth des Armen der erste Grund ist, weßhalb der Reiche sich seine Arbeitskraft aneignen und seine Kräfte ausbeuten kann. Dies Prinzip ist von Marx selbst nicht nur an den Thatsachen nachgewiesen, sondern auch als bewußte Theorie der früheren offenherzigeren Nationalökonomen durch eine Reihe schlagender Zitate aufgedeckt worden. Wir lassen einige derselben (vrgl. Kapital I, Seite 601 u. ff.; 2. Auflage, Seite 639) zur Erbauung des Lesers hier folgen:

Schon 1696 sagt John Bellers: „Wenn Jemand 100,000 Acres hätte, und eben so viele Pfunde Geld und eben so viel Vieh, was wäre der reiche Mann ohne den Arbeiter außer selbst ein Arbeiter? Und wie die Arbeiter Leute

reich machen, so desto mehr Arbeiter, desto mehr Reiche . . . Die Arbeit des Armen ist die Mine des Reichen." So Bertrand de Mandeville im Anfang des 18. Jahrhunderts: „Wo das Eigenthum hinreichend geschützt ist, wäre es leichter ohne Geld zu leben als ohne Arme, denn wer würde die Arbeit thun? . . Wie die Arbeiter vor Aushungerung zu bewahren sind, so sollten sie nichts erhalten, was der Ersparung werth ist. Wenn hie und da Einer aus der untersten Klasse durch ungewöhnlichen Fleiß und Bauchkneipen sich über die Lage erhebt, worin er aufgebracht war, so muß ihn keiner daran hindern: ja es ist unleugbar der weiseste Plan für jede Privatperson, für jede Privatfamilie in der Gesellschaft frugal zu sein, aber es ist das Interesse aller reichen Nationen, daß der größte Theil der Armen nie unthätig sei und sie dennoch stets verausgaben, was sie einnehmen . . . Diejenigen, die ihr Leben durch tägliche Arbeit gewinnen, haben nichts, was sie anstachelt dienstlich zu sein außer ihren Bedürfnissen, welche es Klugheit ist zu lindern, aber Narrheit wäre zu kuriren. Das einzige Ding, das den arbeitenden Mann fleißig machen kann, ist ein mäßiger Arbeitslohn. Ein zu geringer macht ihn je nach seinem Temperament kleinmüthig oder verzweifelt, ein zu großer insolent und faul. . . . Aus dem bisher Entwickelten folgt, daß in einer freien Nation, wo Sklaven nicht erlaubt sind, der sicherste Reichthum aus einer Menge arbeitsamer Armen besteht. Außerdem daß sie die nie verzagende Zufuhrquelle für Flotte und Armee, gäbe es ohne sie keinen Genuß und wäre das Produkt keines Landes verwerthbar. Um die Gesellschaft (die natürlich aus den Nichtarbeitern besteht) glücklich und das Volk selbst in kümmerlichen Zuständen zufrieden zu machen, ist es nöthig, daß die große Majorität sowohl unwissend als

arm bleibt. Kenntniß erweitert und vervielfacht unsre Wünsche, und je weniger ein Mann wünscht, desto leichter können seine Nothwendigkeiten befriedigt werden."

Es mag nun immerhin einstweilen gelten, daß die Fabrikindustrie sich, wie Marx lehrt, die Massenarmuth, welcher sie zu ihrem Gedeihen bedarf, selbst hervorbringt, theils durch ihre Handelskrisen, theils dadurch, daß das Kapital in ungleich stärkerem Maße anwächst als der Bedarf an menschlichen Arbeitskräften; dann bleibt doch so viel bestehen, daß sie diese Massenarmuth gar nicht hervorbringen kann, ohne schon Armuth zur Basis ihrer Operationen zu haben. Es ist dabei völlig gleichgültig, ob wir auf die kulturhistorischen Anfänge der kapitalistischen Produktionsweise zurückgehen, oder ob wir nur, wie in den obigen Ausführungen, die Ausbreitung der Fabrikindustrie über ein Agrikulturland, wie sie noch alle Tage vor sich geht, ins Auge fassen. In beiden Fällen würde sich dem ersten Anfang dieser Produktionsweise ein unübersteigliches Hinderniß in der Abneigung der Arbeiter gegen das Fabrikleben entgegensetzen, wenn nicht die Noth dem Fabrikanten zu Hülfe käme. Aber auch mit diesem mächtigen Helfer gelingt es dem ersten Unternehmer nur selten, eine erhebliche Anzahl von Arbeitskräften einfach zum Uebertritt in die neue Thätigkeitsweise zu verlocken. Der Vorgang ist vielmehr in der Regel der, daß ein Stamm von Arbeitern aus einer Gegend, wo die Fabrikindustrie schon eingebürgert ist, mitgebracht wird, daß man einige momentan arbeitslose Personen diesem Stamme hinzufügt, im Uebrigen aber einfach auf die nachwachsende Jugend angewiesen ist. —

Die Versorgung der heranwachsenden Jugend ist stets ein kritischer Moment im Kampf um das Dasein. Die meisten

Eltern, welche es irgend vermögen, streben darnach, ihren Kindern eine bessere Zukunft zu sichern, als sie ihnen im väterlichen Gewerbe in Aussicht steht, und doch wird es in unzähligen Fällen äußerst schwierig, ihnen auch nur das gleiche Loos zu sichern. Der Vater hat etwa ein kleines Bauerngut und zwei bis drei Söhne, von denen doch nur einer erben kann, ein kleines Geschäft, in welches vernünftiger Weise nur einer, höchstens zwei eintreten können. Ist er Taglöhner, so wächst ihm im eigenen Sohne schon ein Konkurrent heran um das spärliche Brod, der bald mit rüstigeren Kräften als der Vater in die Schranken treten und dann wieder seinen eigenen Herd begründen wird. Daher ist das so oft getadelte Bestreben über den ursprünglichen Stand hinauszugehen keineswegs nur, wie eitle Moralprediger so oft glauben bemerken zu müssen, ein Zug der Eitelkeit. Es steckt ein gutes Stück Noth und Sorge mit darin, denn wenn einmal auf dem Platz des Vaters der Tisch für den Sohn nicht mitgedeckt ist, so muß für diesen nach irgend einer Seite der Platz gesucht werden, und warum dann nicht lieber nach oben als nach unten, da zum Herabstimmen der Ansprüche im ungünstigen Fall immer noch Zeit ist?

Diesem sehr natürlichen Streben steht nun aber ein nicht minder natürliches entgegen: die Kinder möglichst früh zum eigenen Erwerb zu bringen, um dadurch die auf der Familie ruhende Last zu vermindern. Der Uebergang aus einem Extrem in's andere liegt daher sehr nahe, sobald die Noth etwas drückend und die Gelegenheit verlockend wird. Im Ackerbauland, wo der ganze Boden von kleineren und größern Eigenthümern besetzt ist, entsteht nothwendig, sobald nicht die freiwillige Beschränkung der Kinderzahl zur Volkssitte wird, ein beständiger Ueberschuß an Arbeitskräften und an

Konsumenten, die vom Ertrag der gegebenen Bodenfläche leben wollen. Wir lassen nun hier die Beschränkung dieser Ueberzahl durch Elend und vermehrte Sterblichkeit außer Acht und fragen uns, was wird aus den heranwachsenden überzähligen Arbeitern? Die Antwort ist: sie werden zur Arbeit verwendet, und zwar in erster Linie zu der natürlich sich darbietenden Feldarbeit, jedoch da diese nur zu bestimmten Jahreszeiten so beschaffen ist, daß nicht leicht eine Hand zu viel sein kann, unter beständigem Ausblick nach andern Hülfsquellen des Erwerbs. Die Eltern halten ihre Kinder, die sie doch ohnehin ernähren müssen, so früh als möglich zu Dienstleistungen im Hause und auf dem Felde an. Sie schaffen sich dadurch theils selbst eine Erleichterung, theils sorgen sie für die Erziehung der Kinder zu Fleiß und Arbeitsamkeit und endlich mag es auch immerhin möglich sein, daß die Ertragsfähigkeit des Ackers, den der Vater zur Noth allein bestellen kann, durch die Hülfeleistung der heranwachsenden Kinder einigermaßen gesteigert wird. Immerhin wird der Zustand eines solchen Landes in der Regel, wenn auch die Bevölkerung absolut genommen sehr dünn ist, dennoch den Charakter der relativen Uebervölkerung an sich tragen. Ein Theil der nicht vollauf beschäftigten Arbeitskräfte strömt beständig nach den Städten über und hilft dort dafür sorgen, daß der Lohn sich nicht heben kann; ein anderer Theil bleibt im Lande und sucht neben der Feldarbeit nach allerlei oft unglaublich wenig rentabeln Nebenbeschäftigungen. Es herrscht, mit einem Wort, eine beständige Expansivkraft des Angebotes auf dem mit sehr wenig Nachfrage gesegneten Arbeitsmarkt.

Diese Expansivkraft liegt vor allen Dingen in der heranwachsenden, sich zum Mitbewerb um die Existenzmittel drängenden Jugend und auf diese begründet der Fabrikant, der

in einer solchen Gegend sich niederläßt, auch hauptsächlich seine Rechnung. Man kann ernsthaft in Zweifel ziehen, ob es ohne diese Expansivkraft, die in der nachwachsenden Jugend wurzelt, jemals möglich wäre, ein solches Land mit den Segnungen der Fabrikindustrie zu beglücken. — Neben der Jugend ist es besonders das weibliche Geschlecht, auf dessen Eintritt der beginnende Fabrikbetrieb seine Rechnung begründet. Man kennt die Theorie, welche fabrizirende Armenpfleger einer durch Krankheit oder anderes Mißgeschick zurückgekommenen Arbeiterfamilie immer und immer wieder predigen: Die Frau müsse mitverdienen, sonst sei die Armuth der Familie eine selbstverschuldete. In Wahrheit ist natürlich das „Mitverdienen" der Frau, worunter man den Gelderwerb außer dem Hause, unter Vernachlässigung der Familie und des Hauswesens versteht, der sicherste Weg, um die Arbeiterfamilie in jenen Zustand proletarischer Verwilderung zu führen, aus welchem das Kapital seinen Vortheil zieht.

Wo man irgend findet, daß heutzutage ein ganz neuer Fabrikationszweig entsteht oder ein bisher in vereinzelten Werkstätten betriebenes Gewerbe ganz oder theilweise vom Fabrikbetrieb absorbirt wird, darf man nur einmal in die betreffenden Lokale hineinschauen und man findet, in neun Fällen unter zehn, Kinder und junge Mädchen mit der Bedienung der Maschinen beschäftigt. Was wir hier noch täglich beim Eintritt in eine Schuhfabrik, eine Couvertfabrik, eine mit Linirmaschinen arbeitende Fabrik von Geschäftsbüchern u. s. w. vor uns sehen, hat auch in den Anfängen der kapitalistischen Produktionsweise seine Rolle gespielt und selbst vor dem Eintritt des Maschinenwesens, in der ersten Entwicklung der Manufakturen, bei welchen die Handarbeit selbst in eine

mehr maschinenmäßige Form der Thätigkeit gebracht wurde, finden wir dieselbe Erscheinung. Marx, der die entscheidende Bedeutung der Kinder- und Frauenarbeit in der industriellen Revolution, aus welcher die heutige Produktionsweise hervorging, oft und mit unübertrefflicher Sachkenntniß hervorhebt, bemerkt (Kapital, I, Seite 353 u. ff.; 2. Auflage, Seite 382) mit Beziehung auf die der Maschinenindustrie vorausgehende eigentliche Manufakturperiode: „Obgleich sie die Sonderoperationen dem verschiedenen Grad von Reife, Kraft und Entwicklung ihrer lebendigen Arbeitsorgane anpaßt und daher zur produktiven Ausbeutung von Weibern und Kindern drängt, scheitert diese Tendenz im Großen und Ganzen an den Gewohnheiten und dem Widerstand der männlichen Arbeiter.“ Deßhalb sei z. B. in England das Lehrlingsgesetz mit seiner siebenjährigen Lehrzeit noch bis zum Ende der Manufakturperiode in Vollkraft geblieben und erst von der großen Industrie über den Haufen geworden worden. So richtig dies im Allgemeinen auch ist, so zog sich doch, wie Brentano gezeigt hat[2], der Kampf um das Lehrlingsgesetz durch ein volles Jahrhundert hin, und dem definitiven Siege der Arbeitgeber gingen zahllose Versuche zum Umsturz des Gesetzes voran. Wir sehen denselben Kampf noch heute vor uns, wenn wir Gewerbe betrachten, die, wie z. B. die Buchdruckerei, auf der Grenze zwischen einer freien Kunstübung des einzelnen Arbeiters und einem mechanischen, fabrikmäßigen Betriebe stehen. Hier kämpfen die Arbeiter mit seltenem Einverständniß und in vollkommen richtiger Würdigung ihrer Lage gegen nichts so sehr, als gegen das „Lehrlingsunwesen“, d. h. gegen die Annahme einer unverhältnißmäßig großen Zahl von Lehrlingen. Des Pudels Kern ist dabei der, daß eine Ueberzahl von Lehrlingen keineswegs etwa nur dazu dient,

das Fach zu überfüllen und so den Lohn herabzudrücken, sondern daß diese sogen. Lehrlinge in der Regel ihren Namen haben wie lucus a non lucendo, weil man sie die Kunst nicht lehrt, sondern sie nur benutzt, um mit einseitiger Ausbildung im Schnellsatz einfacher Arbeit gewissermaßen lebendige Arbeitsmaschinen für einen bestimmten Zweig des Geschäftes herzustellen, die dann diese betreffende Leistung bedeutend billiger herzustellen, als der erwachsene, in allen Zweigen seines Faches ausgebildete und dem entsprechend bezahlte Setzer. Hier würde uns jedenfalls die Auffassung von Marx, der dies lediglich mit dem Streben des Manufakturisten nach Theilung der Arbeit in Zusammenhang bringt, nur einen Theil der Wahrheit enthüllen. Indem nämlich aus diesen Lehrlingen auch erwachsene Arbeiter von einseitiger Ausbildung und daher mit vermindertem Lohnanspruch hervorgehen, gelangt der Kapitalist allmälig zu einem System fabrikmäßiger Herstellung bestimmter Konsumgegenstände, wie z. B. Verlagswerke mit einfachem Satz, Schulbücher u. dgl., welches sich ganz abgelöst von denjenigen Stellen, wo sonst Buchdruckereien bestehen können, auf's Land hinaus verlegen und dort mit Benutzung von Maschinen aller Art in's Große treiben läßt, aus dem einfachen Grunde, weil dort Kinderarbeit für alle beliebigen Verrichtungen, vermöge der oben erwähnten Expansivkraft der Bevölkerung, in beliebigem Maße zu haben ist. Aus dieser Kinderarbeit aber bilden sich solche Bücherfabriken, wie deren schon hie und da bestehen, einen Stamm ihnen zusagender Arbeiter. Ohne diese Kinderarbeit erhält man weder den betreffenden Arbeiterstamm, noch auch die Möglichkeit die Fabrik an beliebigen Orten zu eröffnen. In dem gleichen Umstande wird man fast immer den wahren Grund finden, warum einzelne Industriezweige

— nämlich diejenigen, welche keine Schwierigkeit finden, Frauen und Kinder heranzubilden und diesen einen Theil der Arbeit zu überlassen — so leicht in jede beliebige Gegend zu verpflanzen sind, während mit andern ein solcher Versuch fast immer mißlingt. Auch sind es solche Fabrikzweige gewesen, wie z. B. namentlich die Baumwollenfabrikation, welche mit Leichtigkeit Frauen und Kinder verwerthen können, in denen sich zuerst die kapitalistische Produktionsweise in kolossalem Maßstabe entwickeln konnte. — Ueber die Rolle, welche die Arbeit von Frauen und Kindern in der Entwicklung des Fabrikwesens gespielt hat, hören wir zunächst wieder Marx (Kapital I., Seite 383 u. ff.; 2. Auflage, Seite 411 u. ff.):

„Sofern die Maschinerie Muskelkraft entbehrlich macht, wird sie zum Mittel, Arbeiter ohne Muskelkraft oder von unreifer Körperentwicklung, aber größerer Geschmeidigkeit der Glieder anzuwenden. Weiber- und Kinderarbeit war daher das erste Wort der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie! Dies gewaltige Ersatzmittel von Arbeit und Arbeitern verwandelte sich damit sofort in ein Mittel, die Zahl der Lohnarbeiter zu vermehren durch Einrollirung aller Mitglieder der Arbeiterfamilie, ohne Unterschied von Geschlecht und Alter, unter die unmittelbare Botmäßigkeit des Kapitals. Die Zwangsarbeit für den Kapitalisten usurpirte nicht nur die Stelle des Kinderspiels, sondern auch der freien Arbeit im häuslichen Kreis, innerhalb sittlicher Schranke, für die Familie selbst."

„Der Werth der Arbeitskraft war bestimmt nicht nur durch die zur Erhaltung des individuellen erwachsenen Arbeiters, sondern durch die zur Erhaltung der Arbeitsfamilie nöthige Arbeitszeit. Indem die Maschinerie alle Glieder der Arbeiterfamilie auf den Arbeitsmarkt wirft, vertheilt sie den

Werth der Arbeitskraft des Mannes über seine ganze Familie. Sie entwerthet daher seine Arbeitskraft. Der Ankauf der in 4 Arbeitskräfte z. B. parzellirten Familie kostet vielleicht mehr als früher der Ankauf der Arbeitskraft des Familienhauptes, aber dafür treten 4 Arbeitstage an die Stelle von Einem, und ihr Preis fällt im Verhältniß zum Ueberschuß der Mehrarbeit der Vier über die Mehrheit des Einen. Vier müssen nun nicht nur Arbeit, sondern Mehrarbeit für das Kapital liefern, damit eine Familie lebe. So erweitert die Maschinerie von vorn herein mit dem menschlichen Exploitationsmaterial, dem eigensten Ausbeutungsfeld des Kapitals, zugleich den Exploitationsgrad."

„Sie revolutionirt eben so von Grund aus die formelle Vermittlung des Kapitalverhältnisses, den Kontrakt zwischen Arbeiter und Kapitalist. Auf Grundlage des Waarenaustausches war es erste Voraussetzung, daß sich Kapitalist und Arbeiter als freie Personen, als unabhängige Waarenbesitzer, der eine Besitzer von Geld und Produktionsmitteln, der andre Besitzer von Arbeitskraft, gegenübertraten. Aber jetzt kauft das Kapital Unmündige oder Halbmündige. Der Arbeiter verkaufte früher seine eigene Arbeitskraft, worüber er als formell freie Person verfügte. Er verkauft jetzt Weib und Kind. Er wird Sklavenhändler."

Hier haben wir die Sache! Glaubt man wohl, daß der Arbeiter, der durch die Noth gedrängt, seine eigne Arbeitskraft dem Kapitalisten verkauft hat, so leicht dazu übergehen würde, nun auch noch an Frau und Kindern zum Sklavenhändler zu werden, wenn er nicht auch zu diesem Schritt durch die Noth auf der einen Seite, wie durch die Verlockung auf der andern getrieben würde? Und was ist jene immer weiter

treibende Noth im letzten Grunde Andres, als eine Metamorphose des Kampfes um's Dasein?

Gehen wir aber auf die ersten Anfänge der kapitalistischen Produktionsweise zurück, so ist die leichte Möglichkeit an den Maschinen Kinder zu verwenden zugleich das Hauptmittel jene Ueberschuß-Bevölkerung zu erzeugen, welche die Großindustrie bedarf, und deren Entstehungsweise durch die Großindustrie selbst wir eben beleuchtet haben. Das mittelalterliche Handwerk leistete dem Uebergang zur Fabrikindustrie den hartnäckigsten Widerstand durch das Festhalten an seiner alten Organisation, die durch und durch auf Fernhaltung der Ueberfüllung des Handwerks berechnet war. Wer in diesem Stande für seine Kinder kein Unterkommen fand, und zumal der ärmere Bauer, der ohnehin daran gewöhnt war, seine Kinder zum Theil in die manigfachsten, niedrigsten Dienstleistungen übergehen zu sehen, mußte verhältnißmäßig leicht dazu kommen, zumal zu einer Zeit, wo die raffinirte Habsucht der Unternehmer noch nicht gelernt hatte, den letzten Tropfen von Lebenskraft und Lebensfrische aus den unglücklichen Opfern der Industrie herauszupressen, den Handel abzuschließen, die Kinder in die Fabrik zu liefern und damit dem Kapitalisten die Mittel an die Hand zu geben, auch den Widerstand der Erwachsenen zu brechen. Nun läßt sich aber ferner doch nicht läugnen, daß für den ersten Anfang, so lange die Kinderarbeit nicht allgemein geworden und dadurch der Lohn entsprechend herabgedrückt ist, im Haushalt der bedrückten Eltern durch den Uebergang der heranwachsenden Kinder in die Fabrik eine fühlbare Erleichterung herbeigeführt wird. Würde diese Erleichterung vom Vater kapitalisirt und als Reservefonds für die Wechselfälle der Industrie, sowie als Mittel zur Befreiung und zum späteren Loskauf der

Kinder von der Fabrik angelegt, so könnte sich trotz aller oben geschilderten Vorgänge die Ueberschuß-Bevölkerung nicht so schnell entwickeln; ja vielleicht würde sie, wenn eine solche Voraussicht in den arbeitenden Klassen bestände, überhaupt niemals entstehen können, trotz Handelskrisen und Maschinenarbeit. Woher soll aber eine solche Voraussicht kommen, wenn nicht durch Belehrung, die erst aus einer langen Kette von Erfahrungen hervorgehen kann und die vielleicht, wenn sie endlich eintritt, schon zu spät kommt?

So wird also der junge Arbeiter für die Sklaverei seines Standes förmlich herangezogen und vom väterlichen Boden der früheren, immerhin auch kärglichen aber vergleichsweise sichern Existenz losgerissen und dem Kapital in die Arme geworfen, um diesem seine Reichthümer zu erarbeiten und das vielgerühmte Risiko des Unternehmers[3] an seinem eigenen Leibe während der Hungerleiderei der Handelskrisen kennen zu lernen.

Sein Platz aber wird im väterlichen Hause nur zu leicht wieder ausgefüllt. Jede momentane Erleichterung führt eine Vermehrung der Geburten, der Trauungen, eine Verminderung des Abflusses der Bevölkerung nach den großen Städten, verminderte Sterblichkeit unter den kleinen Kindern (so lange nicht auch die Mütter in die Fabrik gezogen werden!) u. s. w. mit sich und so kann schon allein die Absorbirung eines Theiles der heranwachsenden Jugend durch die Fabriken, längst bevor diese jungen Leute selbst zur Ehe schreiten, eine Vermehrung der Bevölkerung mit sich bringen. In diese steigende Bewegung bringt die erste industrielle Krisis einen Rückschlag, allein mit der Wiedereinberufung der „industriellen Reservearmee" geht auch die Bewegung wieder vorwärts. Mag auch die Bevölkerung inzwischen von Noth und Elend

dezimirt worden sein, so ist der Gesammtstand derselben doch, was quantitative und qualitative Verhältnisse anlangt, für die Zwecke des Kapitalisten jedenfalls weit günstiger als beim ersten Anfang. Es wiederholt sich nun dieselbe Erscheinung in verstärktem Maße und wir begreifen nun die Wirkungen jenes Kreislaufes der Industrie durch Zeiten des Aufschwungs und der Krisen weit besser, nachdem wir uns überzeugt haben, daß die treibende Kraft in diesem Mechanismus dieselbe ist, welche sämmtliche Wandlungen der Organismen im Wechsel von Erzeugung und Vernichtung hervorbringt.

Aber haben wir nicht bei Marx statt bloßer Ignorirung dieser verborgenen Triebfeder einen positiven Gegenbeweis gegen ihre Existenz und Wirksamkeit, mit allen nur möglichen Zahlen und Daten ausgestattet, in der Betrachtung über die bekannte Entvölkerung Irlands seit der Hungersnoth und dem Beginn der Massenauswanderung von 1846? Wir müssen diese Frage entschieden mit Nein beantworten, so stark auch Marx seine an sich ebenso interessanten als beweiskräftigen Untersuchungen über die ökonomische Geschichte Irlands seit jenem Wendepunkt zu Ausfällen gegen die Malthus'sche Bevölkerungstheorie benutzt.

Sagen wir gleich, was Marx wirklich bewiesen hat: Es ist dies, daß die irische Auswanderung thatsächlich nicht diejenigen Folgen gehabt hat, welche man aus einer einseitigen Berücksichtigung der Malthus'schen Theorie unter Vernachlässigung andrer gleichzeitig wirkender Faktoren ableiten müßte.

Wir können Marx aus dem Zusammenwerfen der reinen und der angewandten Volkswirthschaft, der deduktiven und der empirischen Methode keinen sonderlichen Vorwurf machen, weil er bei seinem Kampf gegen den Mal-

thusiasmus stets Gegner vor Augen hat, die es (selbst Mill können wir hier nicht unbedingt ausnehmen) ebenso machen, und die daher bereit sind, unmittelbar aus der an sich richtigen Bevölkerungstheorie unrichtige und verwerfliche praktische Folgerungen zu ziehen, von denen die wichtigste die ist, daß man die ganze soziale Frage mit dem einfachen Rezept der Verdünnung der Bevölkerung durch Auswanderung, Erschwerung der Ehen u. s. w. ohne irgend welche sonstige Mittel lösen könne. Wir brauchen kaum noch daran zu erinnern, daß wir diese voreiligen Folgerungen, die von Malthus selbst vorab, sammt und sonders verwerfen, wiewohl wir auch dieser Seite der Bevölkerungstheorie ihren Antheil an der endlichen definitiven Lösung dieser Frage — einen Antheil, der in einer fernen Zukunft vielleicht einmal der wichtigste Faktor werden mag, nicht versagen können.

Wir sehen uns hier genöthigt, eine methodologische Bemerkung einzuflechten, die dem Eingeweihten trivial erscheinen wird, die man aber dennoch gar nicht oft genug wiederholen kann, weil sie eine Quelle ewig wiederkehrender Verstöße und Mißverständnisse bezeichnet.

Was würde man wohl heutzutage einem Physiker antworten, der mit dem Bischof Berkeley, der doch auch ein scharfsichtiger Mann war, die Theorie der allgemeinen Attraktion mit der Thatsache bekämpfen wollte, daß es Fälle gibt, in welchen die Körper sich nicht anziehen, sondern abstoßen? Man würde ihm begreiflich machen, daß diese Thatsache der Natur der Sache nach gegenüber jener Theorie keine negative Beweisinstanz sein, daß sie höchstens ein zur Zeit ungelöstes Problem in sich schließen kann. Wenn zwei gleichnamige Pole zweier Stücke magnetischen Eisens sich mit einer Kraft P abstoßen, während sie sich nach der Theorie der allgemeinen

Attraktion aller Körper mit einer Kraft Q anziehen sollten, so hindert uns, nähere Untersuchung vorbehalten, nichts, eine abstoßende Kraft von der Größe P + Q anzunehmen, so daß die empirisch erscheinende Abstoßung mit der Kraft P nur das Resultat des Zusammenwirkens (in diesem Falle die Differenz) der beiden ursprünglichen Kräfte P + Q und Q ist.

Es ist rein unmöglich, daß Jemand auch mit den einfachsten Problemen der Volkswirthschaft je völlig in's Reine komme, ohne beständig gleichsam das Parallelogramm der Kräfte vor Augen zu haben und dadurch befähigt zu sein, die Wirkungen einfacher Grundgesetze auch noch in den scheinbar abweichendsten Thatsachen zu erkennen. Statistische Thatsachen geben uns die Wirklichkeit stets, wie sie sich unter dem Zusammenwirken unendlich vieler Einflüsse gestaltet und wenn wir aus der Statistik auf einen derselben Rückschlüsse machen wollen, so fragt es sich stets vorher, ob die Umstände uns ein solches Vorwalten desselben annehmen lassen, daß wir alles Andere daneben vernachlässigen dürfen, oder ob wir die andern, auf das statistische Resultat ebenfalls wirkenden Einflüsse durch die vergleichende Methode eliminiren können.

Die Volkswissenschaft bedarf so gut wie die Naturwissenschaften sowohl der ableitenden Schlüsse aus gegebenen oder versuchsweise angenommenen Gesetzen, als auch der Schlüsse aus empirisch feststehenden Thatsachen, und nur durch eine beständige Verbindung beider Wege kann sie ihr Ziel erreichen; aber die Verbindung in der Anwendung beider Wege darf uns nicht zur Vermengung oder Verwechslung leiten.

Eine solche Verwechslung liegt aber allemal vor, wenn ich aus der Richtigkeit eines Ursache und Wirkung verbindenden Gesetzes schließe, daß die Wirkung sich direkt und ohne

weitere Analyse in den Thatsachen aussprechen müsse, sobald die Ursache konstatirt ist; während die Wirkung doch nur als Faktor im Gang der Thatsachen enthalten sein kann. Es ist z. B. eine der sichersten Regeln der Statistik, durch die vergleichende Methode aus zahllosen Thatsachen abgeleitet, daß die Sterblichkeit mit sinkenden Lebensmittelpreisen abnimmt. Diese Regel ist durch die empirische Methode gewonnen und einmal als gültig anerkannt, erlaubt sie in jedem einzelnen Falle den Schluß, daß nun auch wieder dem Sinken der Preise ein Sinken der Sterblichkeitsziffer entspricht. Ob aber dies letztere statistisch hervortritt oder nicht, ist eine ganz andere Frage. Es kann z. B. gleichzeitig eine Seuche auftreten, welche eine große Menschenzahl dahinrafft, so daß die Sterblichkeitsziffer in Wahrheit nicht sinkt, sondern steigt. Dann ist das Sinken dennoch da; jedoch nur in der Form eines relativen Sinkens, d. h. eines schwächern Steigens als sonst unter dem ausschließlichen Einfluß der Seuche hätte erfolgen müssen.

Was nunmehr die ökonomischen Wirkungen der Entvölkerung Irlands betrifft, so hat Marx gezeigt (Kapital, I, Seite 688—699; 2. Auflage: Seite 730—742), daß mit der Auswanderung der Massen das Verschwinden der kleinen Pachten, die Konzentration des Grundbesitzes, die Umwandlung von Ackerland in Viehweiden und — steigender Gewinn der Grundherren Hand in Hand ging, während die Symptome der relativen Uebervölkerung fortdauerten und der Lohn niedrig blieb.

Wenn Marx behauptet, die relative Uebervölkerung sei heute so groß, wie vor 1846, der Arbeitslohn stehe ebenso niedrig und die Arbeitsplackerei habe zugenommen, so fehlt hiefür der genauere Nachweis, doch wollen wir darauf

kein Gewicht legen. An sich ist es eine unendlich einfache Sache, daß die relative Uebervölkerung eines Landes wächst mit Beschränkung des Areals, von welchem sich Menschen nähren können. Wenn jede frei werdende Pachtung von einem reichen Grundbesitzer sofort für andere Zwecke in Beschlag genommen wird als für eine Menschen ernährende Arbeit, so ist unabänderlich die Wirkung dieselbe, als wenn das Land um diese Bodenfläche kleiner würde. Es versteht sich also auch ganz von selbst, daß durch eine derartige Veränderung der Verhältnisse an der relativen Uebervölkerung so wenig etwas geändert werden kann, als am Werth eines Bruches, wenn Zähler und Nenner im gleichen Verhältnisse verkleinert werden.

Im nächstfolgenden Abschnitt seines Werkes hat Marx geschildert, wie die Vertreibung des Arbeiters vom Grund und Boden, auf dem er seßhaft war, der Raub des Gemeindelandes durch die großen Grundbesitzer und ebenfalls, gleich dem neueren Vorgang in Irland, die Umwandlung von Ackerland in Viehweide (die einen geringeren Rohertrag, aber größern Reinertrag gibt) in England jene Ueberfülle disponibler, zur Arbeit um jeden Preis gezwungener Hände geschaffen hat, durch welche die Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise möglich wurde. Es ist nunmehr leicht einzusehen, daß ein Verfahren, welches in dem damals *nicht* an Uebervölkerung leidenden England diese im kolossalsten Maßstabe hervorrufen konnte, ganz in gleicher Weise dazu dienen kann, eine Uebervölkerung auf gleicher Höhe des Uebels zu erhalten, während gleichzeitig ein anderer Umstand — die Auswanderung von Millionen — dahin wirkte, dieselbe zu reduziren.

Daß aber die Auswanderung die *Ursache* der Konzentration des Grundbesitzes in Irland geworden sei, finden

wir nirgends nachgewiesen. Als Anlaß dazu wollen wir sie gelten lassen, zumal in Irland, wo das Bewußtsein eines durch Jahrhunderte fortgepflanzten Unrechts im Volke so lebendig geblieben ist, daß es gegen Grundbesitzer und Pächter, welche die gegenwärtigen Insaßen vom Boden vertreiben, auf dem nicht ungewöhnlichen Wege des „agrarischen Verbrechens" zur Privatjustiz schreitet. Solche Akte der Volksrache waren natürlich weniger zu fürchten, wenn ein durch Auswanderung pachtfrei gewordenes Stück Land in Weide verwandelt wurde, als wenn zu diesem Zwecke erst der Pächter vertrieben werden mußte. An und für sich aber ist klar, daß eine solche Austreibung, wenn einmal die größere Rentabilität für den Grundbesitzer feststand, ganz ebenso wohl im heutigen Irland, auch vor Beginn der großen Auswanderung durchgeführt werden konnte, wie einst in England. Statt einer Million Irländer wären dann 1846 vielleicht zwei Millionen verhungert und hätten so viele weniger auswandern müssen, um den heutigen Zustand der Dinge herzustellen. Das Resultat wäre schließlich für Irland dasselbe geblieben.

Man sieht hier übrigens auch klar, welch' kolossalen Einfluß das Eigenthum und besonders das Recht an Grund und Boden auf den gesammten Stand des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit ausübt: ein Einfluß aus welchem sich zum großen Theil auch die bekannte Erscheinung erklärt, daß in verhältnißmäßig dünn bevölkerten Gegenden der Kampf um das Dasein unter der ärmeren Bevölkerung oft viel verwüstender auftritt, als in dicht bevölkerten Ländern. Wir werden im folgenden Kapitel die Frage des Eigenthums noch allgemeiner zu prüfen haben; das gegenwärtige Kapitel jedoch, in welchem wir es wesentlich mit den Ansichten von Marx über das Verhältniß von Kapital und Arbeit zu thun hatten,

wollen wir nicht beschließen, ohne auch noch auf die Art und Weise einzugehen, in welcher dieser die Frage des Eigenthums zu seiner Theorie des Kapitals in Beziehung setzt. Wir theilen zu diesem Zweck eine diesen Punkt betreffende Aeußerung des genannten Schriftstellers mit, an welche wir dann die erforderlichen Bemerkungen anknüpfen werden, um unsere eigene Ansicht und das Verhältniß des in Rede stehenden Punktes zu der in diesem Schriftchen entwickelten Grundanschauung klar hervortreten zu lassen. Die nachfolgende Stelle ist dem Abschnitt über die „ursprüngliche Accumulation" entnommen, d. h. über die Frage, wie jener erste Kapitalstock entstanden sei, welcher zur ursprünglichen Begründung jenes Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit dienen mußte, dessen Entwicklungsgesetze bis dahin untersucht wurden. Nachdem Marx gegenüber der idyllischen Phantasie von einer fleißigen Elite (den späteren Kapitalisten) und faullenzenden Lumpen (den Arbeitern) ausführlich und mit einer Fülle erschreckender Thatsachen nachgewiesen hat, daß vielmehr theils die unmittelbare Umwandlung der Leibeigenschaft in das moderne Arbeitsverhältniß, theils aber die gewaltsame und räuberische Expropriation und grausame Vertreibung der kleinen Grundbesitzer jenen ersten Anstoß zur Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise gegeben habe, fährt er, das bisher Entwickelte resumirend, fort (Kapital, I, Seite 742 u. ff.; 2. Auflage Seite 791 u. ff.):

„Worauf kömmt die ursprüngliche Accumulation des Kapitals, d. h. seine historische Genesis, hinaus? Soweit sie nicht unmittelbare Verwandlung von Sklaven und Leibeigenen in Lohnarbeiter, also bloßer Formenwechsel ist, bedeutet sie nur die Expropriation der unmittelbaren Produzenten, d. h. die Auflösung des auf eigener Arbeit beruhenden Privateigenthums.

Das Privateigenthum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln ist die Grundlage des Kleinbetriebes, der Kleinbetrieb eine nothwendige Bedingung für die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktion und der freien Individualität des Arbeiters selbst. Allerdings existirt diese Produktionsweise auch innerhalb der Sklaverei, Leibeigenschaft und anderer Abhängigkeitsverhältnisse. Aber sie blüht nur, schnellt nur ihre ganze Energie, erobert nur die adäquate klassische Form, wo der Arbeiter freier Privateigenthümer seiner von ihm selbst gehandhabten Arbeitsbedingungen ist, der Bauer des Ackers, den er bestellt, der Handwerker des Instrumentes, womit er als Virtuose spielt. Diese Produktionsweise unterstellt Zersplitterung des Bodens und der übrigen Produktionsmittel. Mit der Konzentration der letztern schließt sie die Kooperation, Theilung der Arbeit innerhalb derselben Produktionsprozesse, gesellschaftliche Beherrschung und Reglung der Natur, Entwicklung gesellschaftlicher Produktivkraft aus. Sie ist nur verträglich mit engen, naturwüchsigen Schranken der Produktion und der Gesellschaft. Auf einem gewissen Höhegrad bringt sie die materiellen Mittel ihrer eignen Vernichtung zur Welt. Von diesem Augenblick an regen sich Kräfte und Leidenschaften im Gesellschaftsschooße, welche sich von ihr gefesselt fühlen. Sie muß vernichtet werden, sie wird vernichtet. Ihre Vernichtung, die Verwandlung der individuellen und zersplitterten Produktionsmittel in gesellschaftlich konzentrirte, daher des zwerghaften Eigenthums Vieler in das massenhafte Eigenthum Weniger, daher die Expropriation der großen Volksmasse von Grund und Boden und Lebensmitteln und Arbeitsinstrumenten, diese furchtbare und schwierige Expropriation der Volksmasse bildet die Vorgeschichte des Kapitals. Sie umfaßt eine Reihe gewaltsamer Methoden, wovon wir nur die epochemachenden

als Methoden der ursprünglichen Accumulation des Kapitals Revue passiren ließen. Die Expropriation der unmittelbaren Produzenten wird mit schonungslosestem Vandalismus und unter dem Trieb der infamsten, schmutzigsten, kleinlichst gehässigsten Leidenschaften vollbracht. Das selbst erarbeitete, sozusagen auf Verwachsung des isolirten, unabhängigen Arbeitsindividuums mit seinen Arbeitsbedingungen beruhende Privateigenthum wird verdrängt durch das kapitalistische Privateigenthum, welches auf Exploitation fremder, aber formell freier Arbeit beruht. Sobald dieser Umwandlungsprozeß nach Tiefe und Umfang die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt hat, sobald die Arbeiter in Proletarier, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital verwandelt sind, sobald die kapitalistische Produktionsweise auf eigenen Füßen steht, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und weitere Verwandlung der Erde und anderer Produktionsmittel in gesellschaftlich ausgebeutete, also gemeinschaftliche Produktionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigenthümer, eine neue Form. Was jetzt zu expropriiren ist, ist nicht länger der selbstwirthschaftliche Arbeiter, sondern der viele Arbeiter exploitirende Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt viele todt. Hand in Hand mit dieser Konzentration oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch Wenige entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitsprozesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßig gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel und die Oekonomisirung aller Produktionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Produktionsmittel

kombinirter, gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprozesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Konzentration der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unerträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt."

„Die kapitalistische Produktions- und Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigenthum, ist die erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthums. Die Negation der kapitalistischen Produktion wird durch sie selbst, mit der Nothwendigkeit eines Naturprozesses, produzirt. Es ist Negation der Negation. Diese stellt das individuelle Eigenthum wieder her, aber auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera, der Kooperation freier Arbeiter und ihrem Gemeineigenthum an der Erde und den durch die Arbeit selbst produzirten Produktionsmitteln."

„Die Verwandlung des zersplitterten, auf eigner Arbeit der Individuen beruhenden Privateigenthums in kapitalistisches ist natürlich ein ungleich mehr langwieriger, harter und schwieriger Prozeß als die Verwandlung des faktisch bereits auf gesellschaftlicher Exploitation der Produktionsmittel beruhenden kapitalistischen Privateigenthums in gesellschaftliches Eigenthum. Dort handelte es sich um die Expropriation der Volksmasse

durch wenige Usurpatoren, hier handelt es sich um die Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse."

Man wird in dieser Stelle, welche mehr als irgend eine andere des bedeutenden Werkes uns einen Blick über die Gesammtheit des Marx'schen Systems gewinnen läßt, den Einfluß der Hegel'schen Philosophie mit ihrer Neigung die Weltgeschichte in fortschreitenden, stets auf einem höheren Boden sich lösenden Gegensätzen zu entwickeln, nicht verkennen. Das ursprünglich Gegebene, welches in sein eigenes Gegentheil umschlägt und dann wieder in einheitlicher Durchdringung der vorausgehenden Stufen zur Bejahung zurückkehrt, ist hier die Vereinigung von Arbeitskraft und Produktionsmitteln (Antheil am Grund und Boden), das zersplitterte Privateigenthum mit seiner Summe von kleinen Sonderwirthschaften, wie es vor Beginn der kapitalistischen Produktionsweise herrschend war. Es folgt darauf die Periode der Trennung von Arbeitskraft und Produktionsmitteln, der Expropriation des kleinen Besitzers und der Schöpfung der gesellschaftlichen Arbeit mit Vereinigung der besitzlosen Arbeiter in großen Fabriken, Theilung der Arbeit u. s. w. Auf diese Stufe wird mit Nothwendigkeit die dritte folgen, in welcher Arbeitskraft und Produktionsmittel wieder vereinigt sind, in welcher also auch die gesellschaftliche Arbeit auf der Basis eines gesellschaftlichen Eigenthums ruht.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß zu einer Zeit, in welcher das System des Philosophen Hegel,[4] welches einst im Geistesleben der deutschen Nation eine so dominirende Rolle spielte, im allgemeinen Bewußtsein schon völlig als überwundener Standpunkt gilt, ja, von den Werken über Geschichte der Philosophie abgesehen, schon fast in Vergessenheit gerathen

ist, noch die beiden bedeutendsten und gereiftesten Früchte dieses Systems (wir möchten fast sagen, neben Vischer's Aesthetik die einzig bedeutenden) an's Licht getreten sind: Lassalle's Theorie der erworbenen Rechte und Marx' Kritik der politischen Oekonomie. Beide Werke haben das Gemeinsame, daß in ihnen eine sonst nirgends wieder erreichte Durchdringung des spekulativen Elementes und des positiven Stoffes zu Tage tritt, aber sie unterscheiden sich dadurch, daß Lassale seinem Meister in Beziehung auf die spekulative Grundlage freier und — als wesentlich philosophische Natur — unabhängiger gegenübersteht, während der juristische Stoff seines Werkes zwar mit ungemeiner Geisteskraft erarbeitet, aber doch immerhin eben zum Zweck dieser Leistung erarbeitet dasteht, daß dagegen bei Marx der volkswirthschaftliche Stoff aus einem staunenswerthen und mit seltenster Freiheit beherrschten Material empirischer Fachkenntnisse gleichsam von selbst hervorfließt, während die spekulative Form sich eng an die Manier des philosophischen Vorbildes anschließt und sich in manchen Theilen des Werkes zum Nachtheil seiner Wirksamkeit mühsam in den Stoff eindrängt. Marx darf, auch abgesehen vom Gefüge seines Systems, wohl unbedenklich als der gelehrteste und scharfsinnigste Nationalökonom der Gegenwart bezeichnet werden, während wir dagegen manchem spekulativen Element seines Systems, auf das er vielleicht selbst — wie es mit Schmerzenskindern zu gehen pflegt — gerade den größten Werth legt (so namentlich seiner Werth-Theorie) keine bleibende Bedeutung beilegen können. Es bewährt sich aber an seinem Werk auf jeden Fall auf's Neue, wie sehr die starke Seite der Hegel'schen Spekulation in seiner Geschichtsphilosophie liegt, deren Grundgedanken — die Entwicklung in Gegensätzen und deren Ausgleichung — man fast eine anthropolo-

gische Entdeckung nennen könnte. Nur freilich macht sich in der Geschichte wie im Leben des Einzelnen die Entwicklung durch den Gegensatz weder so leicht und radikal, noch so präzis und symmetrisch, wie in der spekulativen Konstruktion. Dies anerkennt Marx auch angesichts der Vergangenheit, indem er uns den Uebergang von der Periode des zersplitterten, aber mit der Arbeit vereinigten Privateigenthums in die Periode der kapitalistischen Produktionsweise an der Hand der Geschichte als einen Kampf schildert, der sich durch Jahrhunderte hinzieht, und in welchem unter zahlreichen Wechselfällen, Reaktionen und Variationen aller Art das neue Prinzip mit den gegebenen Verhältnissen der früheren Periode ringt, während die frühere Besitz- und Produktionsweise noch heutigen Tages, wo die zweite Periode ihren Höhepunkt erreicht hat, und also vor dem Umschlag in die dritte steht, keineswegs völlig beseitigt ist. Für die Zukunft aber denkt Marx sich die Sache anders. Hier scheint ihm ein weniger langwieriger Kampf bevorzustehen, weil die „Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse" leichter sei, als die „Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren." Wir gestehen, daß wir uns dieser Ansicht nicht anzuschließen vermögen, denn diese größere Leichtigkeit ist nur eine formelle und äußerliche. In Wahrheit gehört wohl ein nicht minder großer Kampf dazu, um das gesellschaftliche Eigenthum und wie wir uns die Sache vorstellen, die republikanisch organisirte Fabrik zur herrschenden Produktionsweise zu erheben, als es zur Verdrängung der mittelalterlichen Produktion durch die moderne bedurft hat. Der Mensch ist ein viel zu dressurfähiges Wesen und die Gewohnheiten des einseitigen Gehorchens und Befehlens graben sich viel zu tief, und leider bis zu einem gewissen Grade auch erblich, in die

Gemüther ein, als daß der bezeichnete Uebergang so ohne Weiteres durch einen revolutionären Akt könnte vollzogen werden. Rückfälle und Abwege aller Art würden unausbleiblich sein; womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß eine in jener Absicht unternommene Revolution nicht schließlich, wenn auch auf mancherlei Umwegen, die Menschheit ihrem Ziele näher brächte. Vielmehr müssen sich die Gemüther im Kampf gegen die Unterdrückung erst stählen und vorbereiten; bevor jene Selbständigkeit, welche zur erfolgreichen Durchführung der freien, gesellschaftsweisen Produktion erforderlich ist, sich in genügendem Maße ausbildet. Nicht minder bedarf es großer Uebung und entweder einer sehr entwickelten Einsicht in die Bedingungen menschlichen Zusammenwirkens oder zweckmäßig sich gestaltender Sitten, um jene Toleranz und gegenseitige Rücksichtnahme zu erzeugen, auf welcher allein alles republikanische Leben beruhen kann. Die Hoffnung, diese Erfordernisse durch irgend welche Staatsform oder Verfassung zu umgehen, wäre fast ebenso thöricht, als die Meinung, daß der Staat überhaupt nichts mit der Sache zu thun habe. Vielmehr ist klar genug, daß es einer gründlichen Aenderung der bestehenden Staats- und Rechtsreformen bedarf, um auch nur die bloße Möglichkeit zu erzielen, daß freie Arbeitergenossenschaften in hinlänglicher Stärke auf den Schauplatz der Produktion treten, um sich mit einigem Erfolg an der Lösung des großen Problems betheiligen zu können. Es ist daher sehr wohl denkbar, daß in ähnlicher Weise, wie die Reformation*) als Sozialrevolution dazu beitrug, die

*) Ueber den Einfluß derselben auf die Zerstörung der mittelalterlichen Eigenthumsverhältnisse vrgl. Marx, Kapital, I, Seite 705 u. ff.; 2. Auflage Seite 750.

alten Formen des Eigenthums und Erwerbs zu zerschlagen und die Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise herbeizuführen, eine neue Sozialrevolution dazu diene, ohne prinzipielle und allgemeine Aufhebung des Privateigenthums, Rechtsgrundsätze und Staatseinrichtungen zu schaffen, bei denen das gesellschaftliche Eigenthum mit dem Privateigenthum in freie Konkurrenz treten und jenen, vermuthlich Jahrhunderte dauernden Kampf beginnen könne, der endlich mit dem Vorwalten des gesellschaftlichen Eigenthums in Verbindung mit der gesellschaftlichen Arbeit endigen würde.

Dabei darf man gewiß auch für diesmal noch nicht hoffen, daß die passende Organisation der Arbeit irgendwie fertig aus dem Haupte irgend eines Erfinders hervorspringen werde. Und sollte auch in irgend einer glücklichen Stunde, sei es bald, sei es nach langen Kämpfen und vergeblichen Versuchen, ein solcher Stein der Weisen gefunden werden, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er auch sofort würde anerkannt und allgemein angewendet werden. Vielmehr liegt die höchste Wahrscheinlichkeit vor, daß oft genug das Bessere ungeduldig verworfen, das Schlechtere versucht und hundertfach umgestaltet werde, bis dann endlich das relativ Beste nach denselben Regeln Dauer, Bestand und Rundung gewinnt, nach welchen die Organismen sich bilden und allmälig die zweckmäßigste Form für die ihr Dasein beherrschenden Lebensbedingungen erlangen.

So sehr es also immer auch das Endziel aller sozialen Bestrebungen sein muß, den Kampf um das Dasein durch die Vernunft, deren Gegensatz er ist (man könnte auch dies nach der Hegel'schen Methode konstruiren!), aufzuheben, beziehungsweise auf sein geringstes Maß zu beschränken; so ist

doch nicht zu hoffen, daß dies ohne Mitwirkung des Kampfes um das Dasein erfolgen werde. Der Kampf um das Dasein gab der kapitalistischen Produktionsweise den Sieg in jahrhundertelangem Ringen über die mittelalterliche Privatwirthschaft; der Kampf um das Dasein wird auch die jetzt bestehenden Formen der Gesellschaft sprengen und allmälig aus dem Grunde umgestalten, und unsere Arbeiterfrage ist nichts als ein Sympton dessen, daß diese Umgestaltung an der Zeit ist und sich in welterschütternden Bewegungen Bahn brechen wird.

Anmerkungen zum fünften Kapitel.

[1] Das Devolutionsgesetz, welches wir hier vorausgesetzt haben, ist in der Nationalökonomie noch keineswegs allgemein anerkannt, wie denn überhaupt die Lehre von der „Abwälzung" der Steuern noch zu den dunkeln Gebieten zu rechnen ist. Jedermann redet bei Gelegenheit bald dieser bald jener Steuer von der Abwälzung derselben (z. B. einer Rohstoffsteuer von Fabrikanten auf den Konsumenten durch Erhöhung der Preise des Fabrikates), aber ungeachtet der fundamentalen Wichtigkeit eines solchen Vorganges fehlt es in den meisten Bearbeitungen der Steuertheorie nicht nur an einer allgemeinen und durchgreifenden Behandlung des Problems der Abwälzung, sondern selbst an den nächstliegenden allgemeinen Gesichtspunkten der Betrachtung. Ein Fortschritt liegt in der Behauptung Stein's, Finanzwissenschaft, Leipzig, 1860, Seite 191 u. ff., daß jede Steuer von Jedem überwälzt wird, d. h. daß der Betrag der Steuer ganz allgemein in den „Produktionskosten" steckt. Der Taglöhner, meint Stein (S. 193), zahlt die Steuer (z. B. in den Preisen der konsumirten Artikel), aber läßt sie sich in seinem Lohn wiedergeben, der Fabrikant schlägt diesen Betrag wieder auf die Waare. Sonderbarer Weise scheint nun aber Stein damit die Sache für abgemacht zu halten, während doch im Gegentheil damit die Frage erst recht anfängt; denn so viel ist ja auf den ersten Blick klar, daß, wenn die Steuern so ohne allen Widerstand in infinitum übertragen werden könnten, gar Niemand den Druck derselben

fühlen würde. Die Last schwebte in der Luft, was für steuerdurstige Staatsmänner eine sehr bequeme Theorie wäre. Vielmehr ist klar, daß *jede Devolution einem Widerstand begegnet* und daß dieser Widerstand, welcher der eigentliche Regulator der wirklichen Steuerlast ist, nach den Umständen sehr verschieden sein muß. Daß z. B. der Arbeiter die indirekten Steuern zum großen Theil wirklich trägt, geht aus der Statistik hervor, welche die Abnahme des Konsums bei jedem vertheuerten Artikel nachweist. Offenbar ist der Widerstand, den der Arbeiter dem Preisaufschlag seiner Lebensbedürfnisse entgegensetzen kann, sehr gering, während derjenige des Arbeitgebers gegen die nöthig werdende Lohnerhöhung sehr groß ist. Die Folge davon ist, daß die Arbeiter zwar nicht die ganze Last, aber einen sehr bedeutenden Theil derselben zu tragen haben. Man sieht hieraus, daß sich im Grunde die ganze Lehre von der nationalökonomischen Wirkung der Steuern in eine Devolutionstheorie aufzulösen hat, aber nicht in eine solche, welche Alles mit einem Machtspruch abthut, sondern in eine genaue Untersuchung der Widerstände, welchen der Kreislauf der Devolution erleidet, und in welchen er sich schließlich erschöpft, wie die Bewegung eines Körpers zuletzt durch Reibung aufgehoben wird. Bevor eine solche Wissenschaft existirt, nehmen wir einstweilen als Axiom an, daß die Last sich im Allgemeinen stets *nach dem Punkte des geringsten Widerstandes* verschiebt und dies ist identisch mit der Annahme, daß jede Steuer (hier kann nicht einmal die direkte Einkommensteuer, selbst wenn sie progressiv ist, ausgenommen werden) eine Tendenz hat, Kopfsteuer zu werden, wobei freilich zwischen dieser Tendenz und dem wirklichen Zustande noch ebenso große Differenzen bestehen können, wie zwischen dem Niveau der Flüsse, die doch alle die Tendenz haben, zum Meere hinabzuströmen.

[2] *Brentano*, Arbeitergilden der Gegenwart, I, Seite 123. — Ebendaselbst enthält das Kapitel: „Die Entstehung der englischen Gewerkvereine" (Seite 89—132) den vollständigen Beweis dieser Behauptung und dabei eine Fülle der sprechendsten Thatsachen zur Beurtheilung der Arbeiterfrage überhaupt.

[3] *Das Risiko des Unternehmers* gilt bekanntlich als einer der entscheidendsten Rechtfertigungsgründe für die gegenwärtig herrschende

Vertheilungsweise des Arbeitsertrags zwischen Kapitalist und Arbeiter. Hat doch z. B. Schulze-Delitzsch das System Lassalle's am wirksamsten zu bekämpfen gemeint, indem er es (in der Broschüre: „die Abschaffung des geschäftlichen Risiko durch Herrn Lassalle", Berlin 1866) als eine großartige Verkennung der ökonomischen Bedeutung des Risiko und als einen von Haus aus unvernünftigen Versuch darstellte, dasselbe zu beseitigen. Und doch ist gerade die Verminderung des Risiko so offenbar eine der stärksten Seiten der kommunistischen gegenüber der rein individualistischen Oekonomie, daß man sie bei einigem Nachdenken auch in den Bestrebungen des Herrn Schulze-Delitzsch (deren ursprünglicher Charakter ein durchaus kommunistischer ist) als den eigentlichen Kernpunkt erkennen muß. Der Wucherer, welcher ehemals — und wo keine Volksbanken bestehen oder sogar neben denselben noch heute — den Handwerker durch Gewährung von Kredit zu 12, 25 und noch mehr Prozent ausbeutete, handelt nicht nur streng nach der Richtschnur der individualistischen Oekonomie, indem er für sich so viel zu gewinnnen suchte, als er irgend konnte, sondern er hatte auch zu seiner Rechtfertigung stets das Risiko bei der Hand. Die kleinen Läden, welche den Arbeitern kreditiren und sie dafür aussaugen, haben bei ihrem Geschäft ein sehr bedeutendes Risiko zu tragen und können dasselbe, selbst wenn sie es wollten, nicht leicht in der ruhigen Schwebe eines mäßigen und ihre Arbeit sicher lohnenden Gewinns erhalten. Sie tauchen, da sie fast ohne alles eigne Kapital begründet werden können, zu Dutzenden auf, gehen der Mehrzahl nach am Kreditgeben oder auch durch glücklichere Konkurrenz zu Grunde und entwickeln sich in einer Minderzahl von Fällen zu reichen Goldgruben für die Unternehmer. Wie aber die Volksbanken und die Konsumvereine durch wenigstens annähernde und theilweise Abschaffung des Risiko ihr wohlthätiges Ziel im Kreise des kleineren Geschäftsbetriebes zu erreichen suchen, so ist es sehr wohl denkbar, daß durch „Organisation der Arbeit" im Großen ähnliche Resultate erzielt werden.

Eine andre Seite der Sache ist aber erst in neuerer Zeit, und zwar unsres Wissens zuerst in Arbeiterkreisen, mit Recht hervorgehoben worden. Wir meinen die Thatsache, daß der Arbeiter den größten Theil des industriellen Risiko selbst trägt. Es ist nur zu bezeichnend für die Anschauungsweise einer Epoche der Kapitalherrschaft, wenn man die Aussicht des Arbeiters bei jeder Geschäftsstockung brodlos zu werden

als gar nichts betrachtet und dagegen das Risiko des Unternehmers zum Angelpunkt der ganzen Apologie unserer Industriezustände erhebt. — Man hat allerdings versucht (vrgl. Anmerkung 5 zum 4. Kapitel, Seite 195), im Arbeitslohn als Bestandtheil desselben noch eine Versicherung gegen die Geschäftskrisen zu entdecken, allein wir haben schon oben (a. a. O. Seite 195 u. ff.) auf das Unzulängliche dieses Versuches hingewiesen und bemerkt, daß in Wirklichkeit zum großen Theil die Armenmittel die Stelle dieses „Krisengeldes" übernehmen müssen. Oder sollte es etwa zufällig sein, daß allenthalben proportional mit der Entwicklung der Großindustrie auch die Armensteuern wachsen? Und wie viel Noth und Elend muß der Arbeiter, der sein und seiner Familie Wohl vom Glück und Geschick eines Unternehmers abhängig gemacht hat, über sich ergehen lassen, bevor er sich überhaupt zur Beanspruchung öffentlicher Unterstützung getrieben sieht!

Man kann freilich entgegenhalten, der Arbeiter habe gar keine freie Wahl, könne aber schon deßhalb keine eigentliche Risikoprämie in Anspruch nehmen, weil für ihn der Umstand, daß er überhaupt nur beim Unternehmer sein Brod finde, schon als ein Glück zu betrachten sei, auf das er keinerlei rechtmäßigen Anspruch erheben könne. Wir sehen davon ab, daß durch einen Einwand von dieser Art beiläufig die ganze Grundlage der Lassalle'schen Theorie zuzugeben und das Bestreben der Arbeiter, einen solchen Zustand der Dinge um jeden Preis zu ändern gerechtfertigt wird und bemerken nur, daß an der Thatsache, daß der Arbeiter wirklich das industrielle Risiko zu einem großen Theile tragen hilft, dadurch nicht das mindeste geändert wird. Die Lösbarkeit der Arbeitsverträge in kurzer Frist erleichtert dem Unternehmer sein Risiko bedeutend. Durch die Entlassung der Arbeiter entlastet er sich für die Zeit der Geschäftsstockung eines Theils der Unterhaltskosten für die Produktionsmittel, deren er doch für sein Geschäft auf die Dauer nothwendig bedarf und was er dadurch spart, fällt in erster Linie dem Arbeiter selbst, in zweiter dem gesammten Publikum zur Last. (Auch hiefür enthält das in vorhergehender Anmerkung zitirte Kapitel bei Brentano die schlagendsten Beweise. Wir sehen hier (vrgl. z. B. Seite 100), wie das Risiko des Arbeiters und die Abwälzung der Versicherung auf die Armensteuern schon in den ersten Anfängen der Fabrikindustrie hervortritt.)

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geb. 1770 zu Stuttgart, Sohn eines schwäbischen Verwaltungsbeamten, als Kandidat der Theologie Hauslehrer in Bern und in Frankfurt am Main, begab sich 1801 nach Jena, wo er als Dozent der Philosophie anfangs im engsten Anschluß an Schelling auftrat. Im Jahre 1807 erschien jedoch seine „Phänomenologie des Geistes", in welcher in durchaus selbstständiger Weise und nach einer Hegel eigenthümlichen Methode die absolute „Identität von Subjekt und Objekt" (das Prinzip Schellings, das bei diesem nach einem Ausdruck Hegels, „wie aus der Pistole geschossen" erscheint) als Resultat einer Entwicklung dargestellt wird. In der Schilderung derselben, „wie der Geist, das an und für sich seiende Ich, durch verschiedene Entwicklungsstufen erst Bewußtsein, dann Selbstbewußtsein, dann betrachtende und handelnde Vernunft, endlich aber sich selbst begreifender, gebildeter und religiöser Geist wird", verflicht Hegel die Grundzüge der Bildungsgeschichte der gesammten Menschheit und des einzelnen Menschen mit einer anscheinend rein aus sich selbst fortgespannten Begriffsmetamorphose. Diese von Hegel eingeführte und bald zu ungemeinem Einfluß auf alle Zweige der Wissenschaften gelangende Manier die Begriffe so zu drehen, zu wenden und umzugestalten, daß sie sich selbst fortzubilden scheinen, trat in ihrer vollen Entfaltung als „dialektische Methode" in der „Wissenschaft der Logik" auf, die 1812—1816 erschien. Das Wesen der dialektischen Methode besteht darin, daß jedem Begriff zunächst sein Gegentheil gegenübergestellt wird und daß dann aus dem Streit dieses Gegensatzes ein neuer Begriff hervorgeht, in welchem der Gegensatz als in einer höheren Einheit aufgehoben erscheint. So soll der Begriff des „Seins" nach der Regel, daß mit jedem Begriff auch sein Gegentheil gesetzt ist, „umschlagen" (ein spezifisch Hegel'scher Ausdruck) in den Begriff des „Nichts." Diese beiden Begriffe sind entgegengesetzt und doch „identisch" (wesensgleich), weil mit dem einen stets nothwendig auch der andere gesetzt sei. Der dialektische Kampf dieser Begriffe führt zum Friedensschluß in der höhern Einheit des „Werdens."

Hegel, der nach Vollendung der „Phänomenologie" in Folge der Kriegsereignisse Jena verlassen und eine Zeit lang in Bamberg als Zeitungsredaktor, sodann in Nürnberg als Gymnasialrektor und endlich in Heidelberg als Professor der Philosophie gelebt hatte, wurde 1818

nach Berlin berufen, wo er bald durch seine Vorlesungen, begünstigt durch die preußische Regierung und vorzüglich durch den Minister Altenstein einen ungemeinen, seitdem von keinem Professor der Philosophie mehr erreichten Einfluß gewann. Das innerste Geheimniß dieses Einflusses besteht wohl darin, daß in seiner gesammten Philosophie mit der theoretischen Dialektik eine praktische, wir möchten sagen pragmatische Dialektik Hand in Hand ging, mittelst welcher in einer dem damaligem Zustand der Geister ungemein zusagenden Weise das konservative und das revolutionäre Prinzip sich in der höhern Einheit des geschichtlichen zusammenfanden. Die konservative Restauration, welche in Deutschland gleichzeitig mit dem apostolischen Auftreten Hegels in Berlin sich geltend zu machen begann, konnte nicht mit brutaler Negation des geistigen Inhalts der vorgehenden Periode beginnen, weil man in Deutschland nicht wie in Frankreich hinter einer Revolution stand, die sich selbst vernichtet und einen Zustand geistiger Erschöpfung zurückgelassen hatte, sondern hinter einem glücklichen Kriege, in welchem der aufstrebende Geist der Nation durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände als Bundesgenosse der in ihrem Besitzstand bedrohten Fürsten- und Adelsmacht erschienen war. Unter so bewandten Umständen mußte die Vermittlung der Gegensätze durch den Hegel'schen Geist ungemein willkommen erscheinen und sie wurde denn auch in Preußen, wo die Hegel'sche Philosophie eine Zeit lang fast das Ansehen eines Staatsdogmas hatte (das Unterrichtsministerium warnte z. B. die Kandidaten des höheren Lehramtes vor allen „seichten Philosophemen", ein Begriff, der damals so ziemlich alle nichthegel'schen Systeme umfaßte) mit ziemlichem Geschick im Interesse der Reaktion und des Konservatismus ausgebeutet.

Neben seiner Vergeistigung der Geschichte (aus der man mit leichten Modifikationen stets eine Vergötterung des Gewesenen zu machen wußte, das doch nur als Vorstufe zum Werdenden eine relative Anerkennung genießen sollte) bot namentlich die Staats- und Rechtsphilosophie Hegels mit ihrer starken Betonung der Staatsgewalt den reaktionären Bestrebungen einen willkommenen Anknüpfungspunkt. Ihm ist der Staat nichts Geringeres als die Verwirklichung der sittlichen Idee. Der göttliche Geist, der in der Weltgeschichte sich selbst entwickelt und sich selbst begreift, entfaltet sich im Staat zur Organisation einer geistigen Welt. Der vernünftige Bau dieser Welt als eines Ganzen ist ihm daher weit wichtiger als die Selbstbestimmung und Freiheit

des einzelnen Menschen. Der Umstand, daß er die „Verwirklichung des Freiheitsbegriffes" als das Ziel der Weltgeschichte ansieht, thut diesem nach unserem Gefühl freiheitsfeindlichen Charakter seines Systems keinen Eintrag, denn Hegel findet sein Ideal in den monarchisch-konstitutionellen Staaten der germanischen Welt ziemlich verwirklicht und das subjektive Belieben des Einzelnen ist ihm überhaupt nicht nur gleichgültig, sondern vom Uebel. Seine „Freiheit" besteht darin, daß die Unbändigkeit des natürlichen Willens durch den thatsächlichen Gang der Weltgeschichte eines Bessern belehrt und gebändigt wird, bis sich die subjektive Freiheit dadurch einstellt, daß der Einzelne seinen Willen mit den bestehenden Zuständen in Einklang bringt. Dabei wird freilich vorausgesetzt, daß diese bestehenden Zustände „substanzielle" Freiheit enthalten, die im modernen Rechtsstaat verwirklicht ist. In die speziellen Einrichtungen desselben, die Art wie regiert und verwaltet, wie das gemeinsame Interesse wahrgenommen wird, soll sich der Einzelne einfach hineinleben; selbst die „Stände" sind nach Hegel, trotz seiner Vorliebe für englische Einrichtungen, nicht sowohl dazu da, die Volksrechte in Beziehung auf den Gang der Regierung zu verwirklichen, sondern, damit das Volk sich überzeuge, daß im Wesentlichen gut regiert wird und damit auf diesem Wege der Staat in das Bewußtsein des Volkes eindringe. Der Gipfel des Konservatismus erreicht die Hegel'sche Staatsphilosophie in der bekannten Aeußerung, daß das Wirkliche das Vernünftige ist.

Man sieht leicht, wie willkommen eine solche Lehre den Staatsmännern seiner Zeit sein mußte, wenn sie sich berufen fühlten, die unruhige Jugend mittelst der Festungen und Zuchthäuser in die Zucht der Thatsachen zu nehmen und ihren subjektiven Willen mit dem objektiven Willen des Staates auf einfachstem Wege in Einklang zu bringen. Noch bis auf den heutigen Tag entspricht das Hegel'sche System leidlich der konstitutionellen Theorie und Praxis der preußischen Regierung, ohne daß sich deßhalb die leitenden Staatsmänner rühmen dürften, Hegelianer zu sein. Sie sind aber den preußischen Ueberlieferungen treu geblieben, die in der Zeit von 1818 bis 1830 durch einen sympathischen Zug mit der Weltanschauung Hegels zusammentrafen.

Wie kam es denn nun aber, daß trotzdem schon zu Lebzeiten Hegels und noch mehr nach seinem Tode (Hegel starb 1831 in Berlin

an der Cholera) aus seiner Schule, sowohl auf religiösem, wie auf politischem und insbesondere sozialpolitischem Gebiet die radikalsten Revolutionäre hervorgingen, eine Kette, deren letzte und kühnste Ausläufer wir in Lassalle, Marx und Engels vor uns sehen?

Zunächst kann der Grund dieser Erscheinung darin gesucht werden, daß Hegel sowohl in seiner religiös-philosophischen Richtung, als auch in seiner Rechts- und Staatsphilosophie nicht nur dem Rationalismus und subjektivistischem Liberalismus seiner Zeit gegenüberstand, sondern nicht minder einer hyperpositiven Richtung, die jede philosophische Vermittlung verschmähte. Je mehr nun die Reaktion an Kraft gewann, desto mehr stützte sie sich ausschließlich auf die Gewalt und wollte die Philosophie als den Mohr, der seine Schuldigkeit gethan, gehen lassen. Aber dieser Mohr war nicht so einfach zu entlassen, er rächte sich, wie der Mohr Schillers, und der Kampf gegen den unphilosophischen Konservatismus trieb die radikalen Seiten des Hegelianismus mit Nothwendigkeit immer schärfer hervor. Hatte doch die ganze Anerkennung des Gegebenen bei Hegel eine vorhergehende kritische Zersetzung zur Voraussetzung und mußte ein System, welches im Grunde doch die ganze Weltgeschichte als einen Strom beständiger Entwicklung darstellte, gar zu leicht den weiteren Schritt hervorrufen, daß auch die gegenwärtige Gestalt der Dinge wieder demselben Prinzip des Fortschreitens durch Gegensätze unterworfen wurde! Im Grunde mußte schon von jedem intelligenten Schüler Hegels als Konsequenz seines eignen Systems der Gedanke erfaßt werden, daß der Abschluß, welchen der Meister überall in den Zuständen der Gegenwart findet, nur ein relativer, eben für diese Gegenwart selbst vorhandener sein konnte. In diesem Abschluß begreift der Geist der Zeit, nach dem System selbst, nur sein eigenes Wesen und kommt über sich selbst zum vollen Bewußtsein, womit nicht ausgeschlossen sein konnte, daß neue Entwicklungen mit Hervorkehrung des eigenen Gegentheils dieser scheinbar abschließenden Stufe den Gang der Weltgeschichte wieder fortsetzen und zu einer höheren Stufe der Erkenntniß leiten, auf welcher die früher scheinbar letzte dann doch wieder nur als eine Vorstufe, als ein Moment der Entwicklung erscheinen muß. Die Vernünftigkeit des Wirklichen schlägt in seine Unvernünftigkeit um. — Es ist mit einem Wort der forttreibende Geist der dialektischen Methode, welcher das revolutionäre Prinzip

in Hegels System bildet und welcher bei demjenigen Theil seiner Schule, der das System nicht nur als Brücke zur Versöhnung mit der brutalen Wirklichkeit brauchte, sondern sich den innersten Geist desselben zu eigen machte, sehr bald über den Inhalt, welchen Hegel selbst seinem System gegeben hatte, den Sieg davon tragen mußte.

Schon bei Lebzeiten Hegels trat der Gegensatz seiner geschichtlichen Auffassung des Gegebenen gegen die einfache Anbetung des Faktums in der merkwürdigen Thatsache hervor, daß Hegels hervorragendster Schüler unter den Juristen, Professor Gans in Berlin, als Haupt der „philosophischen Schule" unter den Rechtsgelehrten in den bestimmtesten Gegensatz trat zu dem berühmten Forscher Savigny, dem Haupt der „historischen Schule". Savigny's Richtung war eben eine schlechthin geschichtliche. Das Faktum als solches, das geschichtlich Gewordene, weil es eben geschichtlich geworden ist, bildet für diese Schule die Grundlage des Rechts; für Hegel dagegen das Geschichtliche, weil — man kann hinzufügen: und insofern — es vernünftig ist. Scheint auch in seinem System das Wirkliche bloß deshalb vernünftig, weil es wirklich d. h. Erzeugniß des objektiven Geistes ist, so gehören doch eben die Wandlungen auch zum Wesen des objektiven Geistes, da die dialektische Methode Alles im Fluß erkennt. Was auf einer Stufe vernünftig ist, muß daher auch auf der andern schon unvernünftig sein können. Hegels größter Fehler — der Fehler seiner Dezennien — war eben der, daß er die bloße Ruhepause einer durch und durch revolutionären Zeit für einen Abschluß hielt und das Intervall zwischen den Geburtswehen einer neuen Zeit für die Geburt selber hielt.

Daß die revolutionäre Fortentwicklung des Hegelianismus eine spezifisch kommunistische werden mußte, liegt dann freilich nicht bloß im neu auftretenden dialektischen Gegensatz gegen die konservative Anerkennung der bestehenden Rechtsverhältnisse begründet, sondern zugleich in Hegels Ueberschätzung des Staates als der höchsten Form des sittlichen Ganzen, dem sich das Individuum zu unterwerfen und einzufügen hat. Die Staatsgewalt kann auch der Revolutionär betonen, sofern er in sich eben nicht nur ein subjektives Belieben spürt, sondern den Anfang des zukünftig Wirklichen, das objektiv Gültige einer höhern Periode. Ganz besonders wird sie aber — wie wir dies am auffallendsten bei

Lassalle finden — der kommunistische Revolutionär betonen, so lange ihm die Wahrheit noch nicht klar geworden ist, daß die geographische Abgrenzung unmöglich das letzte und höchste Prinzip in der Bildung und Abrundung eines sittlichen Ganzen sein kann und daß schließlich ein solches Ganze selbst seine Herrschaft über den Einzelnen nur in demselben Maße begründen und rechtfertigen kann, in welchem dem Einzelnen die Freiheit des Anschlusses an dasselbe und der Trennung von demselben gewahrt bleibt.

Sechstes Kapitel.

Eigenthum, Erbrecht und Bodenrente.

Schon wiederholt hatten wir Gelegenheit, in den bisherigen Kapiteln zu erkennen, wie der Kampf um das Dasein unter den Menschen eine eigenthümliche Gestalt annimmt, durch die unendlich vielen Abstufungen der gesellschaftlichen Lage der Individuen. Erscheinungen, welche sich in der Thierwelt nur in einzelnen recht schroff ausgeprägten Formen finden, wie die Theilung der Arbeit bei den Ameisen und Bienen, die Sklaverei bei mehreren Gattungen der ersteren, die Bildung einer Königin bei den letztern, werden im gesellschaftlichen Leben der Menschheit zu einer so kolossalen Mannigfaltigkeit der Einrichtungen und Zustände entwickelt, daß man die einfachen Grundzüge des Kampfes um das Dasein in ihnen kaum wiedererkennt. Und doch kehren diese Grundzüge überall wieder! Dynastien und Adelsgeschlechter kämpfen gegen die aufstrebende bürgerliche Freiheit den Kampf um *ihr* Dasein; der Kapitalist kämpft um *sein* Dasein, wie es sich historisch gestaltet hat, indem er dem Sozialismus entgegentritt, nach welchem umgekehrt der Arbeiter greift, um sich den Kampf um das Dasein, der für ihn in der unmittelbarsten Bedeutung des Wortes besteht, einigermaßen zu erleichtern.

Ohne Zweifel war in ältester Zeit die wichtigste Basis aller jener sozialen Verschiedenheiten in der Lage der Individuen der Kampf selbst und zwar der unmittelbarste physische Kampf des Räubers mit dem Beraubten, des Eroberers mit dem Vertheidiger seiner Freiheit, seiner Wohnplätze, seiner Güter. Dieser Kampf mußte sich in Folge der geistigen Begabung des Menschen — seiner hervorragenden List und Tücke, wie seiner Befähigung zur veredelnden Gemeinschaft des Strebens — nothwendig ungleich mannigfaltiger gestalten, als in der Thierwelt, indem theils als Resultate des Kampfes sich die mannigfachsten Formen der Herrschaft und Ausbeutung durch Sklaverei, Leibeigenschaft, Tributpflichtigkeit u. s. w. bildeten, theils die Rüstung zum Kampf in Angriff und Abwehr zur Gliederung der Gesellschaft auf Grundlage der Heeresgliederung führte.

So wichtig nun auch dies Prinzip für die Gliederung der Gesellschaft, namentlich im Hinblick auf die Ueberwucherung des modernen Staatswesens durch die Armeeeinrichtungen, erscheinen mag, so ist doch noch weitaus mächtiger und durchdringender der Einfluß des Eigenthums in Verbindung mit dem Prinzip der Vererbung geworden.

Ohne uns hier in rechtsphilosophische Theorien verlieren zu wollen, müssen wir uns doch das Verhältniß des Eigenthums zur geordneten Gesellschaft klar machen. Der Begriff des Eigenthums setzt eine Rechtsordnung und eine Gemeinschaft voraus, welche die Herrschaft der Person über die Sache anerkennen und schützen. Die Güter, welche der gesetzlos lebende Wilde (der übrigens mehr in der Phantasie der Theoretiker und den vorausgesetzten Zuständen der Urzeit existirt als in der Wirklichkeit) in seiner Höhle sammelt und — einerlei ob geraubt oder erworben — gegen jeden

Feind vertheidigt, sind in seinem Besitz, aber man kann sie noch nicht Eigenthum nennen. Erst wo ein Gemeinwesen besteht, kann es innerhalb desselben „Eigenthum" im vollen Sinne des Wortes geben. Ohne der unhistorischen Anschauung zu huldigen, daß die Staaten durch Vertrag entstanden sind, muß man doch einräumen, daß die wechselseitige Anerkennung einer gegebenen Ordnung — sei diese auch ursprünglich aus bloßem Zwang hervorgegangen — das wesentliche Element aller Staatenbildung ist; man kann sagen: ein stillschweigender Vertrag, ein Vertrag, zu dem der Einzelne seine Zustimmung dadurch gibt, daß er sich ihm thatsächlich fügt und mit fortschreitender Erkenntniß den Inhalt desselben auch mehr und mehr in sein Bewußtsein aufnimmt. Da der Fortschritt des Menschen vom Unbewußten zum Bewußtsein, von der Natur zur Freiheit sich bewegt, so wird also auch nothwendig die Vertragsform in der Staatenbildung in ihrer Reinheit erst auf der vollen, bei weitem noch nicht erreichten Höhe der menschlichen Kultur mit voller Klarheit hervortreten können. Es geht hier, wie auf andern Gebieten: was die Vernunft erst schaffen soll, ein Zustand relativer Vollkommenheit, wird, gleich dem goldenen Zeitalter und dem Paradies der ersten Menschen, in den Anbeginn der Geschichte zurückverlegt. Wie dem aber auch sei, jedenfalls beruht alle Würde und Heiligkeit des Eigenthums, wie jeder andern Rechtsordnung, auf ihrem Erwachsen aus der geistigen Natur des Menschen, der das Recht und die Pflicht hat, jede bloß äußerlich gegebene Schranke seines freien Willens, so weit seine Kräfte reichen, zu durchbrechen, um zur vollen Entfaltung seines geistigen Wesens zu gelangen.

Auf der einen Seite erwächst das Eigenthum aus der schon in der Thierwelt stark hervortretenden Neigung, das

Dasein durch Ansammlung von Vorräthen und Erzeugung von Produktionsmitteln (das Netz der Spinne!) zu sichern; auf der andern aus seiner Fähigkeit, sich mit Seinesgleichen zu vertragen, den Kampf Aller gegen Alle durch einen Vergleich zu schließen, den Raub durch das Zusammenwirken aller Bedrohten zu verhindern und den Erwerb durch Theilung der Arbeit zu fördern. In diesem Sinne gehört der Mensch seiner geistigen Natur nach zu den staatenbildenden Geschöpfen.[1]

An und für sich kann auch der geregelte Zustand der Sklaverei, ja selbst die Tributzahlung an einen Räuber als Vertrag betrachtet werden, und wenn es in der geistigen Natur des Menschen läge, bei solchen Verhältnissen stehen zu bleiben, so könnte die ungerechteste Ordnung eines Feudalstaates mit Leibeigenschaft und Privilegien aller Art als Endziel der ganzen Staatenbildung betrachtet werden. Der Herr, welcher nach dem Recht des Stärkeren den Sklaven tödten könnte, läßt ihn am Leben und nimmt dafür die Frucht seiner Arbeit; der Sklave verzichtet auf das natürliche Recht der Empörung und der Ausrottung dessen, der sich zu seinem Herrn aufgeworfen hat und genießt dafür Sicherheit seines Lebens, ja sogar Schutz gegen jeden Dritten. Ein solcher ungeschriebener, durch Aufnöthigung und Fügung oder durch bloßes Aufwachsen in gegebenen Verhältnissen entstandener Vertrag ist nun aber der Natur der Sache nach jeden Augenblick kündbar und nichts hindert den Sklaven, seinem Herrn den Vertrag zu kündigen, indem er denselben todtschlägt.

Der Herr, welcher den Vortheil, den der stillschweigende Vertrag ihm gewährt, aus der Möglichkeit ableitet, den Sklaven zu tödten, muß seinerseits jederzeit auf diese Kündigungsweise gefaßt sein. Eine solche Handlung des Sklaven

ist ein Verbrechen, wenn sie aus bloßer Leidenschaft und ungezügelter Aufwallung hervorgeht und eine Tugend, wenn sie aus der Idee einer bessern Rechtsordnung entspringt. Die Grenze zwischen Beiden dürfte in der Wirklichkeit oft schwer nachzuweisen sein, was uns übrigens hier nicht weiter berührt.

Den Rechtsstaat hat man vielfach auch als einen Bund der friedlichen und schwächeren Mehrzahl gegen eine gewaltthätige Minderzahl starker und raubsüchtiger Menschen betrachtet. Vielleicht ist er eben so oft auf dem Wege entstanden, daß der verruchteste und gewaltthätigste aller Räuber sich nach Ueberwindung seiner Nebenbuhler zum Könige fortentwickelte und die Raubgelüste aller andern Individuen in seinem Machtgebiete unterdrückte, um die Schafe allein zu scheeren. Sobald ein solcher Herrscher lernte, daß es klüger ist, die Eier zu nehmen, als die Henne zu schlachten, mußte er nothwendig einen bisher unerhörten Zustand der Ordnung und relativen Sicherheit schaffen, welcher der Entfaltung des Gemeinsinns unter den Untergebenen trotz der Willkür des Herrschers selbst bedeutenden Vorschub leisten konnte. So kann sich Frieden aus dem Krieg und schließlich selbst Freiheit aus der Tyrannei entwickeln, ohne daß die bewußte Vernunft, welche kürzere Wege zum Ziele weiß, irgendwie dabei direkt betheiligt wäre.

Unsere deutschen Philosophen glauben gewöhnlich in diese Verhältnisse einen ungleich tieferen Einblick gewonnen zu haben, wenn es ihnen gelingt, die geschichtlich gewordenen Verhältnisse nicht sowohl aus den natürlichen Eigenschaften der menschlichen Rasse und den allgemeinen Naturgesetzen abzuleiten, als vielmehr aus einem metaphysischen Prinzip. Dieses Streben hat seine Berechtigung auf einem Gebiet,

welches uns hier wenig berührt; im Uebrigen aber ist es leicht zu zeigen, daß dasselbe in der Entscheidung aller praktischen Fragen keineswegs einer direkten Untersuchung der natürlichen Bedingungen einer jeden Frage überlegen ist, sondern daß es vielmehr zu einer Entscheidung über konkrete Verhältnisse nur durch eine petitio principii gelangen kann, hinter welcher sich oft die vollendete Gedankenlosigkeit, wo nicht gar ein gemeiner Servilismus gegenüber den bestehenden Gewalten und eine heuchlerische Apologie für das Unrecht und die Ausbeutung verbirgt.

Ein Beispiel dieser petitio principii wollen wir der Rechtsphilosophie eines Mannes entnehmen, der über den Vorwurf gemeiner Gedankenlosigkeit nicht minder erhaben ist, wie über den einer servilen Gesinnung. Die rein logische Seite der Sache wird dabei um so klarer hervortreten.

Immanuel Kant lehrt in seiner „Metaphysik der Sitten" — übereinstimmend mit den Resultaten seiner Vernunftkritik, — daß der „kategorische Imperativ", die im Bewußtsein unserer sittlichen Freiheit wurzelnde unbedingt gebietende Stimme in unserm Innern uns zuruft: „Handle nach einer Maxime (Beweggrund der individuellen Willkür), die zugleich als ein allgemeines Gesetz gelten kann."

Das Recht definirt er sodann als den Inbegriff aller Bedingungen, unter denen die Willkür des Einen mit der Willkür des Andern nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit vereinigt werden kann.

Schon hier kann man einwenden: Wer sagt uns denn, daß es ein solches Gesetz gibt? Wäre es nicht behutsamer zu sagen: der Inbegriff derjenigen Bedingungen, unter welchen auf einer gegebenen Kulturstufe die Hemmung der Willkür des Einen durch diejenige des Andern zu einem Minimum

wird? Doch wir wollen annehmen, das im Menschen als Thatsache des Bewußtseins liegende Sittengesetz fordere als seine eigne Konsequenz die Möglichkeit einer solchen wechselseitigen ungeschmälerten Freiheit. Sofern sich dann diese Möglichkeit nur unvollkommen verwirklicht, bliebe auch das Recht selbst unvollkommen.

Kant lehrt weiter: das Recht ist mit der Befugniß zu zwingen verbunden. Dieser Zwang ist nur eine Verhinderung des Hindernisses der Freiheit und mithin recht. Man kann daher das strikte Recht auch vorstellen als die Möglichkeit eines allgemeinen wechselseitigen Zwanges, welcher mit Jedermanns Freiheit nach allgemeinen Gesetzen zusammenstimmt. — Es gibt nur ein einziges angebornes Recht: das Recht auf Freiheit; alle andern Rechte sind erworben.

Das Recht der Freiheit schließt dasjenige der Gleichheit in sich, d. i. „die Unabhängigkeit nicht zu Mehrerem von Andern verbunden zu werden, als wozu man sie wechselseitig auch verbinden kann", u. s. w. —

„Mein" ist dasjenige außer mir, an dessen beliebigem Gebrauch mich Niemand ohne Abbruch an meiner Freiheit hindern kann. — Etwas Aeußeres als das Seine zu haben, ist nur in einem rechtlichen Zustande, unter einer öffentlich-gesetzgebenden Gewalt, das heißt: im bürgerlichen Zustande möglich. Im Naturzustand kann nur ein provisorisches Mein und Dein statthaben. Die ursprüngliche Erwerbung einer Sache ist die Bemächtigung. Dieselbe wird zur rechtlichen Erwerbung durch einen Akt des allgemeinen Willens, welcher die Bemächtigung anerkennt. Der Gegenstand den ich auf diese Art zu dem meinigen gemacht habe, ist Eigenthum.

Nach Festsetzung dieser Grundbegriffe lehrt nun Kant sehr scharfsinnig, daß die erste Erwerbung einer Sache keine andere sein kann, als die des Bodens. „Ein jeder Boden kann ursprünglich erworben werden, und der Grund der Möglichkeit dieser Erwerbung ist die ursprüngliche Gemeinschaft des Bodens überhaupt! Alle Menschen sind ursprünglich (das ist vor jedem rechtlichen Akt der Willkür) im rechtmäßigen Besitz des Bodens, das ist, sie haben ein Recht da zu sein, wohin sie die Natur oder der Zufall (ohne ihren Willen) gesetzt hat.

Diesen „ursprünglichen Gesammtbesitz" will aber Kant von einem „uranfänglichen Gesammtbesitz", d. h. einer in der Vorzeit angenommenen kommunistischen Art den Boden zu besitzen, streng geschieden wissen. Der erstere ist ein „praktischer" Vernunftbegriff, nach welchem die Menschen den Boden rechtlich erwerben können; der letztere würde nach Kant einen Vertrag und also schon das Bestehen des Privatbesitzes voraussetzen.

In dieser Ableitungsweise liegt die petitio principii schon deutlich zu Tage. Warum könnte das bloß gedankenmäßige Recht eines jeden Einzelnen auf Mitbesitz am Boden nicht ohne Weiteres durch Vertrag in ein gemeinsames Besitzrecht Aller aufgehen, so daß nur noch die Nutzungsberechtigung abzugrenzen wäre? Warum muß der Boden materiell getheilt sein, bevor sein Besitz kraft des Rechtes der Einzelnen an die einzelnen Theile etwa wieder für gemeinsam erklärt werden könnte? Auf diese Frage gibt die Theorie keine genügende Antwort. Es wird eben einfach vorausgesetzt, daß die naturgemäße Art, in welcher sich das Recht des Individuums an den Boden, auf dem es entstand, kund-

gibt, keine andere sein könne, als die des ausschließlichen Eigenthums der Einzelnen an einzelne Theile.

Aber die petitio principii tritt noch weit schroffer hervor, wenn wir Kant bis in die Begründung des individuellen Eigenthumsrechtes hinein folgen. Da heißt es einfach (Kants Werke, Ausg. v. Hartenstein, 7. Bd., S. 64), daß die provisorische Erwerbung (d. h. also durch bloße Bemächtigung) dennoch eine wahre Erwerbung sei. Warum aber? Weil „die Möglichkeit derselben" ein „Prinzip des Privatrechtes" sei, nach welchem (dem Privatrecht) „Jeder zu demjenigen Zwange berechtigt ist, durch welchen es allein möglich ist, aus dem Naturzustande heraus zu gehen, und in den bürgerlichen, der allein alle Erwerbung peremtorisch machen kann, zu treten." Also weil die Möglichkeit, den Boden durch bloße Bemächtigung zu erwerben ein Prinzip des Privatrechtes ist, deshalb muß sie ein Prinzip des Privatrechtes sein.

Wie schroff dabei Kant — seiner Geistesschärfe entsprechend — den Begriff der „Bemächtigung" faßte, zeigt die Ausführung a. a. O., nach welcher es durchaus nicht genügt, daß Jemand den Boden bearbeite, um ihn sein zu nennen. Das Entscheidende ist nicht die Arbeit, sondern die Machtmittel und der Wille, ein Stück des Erdbodens als das Seinige zu behaupten und die ultima ratio der Logik desjenigen Philosophen, der den ewigen Frieden zum Lieblingsgegenstand seines Denkens erhob, sind — die Kanonen.

Mit anderen Worten: das Privatrecht auf der Basis des individuellen Eigenthums ist dem Prinzip nach Faustrecht; nur zur Ersparniß der Kriege wird der Stärkere ohne Weiteres als solcher anerkannt. An die Stelle des rohen Krieges treten die Kunstregeln des Manövers, nach welchen

der Schwächere, auch wenn er noch so muthbeseelt ist, dem Stärkern weichen muß.

Das Schönste aber ist dies, daß nun die Schwächeren, einmal bei der ersten Okkupation des Bodens zurückgeblieben, von der Wolkenhöhe des metaphysischen Prinzips herab verurtheilt werden sollen, ewig die Schwächeren zu bleiben, weil sie es zufällig bei der ersten Okkupirung des Bodens waren! Wenn sie nun, z. B. durch Vereinigung, oder wie immer, die Stärkeren werden, warum sollen sie dann nicht so viel Boden als irgend möglich einfach für sich nehmen. Antwort nach dem philosophischen Prinzip: weil sie damit in die Freiheit Anderer, diesen ihren Boden nach Belieben zu benutzen, eingreifen würden. Aber hat die „ursprüngliche Bemächtigung" nicht auch auf die Freiheit Anderer Einfluß geübt? Allerdings! Man denke sich nur zwei Menschen von ungefähr gleichen Kräften auf eine mäßige Insel versetzt. Wie sollen diese ihre „Erwerbung" des Bodens anders begrenzen, als durch Verständigung oder durch Kampf? Die Verständigung kann aber — wenn dies auch der minder wahrscheinliche Fall ist — ebenso gut von vorn herein zu einem gemeinschaftlichen Besitz mit Arbeitstheilung führen, als zu einer räumlich durchgeführten Theilung des Bodens. Wird aber letztere gewählt, so kann man sagen, daß die beiden Betheiligten eine bürgerliche Gesellschaft konstituiren und dieselbe mit Anerkennung ihres wechselseitigen Eigenthums beginnen. Bezieht sich aber diese Anerkennung nothwendig auf die ursprüngliche Okkupation? Durchaus nicht. Diese kann so beschaffen sein, daß gewisse Gebiete streitig wären, sie kann ferner unvollständig sein, so daß zukünftige Streitigkeiten zu fürchten wären. Sie kann auch, als rein zufällig, nicht mit den beiderseitigen Neigungen harmoniren. Man wird sie —

sofern nicht schon eine Bearbeitung des Bodens stattgefunden hat — gänzlich ignoriren und vielmehr bei der Verständigung über den Sonderbesitz rein von der Idee des ursprünglichen gemeinschaftlichen Besitzes ausgehen. Kommt es dagegen zum Kampfe, so ist an nichts weniger zu denken, als daß aus diesem eine Theilung, etwa proportinal nach den beiderseitigen Kräften, hervorgehen würde. Vielmehr wird der Sieger, wenn auch sein Gegner ihm an Kräften nahezu gleich kam, das Ganze für sich nehmen und den Besiegten entweder tödten oder unterjochen und sich dienstbar machen.

Was soll nun aber recht sein, wenn am Tage nach friedlicher Theilung der Insel ein Dritter kommt, der an die gleiche Küste auf gleiche Weise verschlagen wird? Da ihn die Insel ganz wohl noch zu ernähren vermag, so wäre er im Falle des Gemeinbesitzes vermuthlich gern als Mitbesitzer und Mitarbeiter aufgenommen worden. Nach erfolgter privatrechtlicher Erwerbung der Insel durch die beiden ersten Ankömmlinge steht dagegen die Sache sehr schlimm für den Dritten. Der Boden ist jetzt nicht mehr herrenlos. Die Welle, welche ihn an den Strand wirft, setzt ihn auf fremdes Eigenthum. Die „bürgerliche Gesellschaft", welche sich dort etablirt und den Boden als Privateigenthum erklärt hat, weiß nichts von Rechten eines neuen Ankömmlings. Dieser freilich weiß nichts von der auf der Insel bestehenden bürgerlichen Gesellschaft, nimmt sein Recht als selbstverständlich an und wird sich des Bodens und seiner Erzeugnisse bedienen, bis ihn die Gewalt eines Besseren belehrt.

Wir sehen hier, wie wenig die Theorie von der Entstehung des Privateigenthums durch ursprüngliches Anrecht, Okkupation und Bestätigung derselben im Stande ist, jenen Anforderungen zu genügen, die Kant selbst an einen wirk-

lichen Rechtszustand glaubt stellen zu müssen: daß nämlich die Freiheit des Einen die Freiheit des Andern nicht beeinträchtige. Auf dem Papier läßt sich jene Theorie, sobald man die Kehrseite der Sache einfach außer Acht läßt, vortrefflich mit dem Recht der Freiheit und sogar mit dem Recht der Gleichheit vereinigen. In konkreter Durchführung zeigt sich, daß die Freiheit des Einen, sein Eigenthum ungehindert zu brauchen, für den Andern sofort die Freiheit mit sich bringt, zu verhungern oder Sklavendienste zu thun, wenn er es nicht vorzieht, seine Zuflucht zur Gewalt zu nehmen.

Wenn Jemanden der oben angenommene Fall der „bürgerlichen Gesellschaft" zweier Individuen, die ihren Besitz gegenseitig als Eigenthum anerkennen und jeden Dritten zum Voraus des Bodens und damit seiner natürlichen Lebensbedingungen berauben, gar zu gesucht erscheinen sollte, so möge er sich noch einmal in der Geschichte und den Zuständen der Gegenwart umsehen und er wird bald noch weit ärgere Konsequenzen des absoluten Eigenthumsrechtes an Grund und Boden entdecken. Das vorhergehende Kapitel enthält Einiges hieher gehörige.

Der Grundfehler aller metaphysischen Konstruktionen realer Verhältnisse wiederholt sich hier. Was nur psychologisch und relativ nothwendig ist, wird als logisch und absolut nothwendig dargestellt. Der Philosoph, welcher aus dem Prinzip zu deduziren glaubt, braucht auf jedem Schritt und Tritt Hülfsprinzipien, die er einfach dem Vorurtheil, der Gewohnheit und dem Dogma des täglichen Lebens entnimmt. Eine historisch berechtigte Entwicklungsstufe wird mit dem Ziel der Entwicklung verwechselt und die volle Unvernunft der überlieferten Wirklichkeit wird auf Grund solcher Verwechslungen zur lautern Vernunft erhoben.

Wie ungleich einfacher gestaltet sich Alles, wenn man das Eigenthumsrecht einfach nimmt, als das, was es ist: als einen Kompromiß zwischen der Vernunft und der thierischen Raubsucht des Menschen, welcher unendlich viel größere Uebel durch kleinere Uebel ersetzt und als Basis der allgemeinen Gesetzgebung den relativ günstigen Zustand der Gesellschaft für eine große, vielleicht noch lang nicht abgeschlossene Kulturperiode herbeiführt, ohne auch nur von Ferne die ideale Forderung erfüllen zu können, daß dabei die Freiheit jedes Einzelnen mit der Freiheit Aller bestehen könne.

Immerhin sei ferner zugegeben, daß jede Rechtsordnung, wenn sie auch noch so unvollkommen ist, nicht nur durch die Gewohnheit und das Alter geheiligt wird, sondern auch durch das Streben, sich einem Zustande vollkommener Freiheit Aller anzunähern. Die auf diesem Streben, auf dem inneren Zuge zur Vollkommenheit ruhende Würde und Heiligkeit kommt aber einem gegebenen Rechtszustande natürlich nur so lange und insofern zu, als ihm das betreffende Streben auch wirklich beiwohnt. Der gegebene Rechtszustand ist heilig zu erachten, so lange er dem vorausgehenden Zustande des ungeordneten Krieges Aller gegen Alle, dem Faustrecht, gegenübertritt und in allen Manifestationen, in welchen er sich dem Rückfall in dasselbe im Namen eines höhern Prinzips widersetzt. Die Kehrseite dieses Rechtszustandes aber, in welcher er selbst wieder zum juristischen Faustrecht wird und sich dem Streben nach Vervollkommnung der bürgerlichen Einrichtungen mit der ganzen Wucht der organisirten Dummheit widersetzt; — diese Kehrseite ist nichts weniger als ehrwürdig, weil die Ehre ein für allemal nicht den Formeln gebührt, sondern dem Geist, welchen sie bergen.

Das ursprüngliche Recht aller Naturwesen ist das Recht

der Selbstbehauptung im Kampf um das Dasein und im Kampf um die bevorzugte Stellung. Dies Recht bringt auch der Mensch als Naturwesen mit auf die Welt und Niemand kann es ihm nehmen, der ihm nicht ein höheres und besseres Recht dafür gibt. Erlischt das letztere oder kehrt es seine Natur ins Gegentheil um, so tritt das angeborene Recht rücksichtsloser Selbstbehauptung wieder an die Stelle.[2]

Sofern man die Einrichtung des Privateigenthums als ersten Schritt aus der Barbarei in die Kultur und Grundlage alles menschlichen Fortschritts rühmen will, darf man nicht vergessen, daß dieser Ruhm im Grunde einzig und allein jenem Geist des Friedens gebührt, welcher den Krieg Aller gegen Alle dadurch beendigt, daß Jedem das Seinige gegeben wird; nicht etwa bloß deshalb, weil er „das Seinige" okkupirt hat, sondern damit er zufrieden gestellt sei und von seiner Hände Arbeit friedlich leben könne. Die ursprüngliche Einrichtung des Privateigenthums hat keinen Sinn, wenn sie nicht davon ausgeht, jeder überhaupt vorhandenen Person einen genügenden Antheil zu geben. Alle Konsequenzen des Privatrechtes, welche diesen Zustand der Dinge aufheben, können nur beweisen, daß diese menschliche Einrichtung gleich allen anderen durch das allmälige Ueberhandnehmen des Einflusses fundamentaler Fehler und Mängel zu ihrem eigenen Gegentheil werden und genau dasjenige herbeiführen könne, zu dessen Vermeidung sie ursprünglich geschaffen wurde.

Daß ein Mensch eine ohne sein Zuthun geschaffene oder gewordene Rechtsordnung anerkenne, wenn diese ihn alles und jeden Antheils an den Gütern und Genüssen der Gesellschaft und sogar der Mittel beraubt, sich solche Güter auf einem Stück des Erdbodens durch seine Arbeit zu erwerben, ist

ebenso wenig zu erwarten oder zu fordern, als daß ein Mann, den man für vogelfrei erklärt, die Glieder der Gesellschaft schone, die ihn ächten und verfolgen. Ist der Enterbte und Verfolgte ein Mann, der aus Gründen seines innern Wesens — seien dieselben nun religiöser, philosophischer oder anderer Natur — lieber Unrecht leidet als Unrecht thut; läßt er sich an dem bloßen Bilde einer Harmonie genügen, in welcher er selbst nicht geduldet wird und respektirt er dies Bild des Friedens selbst während er verhungert und verkümmert, so ist dies lediglich seine Sache. Es mag sehr schön, sehr gut, sehr edel von ihm sein, aber die Gesellschaft kann es nicht von ihm verlangen. Sie muß, wenn sie solche Enterbte in ihrem Schooße birgt, gewärtigen, daß diese auf das Faustrecht zurückgreifen und, wenn ihrer Viele sind, daß sie die ganze bestehende Rechtsordnung stürzen und sich auf den Trümmern einrichten, wie sie können, einerlei, ob diese Einrichtung besser oder schlechter ist, als die vorherbestehende.

Nur dadurch wahrt sich die Gesellschaft ein Recht auf den Fortbestand ihres Rechtes, daß sie stets bemüht ist, dasselbe den Bedürfnissen Aller anzupassen, die Fehler in den Grundlagen, durch welche das Recht seinen Zweck verfehlt, zu beseitigen oder in ihren Wirkungen aufzuheben und daß sie im Nothfalle sogar bereit ist, auf eine völlig neue Basis des bestehenden Rechtes überzugehen. Der Idealist, welcher einen solchen Uebergang bloß deshalb fordert, weil eine neue Rechtsbasis, z. B. der Kommunismus, nach seinem subjektiven Ermessen oder auf Grund von Demonstrationen, die ihm überzeugend scheinen, den Vorzug verdient, kann freilich niemals verlangen, daß die Gesellschaft ihm nachfolge, und er wird von der Gesellschaft mit deren natürlichem Rechte zermalmt, sobald er versucht, ihr seine Ideen mit Gewalt aufzunöthigen.

Sobald dagegen das Trugbild einer absoluten Geltung der bestehenden Rechtsnormen zertrümmert und an die Stelle des verruchten Satzes: „fiat justitia et pereat mundus“ der Einblick in die wirkliche Bedeutung des Rechtes im gesammten Kulturleben getreten ist, wird man auch dafür zu sorgen haben, daß nicht nur an den bestehenden Regeln im Interesse der Humanität geflickt und gemodelt werde, sondern daß auch die Basis aller Institutionen, die scheinbar selbstverständlichsten nicht ausgenommen, stets auf's Neue untersucht werde.

Vor zwei fast allgemein herrschenden Irrthümern haben wir übrigens hier vor jeder weitern Erörterung zu warnen: der eine ist der, daß das Prinzip des Privateigenthums nothwendig mit dem Schutz jedes beliebigen Grades von Ungleichheit des Besitzes verbunden sei, während der Kommunismus nothwendig die Gleichheit aller Glieder der Gesellschaft in sich schließe; der andere, daß die Grundlage unserer bestehenden Rechtszustände einzig das Privateigenthum mit Ausschluß des kommunistischen Prinzips sei.

Was den erstgenannten Irrthum betrifft, so ist es z. B. durchaus nicht im Widerspruch mit dem Prinzip des Privateigenthums, das Erbrecht abzuschaffen oder zu beschränken. Wenn die Gesellschaft die Erwerbung von Gütern auf anderem Wege als auf dem der Arbeit für unmoralisch und gefährlich hält, so kann sie ganz wohl die Erwerbung durch Erbschaft verbieten, wie sie die Erwerbung durch Raub oder durch Lotteriegewinn aus gleichem Grunde verbieten kann. Daß die Erkenntniß der Schädlichkeit und Gefährlichkeit der Lotterie später kommt als die des Raubes und noch später die Erkenntniß der Schädlichkeit eines unbeschränkten Erbrechts hat mit dem Prinzip des Privateigenthums nicht das mindeste zu schaffen. Es könnte sogar in einer Gesellschaft ohne Erb-

recht der strengste Individualismus in einer Weise durchgeführt sein, wie sie bis jetzt noch nirgends besteht; ja, man kann geradezu behaupten, daß wenigstens das germanische Erbrecht prinzipiell kommunistisch ist, indem es davon ausgeht, als wahren Eigenthümer nicht den Einzelnen, sondern den Stamm, die Familie zu betrachten. — Umgekehrt ist mit dem Kommunismus ganz wohl jede nur erdenkliche Verschiedenheit der gesellschaftlichen Lage der Individuen vereinbar. Die Thatsache der Gemeinsamkeit alles Besitzes schließt noch durchaus nicht in sich, daß jeder von den Früchten der gemeinsamen Arbeit gleich viel erhalte; ja es läßt sich sogar mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß dies in einem größeren kommunistischen Gemeinwesen, zumal mit hierarchischem Anstrich, wie er von manchen Kommunisten verlangt wird, entschieden nicht der Fall sein würde und es ist leicht einzusehen, daß auch hier ein einmal vorhandener Fehler sich im Laufe der Jahrhunderte leicht in's Maßlose vermehren würde, zumal wenn die Gesellschaft gerade diejenigen als Lehrer und Erzieher mit großer Autorität bekleiden würde, in deren Interesse die Ungleichheit ist.

Der zweite Irrthum scheint vielleicht tiefer eingewurzelt als er ist. Da in früheren Zeiten und bis in die Gegenwart hinein die unterdrückten und übervortheilten Massen selten ein Wort mitredeten und dagegen die Männer der höheren Gesellschaft zugleich den Rahm von der Milch abschöpfen und dies Verfahren als Richter in eigener Sache höchst billig und gerecht finden, so ist es sehr begreiflich, daß die „öffentliche Meinung" dieser Kreise ohne Unterscheidung der Prinzipien Alles in die gleiche Kategorie bringt, was an dem für sie so vortheilhaften Zustande der Dinge rüttelt. Der ärgste Gottseibeiuns, das fürchterlichste Schreckgespenst ist nun aber der

Kommunismus und nach diesem wird dann die ganze Klasse der bedrohlichen Erscheinungen benannt, einerlei ob sie kommunistischer Natur sind oder nicht. Umgekehrt kommt man dann ebenso leicht dazu, die Heiligkeit des Privateigenthums so lange als Dogma auszuschreien, als man dasselbe nicht nur für allein seligmachend, sondern auch für allein verwirklicht in unsern bestehenden europäischen Rechtsverhältnissen erachtet. Man darf aber nur auf die strenge Bedeutung der Worte zurückgehen und die Verhältnisse prüfen, wie sie sind, so wird man sich alsbald überzeugen müssen, daß wir im Staat, in der Gemeinde, Familie, in Vereinen, Behörden und Genossenschaften aller Art so unendlich viel Kommunismus haben, daß man die Welt, wie sie ein einseitiger Individualist haben möchte, ebensowohl für eine Utopie erklären darf, als die Welt, wie der Kommunist sie sich ausdenkt.

Ein fast noch schlimmerer Irrthum als diese beiden ist der, daß den Personen der bevorzugten Klassen alle ihre Güter und Genüsse durch das Prinzip des Privateigenthums unbedingt gesichert, durch den Kommunismus dagegen mit unbedingtem Untergange bedroht seien. Ein Mensch, der Nichts mehr besitzt, als seine Arbeitskraft, ist allein durch die letztere unumschränkter Gebieter über einen Theil der Genüsse, welche sich die Reichen eben nur durch fremde Arbeitskraft schaffen können. Er kann sie dem Reichen versagen und alsdann hängt es nur von den Umständen ab, ob dieser sie sich anderweitig verschaffen kann. Sobald alle Arbeiter eines Landes sich verständigen, können sie die Reichen, ohne irgend einen Buchstaben vom strengen Recht des Privateigenthums zu verletzen, ruhig verhungern lassen, oder ihnen ihr gesammtes Eigenthum für einen Bissen Brod in Form Rechtens abkaufen. So unwahrscheinlich nun auch die strenge Durchfüh-

rung dieses Verfahrens ist, so wird man doch im Zeitalter des Strikes und der internationalen Assoziationen leichter als ehedem fassen, daß es auch bei einer sehr unvollkommenen Anwendung schon bedeutende Wirkungen zu üben vermag. Umgekehrt könnte auch beim Siege des kommunistischen Prinzips ein bedeutender Theil der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung lehensweise und aus Nützlichkeitsgründen einstweilen stehen bleiben.

Das Streben der Vernunft, die durch den seelenlosen Kampf um das Dasein hervorgebrachten Zustände zu bessern, verlangt nun aber vor allen Dingen Reduktion der bestehenden Ungleichheiten unter den Menschen, bessere Proportion zwischen Anstrengung und Genuß und Aufhören der letzten Reste des Sklaventhums, welches einen Theil der Menschheit mit Bewußtsein opfert, um einem andern ein wirklich menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. Hiebei sind auf dem Boden des Privateigenthums, wie es gegenwärtig organisirt ist, die beiden größten Klippen das Erbrecht und die Bodenrente.

Was das Prinzip der Vererbung betrifft, so ist es vielleicht zu tief in der menschlichen Natur begründet, um jemals seine Geltung ganz verlieren zu können; es ist jedoch klar, daß es in seinen Wirkungen ganz und gar durch die aus dem jedesmaligen Rechtsbewußtsein einer Zeitperiode fließenden Begriffe von Eigenthum und überhaupt von allen erworbenen Rechten bestimmt wird. Die Gültigkeit erworbener Rechte für die Folgezeit ist von jeher ein den erheblichsten Schwierigkeiten unterworfener Punkt der Rechtstheorie gewesen. Eitle Sophisten haben die Lehre zu verbreiten gesucht, daß ein erworbenes Recht für alle Folgezeit gültig fortdauern müßte. Solche Sätze, deren Unsinnigkeit

jedem Denkenden von selbst klar wird, sobald man sie in ihrer vollen theoretischen Schärfe auffaßt, werden natürlich nur aufgestellt, um gewisse, vom Rechtsbewußtsein der Gegenwart bereits verurtheilte besondere Rechte noch durch den Schein einer höheren Ueberzeugung für eine Weile zu retten. In praktischen Debatten geben solche Sätze, von einem redegewandten Sophisten gehandhabt, oft den Vortheil einer blendenden und für den Augenblick bestechenden Beweisführung, die aber bei ruhiger Betrachtung sofort in ihr Nichts zerfällt. Der letzte Heros dieses Kampfes war bei uns bekanntlich Stahl, ein Mann, der mit allen Gaben der Spiegelfechterei glänzend ausgestattet war und seine unheilvolle politische Thätigkeit dem Anscheine nach auf eine wissenschaftliche Grundlage stützte. Diese in ihrer vollen Hohlheit nachgewiesen, und überhaupt alle falschen Vorstellungen von der Fortwirkung einmal erworbener Rechte bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt zu haben, ist ein Verdienst, durch welches Ferdinand Lassalle sich einen bleibenden Namen in der Rechtsphilosophie erworben hat. Auch wird Lassalles eigene Ansicht von der Gültigkeit erworbener Rechte für spätere Zeiten gewiß als die relativ richtigste anerkannt werden müssen, wenn man auch den absoluten Beweis, welchen er aus den Grundsätzen der Hegel'schen Philosophie herleiten will, nicht gelten läßt. Zwar läßt sich über den Ausdruck streiten, wenn Lassalle erklärt, daß „jedem Vertrage von Anfang an die stillschweigende Klausel hinzuzudenken ist, es solle das in demselben für sich oder Andere stipulirte Recht nur auf so lange Geltung haben, so lange die Gesetzgebung ein solches Recht überhaupt als zulässig betrachten wird." Man hat im Grunde kein Recht, einem Vertrage etwas hineinzudenken, was in demselben nicht gedacht wurde, und da die Idee von einer Fort-

entwicklung des Rechtsbewußtseins den meisten Menschen sehr fern liegt, so werden auch die meisten Verträge in dem guten Glauben geschlossen, daß nicht nur das erworbene Recht als solches bestehen bleibe, sondern auch die allgemeinen Rechtsverhältnisse, auf Grund deren das besondere Recht erworben wurde. Da nun aber dennoch das Rechtsbewußtsein sich ändert und sich in manchen Punkten mit dem Fortschritt der Menschheit nothwendig ändern muß, so bleibt die einfache Thatsache bestehen, daß ein einzelnes Recht gegen das allgemeine Rechtsbewußtsein nicht fortbestehen kann und darf, der Erwerber dieses Rechtes möge sich nun dabei gedacht haben, was er wolle. „Es läßt sich ebenso wenig ein solcher Pflock in den Rechtsboden treiben, als sich ein Pflock in das Erdreich schlagen und verlangen läßt, daß dieser selbst dann noch an seiner Stelle bleibe, wenn sich das ganze Erdreich, in dem er haftet, in Bewegung setzt." „Dies ist der wahre Sinn des oft gehörten Ausspruchs: es giebt kein Recht gegen das Recht." „Daraus ergiebt sich dann ferner die ganze Hohlheit und tiefe Rechtswidrigkeit des sinnverwirrenden interessirten Geschreis, welches die Berechtigten jederzeit anheben, wenn der öffentliche Geist in seiner Fortentwicklung dazu gelangt ist, den Fortbestand eines früheren Rechts, z. B. Leibeigenschaft, Hörigkeit, Robotten, Bann- und Zwangsgerechtigkeiten, Dienste und Abgaben bestimmter Natur, Jagdrecht, Grundsteuerfreiheit fideikommissarische Erbfolge u. s. w. von jetzt ab auszuschließen." *)

Nach dieser durchaus richtigen theoretischen Anschauung könnte und müßte nun auch das Erbrecht ohne Weiteres

*) Lassalle, Theorie der erworbenen Rechte, Leipzig 1861, I., S. 194—198.

gleich den mittelalterlichen Feudalrechten aus unsern öffentlichen Einrichtungen gestrichen werden, wenn das allgemeine Rechtsbewußtsein sich mit derselben Bestimmtheit gegen dasselbe gewandt hätte, wie gegen die Feudalrechte. Dazu ist nun freilich noch lange keine Aussicht, denn das Erbrecht ist nicht nur ein Lieblingsrecht jeder Art von Aristokratie, sondern es ist auch in den Ländern mit getheiltem Grundbesitz den ländlichen Grundbesitzern sehr an's Herz gewachsen. Ueberhaupt dürfte es außerhalb der Kreise der besitzlosen Arbeiter und der sozialistischen Theoretiker fast überall noch als eine der unantastbarsten Grundlagen der Gesellschaft und gewissermaßen als selbstverständliche Natureinrichtung angesehen werden. Anderseits ist freilich der Einfluß desselben auf die Steigerung der sozialen Ungleichheit der Menschen so groß, der Kontrast seiner Wirkungen mit der sozialen Gerechtigkeit, die Jedem die Frucht seiner Arbeit zuwenden möchte, so auffallend, daß sich vereinzelte Angriffe gegen dasselbe stets auf's Neue und mit wachsender Stärke wiederholt haben und wiederholen werden, bis endlich auch die öffentliche Meinung eine andere Stellung zu dieser Frage einnehmen wird.

Wir erinnern daran, daß die Abschaffung, oder wenigstens die Reduktion des Erbrechtes keineswegs etwa nur im Gefolge kommunistischer Staatseinrichtungen auftreten könnte, sondern nicht minder bei strenger Durchführung des entgegengesetzten Prinzips. Ja, man kann sagen, daß ein wirklich konsequenter Individualismus die Beseitigung der Vererbung der Güter geradezu fordern muß, sobald er damit Ernst macht, den Rechtsanspruch des Einzelnen an sein Eigenthum im Sinne der individualistischen Volkswirthschaft auf *seine Arbeit* zu begründen. Bei etwas schärferem Nachdenken wird man sich leicht von dem Vorurtheil frei machen, als sei es

eine nothwendige Folge des Eigenthumsbegriffs, daß Jemand auch über seinen Tod hinaus über die ihm zugehörigen Gegenstände beliebige, die Nachkommen auf ewige Zeiten bindende Verfügung treffen könne. Auf dieser Anschauung beruht das römische Erbrecht, das nicht nur, wie schon Leibnitz erkannte, die Idee der individuellen Unsterblichkeit voraussetzt,*) sondern bestimmter gefaßt, die heidnische Unsterblichkeitsidee, bei welcher dem fortexistirenden Willen des Individuums zugleich ein in Ewigkeit fortdauerndes Interesse an der irdischen Welt, ein schattenhaftes und dabei dämonisch gebietendes Fortleben des individuellen Erdenlebens zugeschrieben wird.[3]

Wenn nun aber weder der germanische noch der römische Begriff des Erbrechtes dem modernen Geiste noch entspricht, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß früher oder später auch diese Veränderung des Rechtsbewußtseins in den Gesetzbüchern ihren Ausdruck finden wird. Nehmen wir nun einen Augenblick an, daß die Gesetzgebung einer europäischen Sozialrevolution unter Zertrümmerung dessen, was bloß der Gewohnheit und dem leicht erkennbaren Vorurtheil angehört, das allgemeine Rechtsbewußtsein[4] der Gegenwart zu einem möglichst genauen Ausdruck bringe, dabei auch, wie es in Zeiten eines revolutionären Umschwungs zu gehen pflegt, bedeutend über dasjenige Ziel hinausgehe, was auch in ruhigen Zeiten als der wahre Inhalt des allgemeinen Rechtsbewußtseins anerkannt werden möchte, so wird sich doch schwerlich eine prinzipielle Beseitigung der Vererbung überhaupt ergeben.

Fallen muß auf Seite des testamentarischen (wesentlich römischen) Erbrechtes jedenfalls die Vermachung unter

*) Vgl. den von Lassalle an den Schluß seiner „Theorie der erworbenen Rechte" gesetzten Satz: „Testamenta vero mero jure nullius essent momenti, nisi anima esset immortalis."

beliebig fortwirkenden, vom Erblasser für alle Zukunft vorzuschreibenden Bedingungen und auf Seite des Intestat- (wesentlich germanischen) Erbrechtes die Erbberechtigung des gesammten Stammes bis auf die letzten Seitenlinien hinaus. Die erstere Beschränkung würde zugleich sämmtliche Vermächtnisse an die „todte Hand", vermuthlich mit sammt dem Begriff einer besitzfähigen, von der Summe der dieselbe repräsentirenden Personen unterschiedenen „juristischen Person" aufheben. Für solche besitzende Gespenster hat unsere Zeit kein Verständniß mehr und wenn man auch zugibt, daß es Bedürfniß sein kann, dem Dienste einer bestimmten Idee, eines bestimmten Zweckes, Güter und Einkünfte zuzuwenden, so wird man doch verlangen, daß die letzteren stets der freien Disposition derjenigen Individuen unterliegen, in deren Gemeinschaft jener Zweck zur Zeit repräsentirt ist. Erlischt die betreffende Idee unter den Nachkommen, oder modifizirt sie sich, so kann sie auch in ihrer erloschenen Gestalt keine Rechte mehr ausüben. Die Lebendigen haben zu verfügen; ein Gedanke, der sich nicht in der Brust der Lebendigen selbst lebend erhalten kann, soll auch nicht mehr durch eine juristisch gesicherte Fortwirkung auf die Verwendung von Gütern und Einkünften den Schein des Lebens erheucheln und dem wirklichen Leben die Bahn versperren. — Was das Intestaterbrecht betrifft, so bedarf es nur eines Blickes auf unsere heutigen sozialen Verhältnisse, um zu erkennen, daß die einstige Bedeutung des Stammes oder der unter ihrem Oberhaupt patriarchalisch geeinigten weitern Familie theils gänzlich geschwunden, theils im schnellen Hinschwinden begriffen ist, soweit sie nicht eben wieder durch Bestimmungen des Erbrechts, die dem Geiste der Zeit widersprechen, künstlich gehalten wird.

Bestehen bleiben wird muthmaßlich auch im stärksten

Sturme einerseits das Recht der reinen Schenkung auf den Todesfall und anderseits die Uebertragung des Besitzes von den Eltern auf die Kinder, wobei jedoch gar nicht unwahrscheinlich ist, daß man auch hier hinsichtlich sehr großer Schenkungen und sehr großen Vermögen eine Schranke setze. — Stuart Mill, der es unbeschadet seiner Popularität unter den Besitzenden wagen konnte, den gänzlichen Wegfall des Erbrechtes der Seitenverwandten in Vorschlag zu bringen und für den Fall, daß alsdann berechtigte Erben fehlen, den Staat an die Stelle zu setzen, bemerkt sehr richtig, man solle einerseits dem Erblasser die völlige Willkür der Verfügung über sein Vermögen lassen, anderseits aber eine Grenze feststellen, „bis zu der Jemand lediglich durch die Gunst Anderer, ohne irgend welche Anstrengung seiner eigenen Fähigkeiten soll erwerben dürfen.“ [5]

Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß auch der Besitz von Eigenthum verpönt werden könnte, wenn nämlich wirklich das allgemeine Rechtsbewußtsein ein kommunistisches würde. Es liegt ferner auf der Hand, daß dies allgemeine Rechtsbewußtsein sehr verschieden ist von der sogenannten öffentlichen Meinung. Diese spricht eigentlich nur die jedesmalige Richtung in den schwankenden Ansichten der mittlern Schichten der Bevölkerung aus; das allgemeine Rechtsbewußtsein dagegen (vgl. Anm. 4) wohnt in allen Klassen und Schichten der Bevölkerung; ja es kommt sogar oft genug, wie wir es namentlich bei der Ausbreitung des Christenthums gesehen haben, gerade in den verachteten Ständen zum Durchbruch. Die öffentliche Meinung erklärte sich in Rom durchaus nicht gegen die Sklaverei, als das Christenthum, im Kampf mit den bestehenden Einrichtungen, schon die Sklaven als Brüder achten lehrte. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich also aller-

dings, daß der Kommunismus, wenn er wirklich je zur wahren Form des allgemeinen Rechtsbewußtseins werden sollte, auch ein Recht auf Existenz hätte, und zwar ein höheres, als das Eigenthumsrecht des Einzelnen. Nun werden Viele glauben, daß bei einer solchen Lehre dem Kommunismus Thür und Thor geöffnet seien, denn die besitzlosen Massen, meint man, seien natürlich immer „für's Theilen". Man wird vielleicht behaupten, ein solches Rechtsbewußtsein gebe es gar nicht und könne es nicht geben, das liese höchstens auf einen allgemeinen Trieb zum Unrecht hinaus. Die Männer der Wissenschaft, Juristen und Nationalökonomen, müßten bestimmen, was das Vernünftige sei, von ihnen müsse man die Unsinnigkeit des Kommunismus sich beweisen lassen, die Regierung habe weiter keine Aufgabe, als diesen Lehren gemäß das Bestehende zu schützen, die Strafgesetze seien dazu da, das Volk vor den Wirkungen so frevelhafter Theorien zu bewahren, und die ungesetzlichen Begierden müßten mit der Schärfe des Schwertes, welches der Obrigkeit nicht umsonst verliehen sei, niedergehalten werden. In solchen Redensarten überstürzt sich gewöhnlich der konservative Eifer, der natürlich vollkommen Recht hat, so weit er sich wirklich gegen die zügellosen Begierden wendet und diesen gegenüber die Staatsgewalt anruft. Der ganze Kernpunkt der Frage ist eben nur der, ob es ein allgemeines Rechtsbewußtsein gibt, welches sich zwar langsam und in großen Perioden, aber dennoch unverkennbar fortentwickelt, und welches in seinem gegenwärtigen Bestand die wahre Grundlage der bestehenden Einrichtungen und die eigentliche Quelle des allgemeinen Gehorsams gegen die Gesetze ist. Dies können nur diejenigen leugnen, welche wähnen, das Volk würde beständig nur durch die Furcht vor dem Strafgesetz und vor der

Miliärmacht niedergehalten, eine die Menschheit beleidigende Ansicht, welche schon durch die einfache kulturgeschichtliche Bemerkung beseitigt wird, daß die größere öffentliche Ordnung stets Hand in Hand gegangen ist mit der Milderung der Strafgesetze. In der That sind auch wohl die Spuren des allgemeinen Rechtsbewußtseins und seines Fortschritts in der Geschichte so deutlich, daß man diese großartigen Wandlungen gewiß nicht leugnen würde, wenn man nur noch eine gründlichere Art wüßte, um den Gedanken los zu werden, daß auch die gegenwärtigen Einrichtungen, in denen wir uns so wohl befinden, einmal unbekannten und neuen Zuständen Platz machen könnten. Was insbesondere den Kommunismus betrifft, so ist der Gedanke an diesen den Meisten so schreckhaft, daß man am liebsten seine Möglichkeit, ja seine bloße Denkbarkeit leugnen möchte, und anderseits erzeugt diese Furcht den Gedanken, daß das Schreckensgespenst, einmal als möglich anerkannt, sehr bald in Wirklichkeit hereinbrechen und mit blutiger Fackel das Gebäude des Bestehenden in Brand setzen würde.

Wir haben uns aber beiden Gedanken entgegenzusetzen. Wie wir einerseits den Kommunismus als denkbar anerkennen und behaupten, daß er dem Eigenthum gegenüber Recht behalten müßte, wenn er wirklich in das allgemeine Rechtsbewußtsein übergegangen wäre, so müssen wir anderseits das Vorhandensein des kommunistischen Rechtsbewußtseins bestreiten. Das vereinzelte Auftauchen der Gelüste zu „theilen“ kann in seiner roheren Form vor der sozialen Aufklärung, welche immer tiefer in die Massen gedrungen ist, schon gar nicht mehr bestehen. Man weiß jetzt hinlänglich, daß die Masse der vorhandenen Güter (vom Grund und Boden, dessen besondere Rolle wir noch zu besprechen haben, abgesehen!) unter

die entbehrenden Millionen vertheilt, Niemanden glücklich machen würde. Wenn man daher noch auf die Anekdote von der Geistesgegenwart Rothschilds Werth legt, der den Arbeitern, die mit ihm theilen wollten, nach schneller Berechnung ihren Antheil in der Gestalt von zehn Thalern ausbezahlte, so gibt man damit nur noch einmal eine gefällige Illustration zu einem Gedanken, der den Meisten bereits geläufig ist. Dann aber muß auch geradezu bestritten werden, daß der Gedanke des Theilens in dieser rohesten Form ein „kommunistischer" ist. Er ruht vielmehr durch und durch auf dem Prinzip des Eigenthums. Der Proletarier, welcher nur den Gedanken des Theilens gefaßt hat, will seinen Theil für sich behalten. Er will ihn genießen, oder auch einmal damit wuchern. Sein Gedanke ist der einer momentanen Ausgleichung unter Fortbestand der alten Formen der Gesellschaft; vergleichbar der Seisachthie (Schuldabwälzung) der alten Athener, bei welcher die bürgerlichen Gesetze fortbestanden und nur ihre Wirkungen durch eine plötzliche Entlastung der Schuldner aufgehoben wurden. In dem Gedanken des Theilens spricht sich weiter nichts aus, wenn man von rein verbrecherischen Plünderungsgelüsten Einzelner absehen will, als die dunkle Idee der ursprünglichen und naturrechtlichen Gleichheit aller Menschen. Diese Idee muß natürlich dann am lebhaftesten auftauchen, wenn der Unterschied im Befinden der verschiedenen Volksklassen ein übermäßiger geworden ist. Wenn dann eine Erschütterung des öffentlichen Rechtszustandes eintritt, so wird die größte Gefahr immer da sein, wo gar keine sozialen Theorien vorhanden sind. Der Arbeiter, welcher irgend einem kommunistischen System anhängt, wird bei der allgemeinen Erschütterung der Gesellschaft zuerst daran denken, eine provisorische Regierung zu bilden; während der konservative

Proletarier schon ganz munter demolirt oder plündert.[6] Jener wird sich damit beschäftigen, eine Idee in die Wirklichkeit einzuführen; dieser macht sich nur den Augenblick zu nutze. Allerdings kann auch die reine Ausgleichung der Vermögensverhältnisse zur Theorie erhoben werden, wie dies in den mosaischen Einrichtungen des Erlaßjahres versucht ist. Dies ist aber in keiner einzigen unter den modernen Theorien der Fall. Vielmehr gehen diese alle darauf hinaus, durch neue Formen der gesetzlichen Einrichtungen Zustände herzustellen, welche eine Krisis der Ausgleichung unnöthig machen, indem sie von vorn herein nur mäßige und natürliche Ungleichheiten entstehen lassen.

Die eigentlich kommunistischen Theorien der Neuzeit haben nun allerdings, namentlich in Frankreich, eine bedeutende Rolle gespielt; betrachtet man jedoch die Theorien und Experimente genau, so wird man leicht entdecken, daß sie alle entweder vage und utopistische Zukunftbilder geben, welche in den Massen durchaus keinen Wiederhall finden, ohne daß sie sich geradezu auf den Weg des freiwilligen, opferfreudigen Experimentes begeben. Fast alle diese Experimente trugen einen mehr oder weniger religiösen Charakter und liefen mehr darauf hinaus, durch Bildung einer schwärmerisch begeisterten Sekte der Welt ein Bild des neuen Glücks zu geben, als den Staat durch einen allgemeinen Umsturz zu kommunistischen Maßregeln zu zwingen. Betrachten wir nur ein einziges solches Bild etwas näher!

Es war am 29. Januar des Jahres 1848, als sich ein Zug von Männern durch Paris bewegte, die alle gleichförmig einen kurzen Rock von schwarzem Sammet und einen runden weißen Hut trugen und die ihren Marsch mit einem Gesange begleiteten, der der Herrlichkeit eines neuen irdischen Para-

dieses gewidmet war. Fern von der Bedrückung und Habgier der europäischen Menschheit sollte in Amerika nach kommunistischen Grundsätzen der neue Staat Ikarien begründet werden. Ein großes Terrain in Texas war gekauft; bedeutende Geldmittel waren von begeisterten Menschenfreunden gespendet; der Zug, welcher nur den Vortrab einer großen Menge von Männern, Weibern und Kindern bildete, die alle in Ikarien das Glück des Kommunismus genießen sollten, war mit Maschinen und Werkzeugen aller Art, mit Büchern, Mundvorrath, Waffen und Zelten versehen, eine Apotheke und zwei Aerzte waren nicht vergessen, und sämmtliche Handwerke waren unter den Auswandernden vertreten. Cabet, der Erfinder, Ankäufer, Gesetzgeber und Patriarch Ikariens, begleitete den Zug bis Havre, um später mit dem Gros zu folgen. So fing eine Unternehmung an, deren Ende durch mühevolles Umherirren, furchtbare Krankheiten, endlose Streitigkeiten und allgemeine Enttäuschung bezeichnet wird. Cabet mußte den Versuch, einen Roman zu verwirklichen, furchtbar büßen. Vertrieben von seinen Ikariern, verlassen von seinen Freunden, fern von seiner Familie, starb er in Armuth und Einsamkeit.

In den verschiedensten Formen sozialer Phantasien und Experimente, von den ans Verrückte grenzenden Theorien Fouriers bis zu den Ehrfurcht erweckenden Unternehmungen des edlen Owen wiederholt sich immer dieser Zug der Gemeindebildung. Diese Kommunisten respektiren das Eigenthum noch, indem sie es abschaffen. Wenn man Babeuf ausnimmt, der den Sturm der Elenden gegen die Besitzenden in seiner rohesten und gewaltsamsten Form erfaßt hatte, so rechneten sie Alle mehr oder weniger auf Freiwilligkeit, und zwar nicht nur deßhalb, weil ihnen die Macht fehlt, ihre Grund-

sätze auf anderem Wege durchzuführen, sondern auch, weil ihr Prinzip die unbedingte Freiwilligkeit fordert. Sie heben nicht den Begriff des Eigenthums im Staate auf, sondern sie schaffen nur eine höhere Form des Eigenthums, den gemeinsamen Besitz einer durch ein geistiges Band geeinigten Gemeinde. Daß sie in dieser Gemeinde ein Muster aufstellen wollen, nach welchem wo möglich die ganze menschliche Gesellschaft sich richten soll; ja, daß ihnen der Staat selbst mehr oder weniger gleichgültig und überflüssig wird, daß sie wo möglich durch Auswanderung einen freien Fleck der Erde zu gewinnen suchen, wo ihre Gemeinde zugleich der Staat ist — das Alles sind Uebelstände, welche auf die bestehenden Staaten nur wenig Einfluß haben könnten. Freilich, wenn unsere Staaten solchen kommunistischen Gesellschaften völlig freie Hand ließen — wie die Grundsätze der Gerechtigkeit es fordern — dann wäre immerhin denkbar, daß sich allmälig der ganze Staat in eine Vielheit solcher Gemeinden auflöste, und daß dann endlich auch, dem siegreichen Rechtsbewußtsein dieser neuen Gesellschaft entsprechend, die letzten Reste der Eigenthumsrechte aufgehoben würden. Bis dahin ist aber ein langer Weg, und da dieser Weg nur durch die positive Gemeindebildung zurückgelegt werden könnte, durch eine Gemeindebildung, zu welcher in jedem einzelnen Falle eine schwärmerische Begeisterung und opferfreudige Ausdauer gehört, so wird man uns zugeben, daß man die eigentlichen Kommunisten noch lange Zeit könnte gewähren lassen, bevor aus ihrem Treiben eine allgemeine Abschaffung der Eigenthumsrechte hervorginge. Fast alle Versuche kommunistischer Einrichtungen sind übrigens bisher nicht nur vergeblich, sondern auch äußerst kostspielig gewesen. Dies ist in Beziehung auf die Frage des Kampfes um die bevorzugte Stellung von

Wichtigkeit; denn wenn auch die Kommunisten unter sich die bevorzugte Stellung abschafften, so haben sie dies Problem doch in Beziehung auf die Gesellschaft im Ganzen kaum ernsthaft zu lösen versucht. Fouriers phantasievolle Rechnungen, in denen er z. B. die Tilgung der englischen Staatsschuld durch großartige Produktion von Hühnereiern projektirte, kommen hier natürlich nicht in Frage. Auf dem Papier lassen sich alle sozialen Probleme lösen. Es ist aber sicher, daß alle Versuche, den Kommunismus im Großen auszuführen, mit namhaftem Aufwande von Kapital gemacht wurden, und dieser Umstand ist wichtiger, als die bloße Thatsache des Mißlingens; denn Owen hat mehrmals, namentlich auch in seiner Kolonie Newharmony, höchst beachtenswerthe Resultate unter den furchtbarsten Schwierigkeiten zu Wege gebracht. Allein Alles scheiterte schließlich immer an Kapitalmangel, wodurch sich denn auch die gelungenste derartige Unternehmung als Treibhauspflanze darstellen würde. Es ist mit diesem freiwilligen Theilen nicht anders als mit dem unfreiwilligen. Wenn einmal das Wunder geschähe, daß alle Millionäre ein Herz hätten wie Owen, daß sie alle glückliche kommunistische Kolonien gründeten und daß diese Kolonien alle dauernd gedeihen, so würde die große Masse der Menschen doch noch von diesen ausgeschlossen bleiben, und nun, in der Konkurrenz gegen ein neues, weltbewegendes Prinzip, wahrscheinlich doppeltem Elend anheimfallen. Es könnte geradezu aus den Kommunisten ein neues Adelsgeschlecht hervorgehen, womit dann die Menschheit vielleicht in eine sehr interessante neue Phase eintreten würde, aber jedenfalls in eine ganz andere, als die, welche die Massen von einer sozialen Bewegung jetzt hoffen.

Wir haben dargethan, daß der Kommunismus eine wirk-

liche Gefahr für das Eigenthumsrecht zur Zeit, und muthmaßlich mindestens auf Jahrhunderte hinaus, nicht mit sich bringt. Wir schreiben dies nicht, um die Besitzenden zu beruhigen, geht doch unsere Absicht eher auf das Gegentheil hinaus; nämlich sie aus dem Schlummer der Sicherheit zu wecken und ihnen zu zeigen, daß sie sich um das Schicksal ihrer Mitmenschen kümmern müssen, wenn sie sich auf die Dauer sicher stellen wollen. Wir leugnen jene Gefahr einfach, weil sie nicht besteht. Müßten wir sie anerkennen, so würde dies von unserem Standpunkt aus im Grunde eine Anerkennung des Kommunismus selbst in sich schließen; denn nur dann vermöchte dieser das Eigenthumsrecht wirklich zu verdrängen, wenn er eben sich zur allgemeinen Form des Rechtsbewußtseins erhoben hätte. Erschütterungen aber, soziale Erdbeben ohne eigentlichen Umschwung, mögen freilich sehr leicht durch kommunistische Bestrebungen hervorgerufen werden, und zwar deshalb, weil unsere Gesetzgebungen und noch mehr die übliche Handhabung der Polizei, auch die bestgemeinten und freiwilligsten Experimente der Art verhindern würden. Daß hier Raum geschafft werden muß, so weit nicht unzweifelhaft nachgewiesene Interessen der Gesammtheit im Wege stehen, ist klar. Zu solchen hindernden Interessen darf aber die Rücksicht auf das herrschende Vorurtheil nicht gezählt werden, da das Vorurtheil sich bisher noch jedem großen Fortschritt der Menschheit entgegengestellt hat. Es ist vielmehr nothwendig einer der ersten Schritte der ihrer Aufgabe bewußt gewordenen Menschheit, daß der Grundsatz, die landesläufigen Vorurtheile zu befestigen und den sittlichen und intellektuellen Standpunkt einer beschränkten Zeitperiode mit Gewalt und Zwang gegen Andersdenkende zu verewigen, definitiv und in seinem vollen Umfange beseitigt werde.

Wenn wir sonach auch für eigentlich kommunistische Experimente, so weit sie keinen Unbetheiligten in seinen Rechten kränken, volle Freiheit fordern, so gilt dies natürlich noch um so viel mehr für alle sozialen Experimente, welche sich weniger weit vom Bestehenden entfernen, insbesondere für genossenschaftliche Assoziationen jeder Art, einerlei, ob sie in ihrer Organisation mehr oder weniger kommunistische Elemente in sich schließen. Um denselben den erforderlichen Spielraum zu völlig freier Bewegung zu gewähren, genügt es dann freilich nicht, ihnen auf dem Umwege durch eine weitläufige und dabei stets noch ungebührlich beengende Spezialgesetzgebung die Rechte „juristischer Personen" zu sichern, sondern es wird einer gründlichen Rechtsreform bedürfen, welche diese fingirten Personen ein für allemal total beseitigt und statt dessen allgemein gültige und auf jeden beliebigen Spezialfall anwendbare Rechtsnormen für den gemeinsamen Besitz von Vermögensobjekten und Rechten aufstellt.

Während aber so der Staat im Privatrecht für freie Unternehmungen auf der Basis gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Erwerbs Raum schaffen muß, bleibt es durchaus nicht ausgeschlossen, auch im Staatsrecht der Idee des Kommunismus gegenüber derjenigen des Individualismus wieder eine größere Bedeutung zu geben, wenn und insofern dadurch dem Grundübel, der Zentralisation des Besitzes, entgegengewirkt und das Uebergewicht des Kapitals über die Arbeit gebrochen werden kann. Genauer bezeichnet würde es sich vielleicht darum handeln, gewisse Gebiete des sozialen Lebens der privatrechtlichen Verfügung zu entziehen und dem öffentlichen Recht zu unterstellen, das heißt, nicht nur im Einzelnen hie und da, wo

die Zweckmäßigkeit oder die geschichtliche Entwicklung darauf geführt haben, den Staatsbetrieb an die Stelle der Privatwirthschaft zu setzen, wie dies z. B. im Postwesen und theilweise auch im Betrieb der Eisenbahnen und Telegraphen, sowie der Banken geschehen ist, sondern auch durch prinzipielle Entscheidung gewisse, ihrer Natur nach dafür geeignete Gebiete ein für allemal zum Eigenthum der Gesammtheit zu machen, die mittelst der Gesetzgebung und Verwaltung darüber verfügt und nach Normen des öffentlichen Rechtes den Einzelnen die private Ausnutzung, niemals aber die unbedingte Verfügung über das auszunutzende Objekt selbst anheimstellt.

Das wichtigste hier in Frage kommende Gebiet ist das des Eigenthums an Grund und Boden. Wo das Privateigenthum nach Kants oben mitgetheilter Anschauung begonnen hat, da wird es auch zuerst angefochten und aller Wahrscheinlichkeit nach wird wenigstens in England die Forderung binnen nicht gar zu ferner Zeit zu großer praktischer Bedeutung kommen, daß der Erdboden überhaupt nicht Gegenstand des Privateigenthums sein könne, sondern der Gesammtheit angehören und von ihr demjenigen zur Nutzung gegen Entgelt übergeben werden müsse, welcher ihn am besten und mit dem besten Erfolg für die Gesammtheit bebauen könne. Schon im vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, welch' eine entscheidende Rolle Marx der Frage des Grundeigenthums in der Geschichte und Kritik unserer sozialen Zustände zuweist. Hier liegt uns jedoch noch die theoretische Erörterung einer andern und allgemeinern Frage ob, die wir etwa so bezeichnen können: Uebt das Eigenthum am Grund und Boden eine zentralisirende Wirkung auf die Vermögensbildung aus? Es ist dies

die in der Volkswirthschaft vielfach erörterte Frage der Bodenrente, freilich in einer Form, welche von vorn herein schon vielfache Mißverständnisse abschneidet, bloßem Wortstreit vorbeugt und aus der sachlichen Frage den eigentlichen Kernpunkt kurz hervorhebt.

Der Begriff der „Bodenrente" ist ein bevorzugter Tummelplatz volkswirthschaftlicher Streitigkeiten geworden, daher man vor allen Dingen sorgen muß, keine Mißverständnisse über den Sinn, in welchem man das Wort gebraucht, aufkommen zu lassen. — Ursprünglich war die Grundrente eine Abgabe an den Lehensherrn für die Benutzung des Bodens, dessen Eigenthum dieser kraft seines Eroberungsrechtes in Anspruch nahm. Später verstand man darunter im gewöhnlichen Leben bisweilen Alles, was ein Pächter überhaupt für die Benutzung eines Stückes Land dem Eigenthümer zahlen mußte, bisweilen aber nur jene am Boden haftenden und bis in die neuere Zeit hinein nicht ablösbaren Abgaben, die auch der Eigenthümer irgend einem empfangsberechtigten Dritten zahlen mußte, sei es nun, daß diese Abgaben noch direkt aus der Feudalzeit stammten, sei es, daß sie nach Analogie der Feudallasten in späteren Zeiten vertragsmäßig entstanden waren. Fassen wir die Grundrente in diesem engeren Sinne ins Auge, so ist klar, daß der Käufer eines mit solchen Grundrenten belasteten Grundstücks außer dem Zins seines Kaufkapitals und eines allfälligen Anlagekapitals für Verbesserungen auch noch die Grundrente aufbringen mußte, bevor er an den Ertrag seiner Arbeit auf dem Grundstück denken konnte. Da solche Verhältnisse ungemein häufig waren, so ist nichts natürlicher, als daß man die Grundrente als einen besonderen Faktor des Bodenertrages ansah. Wollte ein solcher Eigenthümer sein Grundstück verpachten, so bestand also wiederum

die gesammte Rente, welche er fordern mußte, um nicht zu Schaden zu kommen (die „Grundrente" im oben erwähnten weitern Sinne des Wortes) aus der Rente seines Anlagekapitals (bestehend wieder aus dem Kauf- und dem Verbesserungskapital) und der Grundrente (im engern Sinne des Wortes), die er aber wieder an den empfangsberechtigten Dritten abgeben mußte, falls er diese Abgabe nicht ohne Weiteres dem Pächter überband. Ein Grundstück, welches von keiner Grundrente (im engern Sinne) behaftet war, stand natürlich entsprechend höher im Preise. Wäre man nun von diesem einfacheren Falle ausgegangen, so würde man bald eingesehen haben, daß die Grundrente — einerlei, wie sie entstanden war — sich als Rente eines vertragsmäßig unkündbaren Kapitals betrachten ließ, das auf dem Boden haftete, und daß dies Kapital irgend einem Bruchtheil des gesammten Kapitalswerthes des betreffenden Grundstücks gleichkomme. Statt dessen ging man vom umgekehrten Falle aus und nahm an, daß die Grundrente (im engern Sinne) nicht nur eine historische, sondern auch eine wirthschaftliche Bedeutung für sich habe, daß also ein Grundstück auf alle Fälle „Grundrente" trägt, auch dann, wenn dieselbe keinem Dritten, sondern dem Eigenthümer selbst zufällt, das heißt mit andern Worten, wenn auf demselben keine Abgabe an einen Dritten haftet, wogegen eben der Kapitalwerth entsprechend höher ist. Man glaubte also auch in diesem Falle die gesammte Kapitalrente zerlegen zu müssen in Grundrente und eigentliche Kapitalrente.

Wie die Wissenschaft in der Regel zuerst versucht, historisch vorgefundene Kategorien zu begreifen und zu erklären, bevor sie dieselben für unbrauchbar erklärt und umwirft, so auch hier: Man erklärte, die Grundrente sei ein Entgelt für

die ursprünglichen Produktivkräfte des Bodens, wogegen die Kapitalrente dann leicht, gleich dem Kapitalbegriff überhaupt, in einen Entgelt für frühere Arbeit aufgelöst wurde: so nämlich, daß das Anlagekapital die Arbeit des gegenwärtigen Besitzers, der Kaufschilling die Arbeit der früheren Besitzer repräsentirte. Wir haben nun einen dritten Begriff der Grundrente, und zwar einen rationellen, gegenüber jenen beiden empirischen Begriffen. Abstrahirt wurde dieser Begriff aus jenem engern empirischen Begriff der Grundrente, der aus den Feudalverhältnissen stammte. Einmal gewonnen, machte er sich von seinem empirischen Ursprung los und man nahm bald eine „Grundrente" als Entgelt für die ursprünglichen Produktivkräfte des Bodens an, ohne damit sagen zu wollen, daß diese immer, oder auch nur durchschnittlich durch jene empirische Grundrente ihrem genauen Werthe nach repräsentirt werde.

Auf diesem Standpunkt war die Sache, als durch die britische Nationalökonomie, hauptsächlich durch Ricardo ein völlig neues Element in die Theorie der Bodenrente gebracht wurde, und zwar das einzige, welches auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft noch Werth hat: ein Element, welches den Begriff der Bodenrente zu einem ungemein wichtigen Ausgangspunkt volkswirthschaftlicher Folgerungen gemacht hat. Bevor wir auf diesen zweiten rationellen Begriff der Bodenrente näher eintreten, müssen wir auf den ersten rationellen Begriff, nach welchem die Bodenrente ein Entgelt für die natürlichen Produktivkräfte des Bodens sein soll, zurückkommen und seine Unhaltbarkeit darthun.

Sobald man den Begriff des Werthes dahin bestimmt, daß man unter demselben ein für allemal nur den „Tauschwerth", nicht aber den „Gebrauchswerth"[7] versteht, läßt es

sich nicht schwer durchführen, daß aller Werth auf der Arbeit beruht.*) Inwiefern man mit jener Begriffsbestimmung auskommt, können wir dabei einstweilen dahingestellt sein lassen. [8]

Es ist hundertmal wiederholt worden, daß die Luft keinen Preis hat, weil sie nur Gebrauchswerth (für's Athmen) hat, nicht aber Tauschwerth, da Niemand von einem Andern eintauscht, was er selbst ohne weitere Anstrengung haben kann. Ebenso hat Wasser nur da einen Werth im volkswirthschaftlichen Sinne (Tauschwerth), wo es aus der Ferne herbeigeschafft werden muß, also Arbeit kostet. Wo herrenloses Land in Fülle ist, hat das Land als solches keinen Werth; nur die Arbeit der Bebauung bringt Werthe hervor. Durch solche und ähnliche Betrachtungen, für die wir auf die verbreitetsten Handbücher und populären Darstellungen der Volkswirthschaft verweisen können, wird mit ziemlichem Erfolg durchgeführt, daß allenthalben der Werth eines Gegenstandes auf der Arbeit beruht und der Preis desselben den Kosten derjenigen Arbeit entspricht, die ich zur Erzeugung des Gegenstandes aufwenden müßte, der sich mir fertig darbietet.

Die Anwendung dieser Werththeorie auf die Lehre von der Bodenrente bestand dann darin, daß man nachzuweisen suchte, der gewöhnliche Preis der Grundstücke sei nicht nur nicht höher, sondern eher niedriger als die Kosten der Arbeit, durch die sie in ihren jetzigen Zustand gebracht worden seien oder gebracht werden könnten. Also stecke in diesem Preis keine Entschädigung für den Boden als solchen; mit

*) Nur nicht immer auf der Arbeit desjenigen, welcher den betreffenden Werth besitzt! In diesem Angelpunkt bewegt sich die ganze soziale Frage.

andern Worten: es gebe keine Bodenrente; der Preis der Grundstücke sei genau der Preis der in ihnen kapitalisirten Arbeit der vorhergehenden Besitzer, die sogenannte Bodenrente sei also nichts als ein Theil der Kapitalrente, prinzipiell in nichts von jeder andern Kapitalrente unterschieden.

Es kann uns hier nicht interessiren, die Mängel, welche diesem Beweise immer noch anhaften, aufzudecken. In der Hauptsache ist derselbe ausreichend, um die Unhaltbarkeit jenes Begriffes nachzuweisen, den wir oben als den „ersten rationellen Begriff der Grundrente" bezeichneten. Mit den Vernunftgründen für die historische Grundrente der Feudalzeit ist es überhaupt nichts, und man wird sich gewöhnen müssen, auch sie als einen Entgelt für Arbeit anzusehen, nur nicht mit Max Wirth*) für die „mühsame und gefahrvolle Arbeit der Eroberung", sondern für die Arbeit anderer Personen, die der Eroberer sich auf einem nichts weniger als nationalökonomischem Wege angeeignet hat.

Ein ganz neuer Begriff der Bodenrente ringt sich nun aber in der britischen Nationalökonomie von jenem früheren los; ein Begriff, der mit der feudalen Grundrente nichts mehr zu thun hat und der von den volkswirthschaftlichen Optimisten, Carey und Bastiat an der Spitze, nicht nur nicht widerlegt, sondern nicht einmal begriffen wurde.

Der Uebergangspunkt liegt bei Ricardo. Dieser erklärte zwar einerseits noch, die Bodenrente sei das Geld, welches

*) National-Oekon., 1. Bd., 1. Buch, Kap. 9. Vgl. auch „Mills Ansichten", S. 47. — Den gleichen Gedanken, wie bei Max Wirth, finden wir auf einem Bilderbogen von Gustav Kühn in Neu-Ruppin, wo unter der Figur eines mit Dietrichen „arbeitenden" Mannes der sinnreiche, vom tiefen Studium der Nationalökonomie zeugende Vers steht: „O, wie muß der Dieb sich quälen; Gar zu schwer ist doch das Stehlen!"

der Grundeigenthümer für die ursprünglichen und unzerstörbaren (also von jeder Bearbeitung unabhängigen) Kräfte seines Bodens erhalte, anderseits aber erklärte er, die Bodenrente habe ihren wahren Grund lediglich in der verschiedenen Qualität des vorhandenen Bodens. Wäre dieser gleich, so gäbe es also auch keine Bodenrente. Diese ist nur die Differenz in den Produkten zweier gleich großer und gleich bearbeiteter Grundstücke, so weit diese Differenz durch die ursprüngliche und jeder Bearbeitung vorausgehende Qualität des Bodens bedingt wird.

Daß wir hier einen total neuen, von der geschichtlichen Ueberlieferung fast vollständig abgelösten Begriff der Bodenrente haben, geht aus der einfachen Betrachtung hervor, daß der schlechtere Boden doch auch noch natürliche Produktivkräfte hat und ebenso (obwohl das nicht dasselbe ist) in der Feudalzeit mit einer wenn auch geringen Abgabe an den Lehensherrn oder einen andern Berechtigten belegt sein konnte. Indem nun auf einmal nicht mehr die Produktivkraft des Bodens an und für sich die Rente tragen soll, sondern nur die Differenz zwischen dem guten und schlechten Boden, ist die ganze Frage auf ein anderes Gebiet versetzt worden. Hier aber hat sie nicht nur ihre Berechtigung, sondern sie bildet auch den Ausgangspunkt einer Reihe ungemein wichtiger volkswirthschaftlicher Sätze; sie erscheint zuletzt als bloßer Spezialfall in einer Reihe nicht minder beachtenswerther wirthschaftlicher Erscheinungen, die mit der ursprünglichen Produktivkraft des Bodens nichts zu thun haben, bei denen allen aber das Gemeinsame ist, daß bei ihnen der Inhaber eines Objektes unter gewissen Verhältnissen durch die bloße Thatsache seines Besitzes am Arbeitsertrag anderer Personen partizipirt. Die Lehre von der Bodenrente, von

einem Mißverständniß ausgegangen, wird hier zum Eckstein eines neuen Flügels am Gebäude volkswirthschaftlicher Erkenntnisse.

Ricardo denkt sich, zur Veranschaulichung des Sachverhaltes, den Boden eines Landes nach seiner Fruchtbarkeit in verschiedene Klassen getheilt und nimmt an, daß Anfangs nur das beste Land, dasjenige der ersten Klasse, in Anbau genommen wird. Nachfrage und Angebot bestimmen den Preis des Getreides und dieser setzt sich mit allen übrigen Gegenständen des Verkehrs in's natürliche Gleichgewicht.

Nun wachse die Bevölkerung dieses Landes so, daß auch Boden zweiter Qualität angebaut werden muß, um die erforderliche Menge von Nahrungsmitteln zu produziren. Jetzt ist klar, daß sich die Arbeit auf dem Boden zweiter Qualität mit der übrigen Arbeit, die im Lande geschieht, in's Gleichgewicht setzen muß,*) weil sonst trotz der wachsenden Bevölkerung diesem Boden keine Arbeiter zuströmen würden. Ist es doch in Wirklichkeit eine sehr häufige Erscheinung, daß gleichzeitig mit allgemeiner Zunahme der Bevölkerung in einem Lande durch das Aufblühen der Industrie sich dennoch entlegene Gebirgsthäler und wenig fruchtbare Hochflächen entvölkern, weil die Arbeit in den Industriebezirken lohnender ist. Innerhalb dieser volksdichten Bezirke selbst aber wird dann bald auch der schlechteste Boden zur Kultur herangezogen, weil dieselbe theils durch Ueberfluß an Dünger leichter, theils

*) D. h., wie in ähnlichen theorethischen Untersuchungen immer, daß die Tendenz zu dieser Ausgleichung in den Verhältnissen liegt und sich auch in jedem gegebenen Falle geltend macht, wie wohl die Erscheinungen der Wirklichkeit, als Resultirende verschiedener gleichzeitig wirkender Einflüsse (z. B. Affektionswerth von Grund und Boden, Gewohnheit u. s. w.), dies nicht immer ohne Analyse erkennen lassen

durch hohe Marktpreise gewinnbringender, endlich aber auch durch die Vortheile einer Verbindung landwirthschaftlicher und industrieller Thätigkeit lohnender ist, als die Arbeit auf einem sogar noch bessern Boden in abgelegener Gegend.

Auf alle Fälle muß man sonach als Regel annehmen, daß auch der mindest rentable (auf ein gleiches Arbeitsquantum am wenigsten Ertrag gebende) Boden noch das Anlagekapital verzinst und den Arbeitslohn aufbringt, weil er sonst eben gar nicht bebaut werden würde. Sobald dies nun aber der Fall ist, muß nothwendig der bessere Boden (d. h. hier nicht der absolut fruchtbare, sondern derjenige, welcher im Verhältniß zu Anlage und Betriebskosten am meisten aufbringt) noch einen Ueberschuß ergeben über das Aequivalent hinaus, welches ihm früher, als noch nur Boden dieser Qualität angebaut wurde, für Kapital und Arbeit zufloß. Dieser Ueberschuß ist die „Bodenrente" im Ricardo'schen Sinne: diejenige, mit welcher allein die Wissenschaft jetzt noch zu thun hat; freilich ein völlig umgestalteter, nach der einen Seite bedeutend enger gewordener, in anderer Beziehung aber, wie wir sehen werden, der ausgedehntesten Anwendung fähiger Begriff.

Ricardo blieb freilich, indem er diesen neuen und wichtigen Begriff eroberte, noch mit einem Fuß in der unbrauchbaren Ueberlieferung stehen, indem er daran festhielt, daß die Bodenrente das Geld sei, welches der Eigenthümer für die ursprünglichen und unzerstörbaren (also auch nicht durch Kapitalanlage geschaffenen) Kräfte seines Bodens erhalte. Man kann freilich diesen Ausdruck aus Ricardo's eigener Theorie dahin verbessern, daß man sagt, Bodenrente sei das Geld, welches der Eigenthümer für die Differenz zwischen den ursprünglichen und unzerstörbaren Kräften seines Bodens

und den entsprechenden Kräften des geringeren Bodens erhalte, allein dann haben wir gerade die Hauptsache erst in die Erklärung hineingebracht, nämlich die Differenz der Ertragsfähigkeit, und was noch bleibt von der überlieferten Anschauung, nämlich die „ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte," gerade das ist falsch. Es ist vielmehr völlig gleichgültig, ob der Vorzug des ökonomisch bessern Bodens in ursprünglicher Fruchtbarkeit der jungfräulichen Erde bestehe oder in uralten, längst amortisirten[9] Kapitalanlagen (Straßenbau, Kanalisirung, Entsumpfung u. s. w.), oder endlich gar in einer Kapitalanlage des jetzigen Besitzers, sobald derselbe diese Kapitalanlage unter den früheren Verhältnissen der dünneren Bevölkerung gegen den damaligen billigeren Arbeitslohn ausgeführt und lediglich auf die damaligen Verhältnisse richtig berechnet hat. Der Vorsprung, welcher ihm im letztern Falle dadurch zufällt, daß der Arbeitslohn mit sammt den Preisen der Produkte ohne sein Zuthun und ohne daß er es durch Spekulation antizipirt hätte, gestiegen ist und die gleiche Anlage nun nicht mehr um so geringen Preis auszuführen wäre; dieser Vorsprung muß unbedingt zur Bodenrente gezählt werden, wenn man derselben überhaupt eine konsequente Bedeutung beilegen will.

So lange man die Bodenrente irgend direkt aus den Produktivkräften des Bodens ableiten will, werden die Gegner der Bodenrente stets Recht behalten mit dem Einwand, daß die Produktivkräfte des Bodens, ökonomisch betrachtet, im Kauf- und Anlagekapital vollständig repräsentirt sind, mögen diese Produktivkräfte nun entstanden sein, wie sie wollen.

Dagegen haben die Gegner der Bodenrente ein für allemal Unrecht, wenn sie, gestützt auf obige Bemerkung, den

Versuch machen wollen, jene Vortheile, welche dem durch die Verhältnisse bevorzugten Grundbesitzer aus der Arbeit Anderer zufließen, wegzuleugnen und den daraus entstehenden Gewinn einfach auf die gewöhnlichen Regeln der Kapitalrendite, des Arbeitslohns und der Risikoprämie zurückzuführen.

Wollte man hierauf entgegnen, was wir Bodenrente nennen, sei doch nur eine besondere Art des Kapitalgewinns,[10] so haben wir uns zu hüten, daß wir nicht in leeren Wortstreit verfallen. Es kommt alles darauf an, welchen Nachdruck man hier auf das Wort „besondere" legt. Sobald man zugibt, daß diese „besondere Art" von Kapitalgewinn auf eine Weise entsteht, welche von den sonst in der Volkswirthschaft vorgetragenen Regeln der Kapitalrendite total verschieden und dabei für eine tiefere Ergründung der wirthschaftlichen Verhältnisse von fundamentaler Bedeutung ist, so haben wir in Beziehung auf die Sache nichts mehr zu bemerken und bitten uns nur noch aus Zweckmäßigkeitsgründen für die besondere Sache auch eine besondere Bezeichnung aus. Will man alsdann, ebenfalls zur ferneren Vermeidung von Mißverständnissen auch den Ausdruck „Bodenrente" durch einen zutreffenderen ersetzen, so haben wir nichts dagegen einzuwenden und schlagen den Ausdruck „Prioritätsrente" vor.*) Will man dieselbe alsdann durchaus unter dem Oberbegriff des „Kapitalgewinns" mit befassen, weil sie eben dem Kapitalisten in Folge einer

*) Man könnte einerseits an „Monopolrente", andrerseits an „Differenzialrente" denken; der obige Ausdruck scheint uns aber das Gute, was in diesen beiden Bezeichnungen liegen würde, zu vereinigen und dabei noch gewisse Mißverständnisse, denen jeder derselben unterworfen wäre, zu vermeiden.

Kapitalanlage zufallen kann, so ist sie wenigstens von der regelmäßigen Kapitalrendite (Zins und Spekulationsgewinn) streng zu unterscheiden. Zweckmäßiger ist es jedoch, den Begriff ganz für sich bestehen zu lassen, zumal es im gewissen Sinne auch auf dem Gebiete der Arbeitskraft eine Prioritätsrente geben kann, worüber wir jedoch uns Weiteres hier versagen müssen, um nicht zu weit abzuschweifen.

Einige Beispiele mögen nun hier zunächst die allgemeinere Natur der „Prioritätsrente", auf welche bereits mehrmals hingewiesen wurde, darthun.

Gesetzt, es besitze Jemand in einem Lande ohne Industrie und mit altväterischer, die freie Niederlassung hemmender Gesetzgebung eine reiche Wasserkraft, die er nur theilweise zum Betrieb einer schwerfälligen, für den bloßen Lokalbedarf arbeitenden Mühle benutzt. Die Verhältnisse seines Grundbesitzes und seiner Gerechtsame seien so, daß die betreffende Wasserkraft ausreichend gemacht werden kann für den Betrieb einer großen Fabrik, aber es gibt keine Fabriken im Lande. Der Besitzer der Mühle bezieht aus seiner Wasserkraft nicht einmal eine Prioritätsrente, denn die wenigen anderen Mühlen im Lande haben ebenfalls gute, wenn auch minder reiche Wasserkräfte, und wenn einer noch eine neue Mühle anlegen will, findet er mit Leichtigkeit auch noch eine ausreichende Wasserkraft. Nun werde in Folge unvorhergesehener, wenigstens von den Bewohnern dieser Gegend in keiner Weise ökonomisch antizipirter Ereignisse die freie Niederlassung eingeführt und ein auswärtiger Fabrikbesitzer findet diese Wasserkraft zu einer Fabrikanlage geeignet. Der Müller merkt den ungesucht sich darbietenden Vortheil (wenn er dem Verkauf anfangs aus Eigensinn oder irgend einem andern Motiv Widerstand leistet, ist das Resultat ganz dasselbe) und verkauft schließlich seine

Mühle für das Dreifache ihres frühern Werthes. Zwei Drittel der Kaufsumme sind alsdann Prioritätsgewinn (kapitalisirte Prioritätsrente), die ihm nicht in Folge seiner ursprünglichen Kapitalanlage (dieselbe als Geschäft, nicht als bloßes Faktum betrachtet) zufloſſen, sondern in Folge des Umstandes, daß ein zufällig in seinem Besitz befindlicher Gegenstand einen erhöhten Werth erhielt. Dieser Werth wäre nicht entstanden, wenn es noch beliebig viele, gleich gute Wasserkräfte gegeben hätte.

Knüpfen wir ein zweites Beispiel an denselben Faden! Der Fabrikant habe seine Wasserkraft im Allgemeinen den Verhältnissen entsprechend bezahlt, so jedoch, daß er noch einen schönen Lohn seines Scharfsinns und seines Unternehmungsgeistes erzielt, in welchem wir den Antheil des Glücks (vgl. das dritte Kapitel) hier unberücksichtigt lassen. Zwei bis drei andere Fabrikanten folgen seinem Beispiel und damit seien die zur Zeit überhaupt für solche Anlagen brauchbaren Wasserkräfte erschöpft; der erste habe am vortheilhaftesten gekauft. Alsdann bezieht von allen diesen Fabrikanten bis dahin noch keiner eine Prioritätsrente, sondern Alle beziehen nur Kapitalgewinn und der Vorsprung des ersteren ist eben ein größerer Kapitalgewinn nach gewöhnlichen Regeln, veranlaßt durch seine größere Schnelligkeit, Gewandtheit, Sachkenntniß, oder auch durch einen unter keine allgemeinere Regel zu bringenden glücklichen Zufall. — Jetzt aber trete ohne Zuthun oder Vermuthung dieser Fabrikanten eine Veränderung in den Produktionsverhältnissen ihres Artikels ein (technische Erfindung, Preissteigerung auf dem Weltmarkt in Folge vermehrten Konsums u. s. w.), welche es möglich macht, auch die schlechteren Wasserkräfte noch, wenn auch unter ungünstigeren Verhältnissen (Dampf zur Aushülfe für die

Sommermonate bei theuren Steinkohlen, kostspielige Leitungen u. s. w.) zu benutzen. Alsdann fällt sämmtlichen Besitzern der Wasserkräfte erster Klasse die Prioritätsrente zu.

Machen wir, um auf einen andern Boden überzugehen, die Annahme, daß sich einem schönen, von der gewinnbringenden Landplage der Touristen bisher verschont gebliebenen Lande plötzlich der Fremdenstrom zuwende und bis in die entlegensten Thäler hinein alle schönen Ruhepunkte, auf allen Höhen die schönsten Aussichten aufspüre. Alsdann fällt nicht nur den Gastwirthen, sondern auch den Grundbesitzern in allen Gegenden mit Aussichtspunkten erster Klasse sofort eine Prioritätsrente zu und den Spekulanten, welche an solchen Punkten bauten und Wirthschaften eröffneten, fällt später wiederum eine Prioritätsrente zu, wenn der Fremdenstrom so stark anwächst, daß auch Punkte zweiten Ranges für Beherbergung der Touristen eingerichtet werden, während die Punkte ersten Ranges Vorzugspreise fordern können.

Eine auf den Bau von Runkelrüben berechnete Fabrik wird in einer Ackerbaugegend angelegt; alsbald genießen die derselben zunächst gelegenen und für den Rübenbau vorzugsweise geeigneten Grundstücke die Prioritätsrente.

Grundstücke, welche durch unvorhergesehene Anlage eines Bahnhofes, einer neuen Straße, eines Hafens u. s. w. in passende Bauplätze verwandelt werden, bringen alsbald gegenüber den entfernteren die Prioritätsrente.

In einer Stadt wird durch öffentliche Anlagen eine bisher wenig frequente Gegend zum Mittelpunkt eines lebhaften Verkehrs gemacht; alsbald fällt den nunmehr am günstigsten gelegenen Wirthschaften, Ladenlokalen u. s. w. die Prioritätsrente zu.

Bei einer Stadt, die im Aufschwung begriffen ist, läßt

sich im einzelnen praktischen Fall gewiß nicht immer die Grenze zwischen erfolgreicher Spekulation und Prioritätsrente angeben; prinzipiell aber ist der Unterschied vollkommen klar und es wird in der Regel den Eigenthümern der alten Verkehrsmittelpunkte mit jeder neu entstehenden Vorstadt wieder eine Prioritätsrente zufallen.

Es genügt ein mäßiges Nachdenken, um zu zeigen, daß man die Beispiele dieser Art im Leben massenweise finden kann, und daß wir es bei diesen Erscheinungen keineswegs mit vereinzelten Zufällen zu thun haben, sondern vielmehr mit Vorgängen von solcher Häufigkeit und Allgemeinheit, daß es kaum irgend welche Werthe von Immobilien gibt, welche nicht mehr oder weniger von denselben mitbedingt sind. Gerade deßhalb aber könnte der Einwand erhoben werden, daß alle diese Werthsteigerungen, denen ja auch entsprechende *Werthverminderungen* gegenübergestellt werden könnten, unter die gewöhnliche Kategorie des *Risiko* zu stellen seien. Wer eine Kapitalanlage im Grundbesitz mache, müsse auf die Werthverminderung durch Veränderungen der geschilderten Art gefaßt sein und also komme ihm auch die entsprechende Werthsteigerung zu, ohne daß dabei etwas weiteres zu erinnern sei. Wir antworten darauf zunächst, daß es hier nicht darauf ankommt, ob die betreffende Art von Gewinn Jemanden *gebühre* oder nicht, sondern ob sie überhaupt *da sei* und ob sie eine *zentralisirende Wirkung auf die Vermögensbildung* ausübe. Sodann ist zu bemerken, daß die Entsprechung zwischen günstigen und ungünstigen Zufallswirkungen hier durchaus keine vollständige ist, daß vielmehr unter der Voraussetzung beständigen materiellen Fortschritts, wie ihn die Volkswirthschaft einstweilen als Normalzustand annehmen muß, die Entwerthungsfälle in bedeutender Minder-

zahl sind, und daß in der That — von städtischen Gebäuden abgesehen — wohl Niemand beim Kauf von Grundstücken stark an das Risiko ihrer Entwerthung denkt; am wenigsten bei reinen Ackerbau-Ländereien, wo der mindest auffallende, aber durch seine Allgemeinheit wichtige Spezialfall der Prioritätsrente — eben die eigentliche „Bodenrente" — in Betracht kommt. Eher könnte man behaupten, daß in der allgemeinen Vorliebe für Grundbesitz neben sonstigen Gründen für einen Affektionswerth derselben und neben der (in der Regel übertriebenen) Meinung von ihrer vorzugsweisen Sicherheit auch noch die unbestimmte Aussicht auf frühere oder spätere Erlangung einer Prioritätsrente, von jeder speziellen Spekulation abgesehen, mitbezahlt werde; gleich als ob mit dem Grundbesitz noch ein Lotterieloos verbunden wäre. Auch das ist aber wohl, sobald man von jeder bewußten Spekulation auf steigenden Güterverkehr absieht, zu weit hergeholt. Endlich aber ist für uns der Umstand entscheidend, daß es eine bloße Doktorfrage für spitzfindige Schultheoretiker ist, ob sich die hier nachgewiesene „Prioritätsrente" nicht noch auch im allerweitesten Sinne unter den Begriff der gewöhnlichen Gewinn- und Verlust-Chancen aller Geschäfte ziehen lasse, während es eine Aufgabe von eminenter praktischer Wichtigkeit ist, diese Rente, sei sie irgend einem andern volkswirthschaftlichen Begriffe koordinirt oder subordinirt, genau kennen zu lernen und ihre Entstehungsweise, wie auch namentlich ihre sozialen Wirkungen, zu untersuchen.

Diese Untersuchung in umfassender Weise vorzunehmen, wäre hier nicht an der Stelle, wo wir es nur mit der Aufweisung der sozialen Elemente zu thun haben, aus welchen die Arbeiterfrage hervorgeht und welche bei jedem Versuch, zur Lösung dieser Frage beizutragen, berücksichtigt werden müssen.

Wir haben jedoch noch nachzuweisen, daß der Mehrwerth, den ein Eigenthümer in Gestalt von Prioritätsrente empfängt, in der That der Arbeit Anderer entstammt, daß er ein Tribut ist, welchen der Besitzer eines in beschränkter Fülle vorhandenen Gutes von denjenigen erhebt, welche dieses Gut nicht entbehren können. Wir halten uns dabei ganz an den Spezialfall der „Bodenrente". Ist der Beweis hier geleistet, so ist er leicht auf alle andern Fälle von Prioritätsrente zu übertragen, bei denen die Sache größtentheils weit auffallender ist.

Wir haben an den bekannten Gegensatz offener und geschlossener Wirthschaft[11] anzuknüpfen. In einem Lande mit offener Wirthschaft ist vorauszusetzen, daß eine unendliche Fülle von gleich gutem,*) jedem Ankömmling zur Verfügung stehenden Lande vorhanden sei. In diesem Falle kann der Preis der Bodenprodukte weder merklich höher noch merklich tiefer stehen, als der allgemeine Werth der zu ihrer Erzeugung nöthigen Arbeit. Steht er höher, so wird alsbald ein Theil der beweglichen Arbeitskräfte sich dem Ackerbau zuwenden; es wird mehr Land in Angriff genommen werden, das Angebot der Bodenprodukte steigt und der Preis muß sinken. Steht er niedriger, so wird ein Theil der Ackerbauer die lohnendere Arbeit in anderen Erwerbszweigen aufsuchen, und die Ausgleichung kann wiederum nicht ausbleiben. Man wird mit einem Wort nur Schwankungen haben, aber keine bleibende Differenz.

---

*) Absolut genommen kann dies gar nicht sein, da in Ermanglung aller andern Unterschiede schon die Entfernung vom Markt stark genug in's Gewicht fällt. Es gibt eben weder absolut offene, noch absolut geschlossene Wirthschaft in irgend einem Lande. In Wirklichkeit sind diese Unterschiede relativ; die Theorie aber muß einen Faktor nach dem andern gesondert betrachten.

Das reine Gegenbild zeigt uns die Annahme einer absolut geschlossenen Wirthschaft. Der fruchtbare Boden ist ganz in Händen bestimmter Besitzer; es gibt kein anbaufähiges Land mehr, während die Bevölkerung noch wächst oder wenigstens so weit zu wachsen strebt, als der Vorrath von Nahrungsmitteln überhaupt zuläßt. Jetzt haben die Grundbesitzer ein Monopol. Sobald der Zeitpunkt da ist, wo das letzte Stück Land in Angriff genommen wurde, muß der Preis der Bodenprodukte mit unabänderlicher Nothwendigkeit steigen, es mag nun eine künstliche Verständigung unter den Grundbesitzern eintreten oder nicht. Wenn auch die Konkurrenz der letztern den höchst möglichen Grad erreicht hat, so wird doch stets die Konkurrenz der Brodsuchenden noch größer sein. Diese haben kein Mittel, wenn sie nicht Grundbesitzer sind, sich dasselbe durch eigene Arbeit direkt zu verschaffen, sie müssen es auf dem Wege des Tausches erwerben, der aber seinen Charakter vollständig verändert. Der Werth der Bodenprodukte muß steigen, während die zu ihrer Erzeugung erforderliche Arbeit gleich bleibt. Der Vortheil hievon kann aber einzig und allein dem Grundbesitzer zufallen, denn da der Arbeitslohn mit gleich unabänderlicher Nothwendigkeit sinken muß, so kann das Steigen der Getreidepreise dem ländlichen Arbeiter, dessen Platz leicht ersetzt wäre, keinen Vortheil bringen.

Der Werth des Bodens wird demgemäß in einem solchen Lande erhöht, nicht durch die auf den Boden verwendete Arbeit, sondern durch diejenige Arbeit, welche der nichtbesitzende Theil der Bevölkerung über das Aequivalent hinaus leisten muß, um überhaupt Antheil an den Produkten des Landes zu erhalten.

Gehört der Boden verhältnißmäßig wenigen, sich leicht

verständigenden Eigenthümern und gelingt es denselben, die freie Einfuhr von Getreide zu verhindern, was zum strengen Begriff der geschlossenen Wirthschaft gehört, so ist entweder eine Sozialrevolution, welche die Besitzverhältnisse ändert, oder rasches Herabsinken des besitzlosen Arbeiterstandes in den Zustand völliger Sklaverei die unausbleibliche Folge.

Der Zustand Englands vor Aufhebung der Kornzölle bietet, wie Jedermann sieht, mit diesem Bilde einige Aehnlichkeit; ganz kann sich dasselbe jedoch niemals verwirklichen, da es, wie bereits bemerkt, weder absolut offene, noch absolut geschlossene Wirthschaft gibt.

In den Kulturländern, deren Verhältnisse für uns in Frage kommen, ist nirgends mehr herrenloser Boden in Beschlag zu nehmen, wohl aber kann Korn eingeführt und Produkte industrieller Arbeit dafür ausgeführt werden; die Auswanderung ist frei und endlich ist noch eine ziemliche Fülle von meist schlechtem oder erst mit großen Kosten fruchtbar zu machendem Boden vorhanden, der in seinem rohen Zustande als Heide-, Sumpfland u. s. w. mehr oder weniger billig angekauft werden kann. Nach der Theorie des Amerikaners Carey, deren Widersinnigkeit wir an einem andern Orte, ausführlicher als sie es verdient,[12] nachgewiesen haben, wäre sogar stets der beste Boden noch übrig, und wenn dieser auch bebaut wird, dann noch der allerbeste u. s. w. bis in's Unendliche, so daß, genau genommen, auch im engsten Lande relativer Nahrungsmangel und damit eine Arbeiterfrage niemals möglich wäre. Wenn dieser traurige Versuch, die Nationalökonomie auf den Kopf zu stellen, nicht in Deutschland eine schwindlerische Verbreitung gefunden hätte, so wäre es nicht nöthig, ihn überhaupt zu erwähnen. Hier sei nur kurz bemerkt, daß Carey die Thatsache, daß Anbauer in einem

noch nicht kultivirten Lande mit dem leichten Boden der Hochebenen beginnen und erst später zu dem schweren, üppigen, aber auch schwerer anzubauenden Boden der Flußthäler übergehen, zur Basis seiner Theorie gemacht und in einseitiger Ausführung desselben Qualität des Landes und Rentabilität seines Anbaues aufs Gröbste verwechselt und nicht minder europäische und amerikanische Verhältnisse großartig durcheinander geworfen hat. Sein größter Fehler ist aber bei alledem noch der, daß er annimmt, der schon zu Mitteln gekommene Grundbesitzer bleibe ruhig auf seinem leichten Boden sitzen und überlasse die Ausbeutung des schweren Bodens, welche doch nach Carey's eigner Angabe ungleich mehr Mittel erfordert, bevor sie sich lohnt, dem unbemittelten Arbeiter. Dergleichen kommt in Europa gar nicht vor. Auch in Amerika wird vermuthlich das Umgekehrte die Regel sein, daß der Mittellose auf dem wenig rentabeln aber auch wenig Anlagekapital fordernden Boden anfangen muß, während die Urbarmachung der fruchtbaren, aber mit dichtem Urwald bedeckten und theilweise versumpften Flußthäler, soweit sie überhaupt rentabel ist, jedenfalls von solchen Ansiedlern unternommen wird, die schon etwas erworben haben. Bei uns ist im Allgemeinen anzunehmen, daß aller Boden, welcher zur Zeit den Anbau lohnt, auch wirklich angebaut ist, und daß die brachliegenden Strecken eben deshalb brach liegen, weil sie zur Zeit den Anbau nicht lohnen. Von ökonomischem Standpunkt ist es dabei völlig gleichgültig, ob der Boden zu arm und mager ist, oder ob er fett, aber dermaßen versumpft ist, daß das Kapital der Entwässerungsanlagen den ganzen Vortheil verschlingen würde.

Es gibt freilich auch bei uns noch Fälle, in welchen die Bedingungen der Rentabilität einer landwirthschaftlichen An-

lage in hohem Maße vorhanden sind und nur das Kapital zu ihrer Ausführung noch fehlte. Hier aber ist es gerade am sichersten, daß bei endlicher Ausführung der Sache der ganze Vortheil den Kapitalisten und Grundbesitzern zufällt.

Es können ferner Fälle vorkommen, in welchen durch eine technische Erfindung (z. B. die Drainröhren) gewisse Anlagen rentabel werden, welche vor dieser Erfindung nicht rentabel waren; alsdann sind es wieder die Grundbesitzer selbst, welche in erster Linie aus der Erfindung Vortheil ziehen, indem sie ein Stück Land, welches sie zu geringem Preise gekauft haben, plötzlich mittelst der geistigen Arbeit des Erfinders zu hohem Ertrage bringen.

Alle diese Erscheinungen ändern also an der sozialen Frage der Bodenrente nichts; sie gehen neben der großen und stetigen Erscheinung des Uebergangs vom rentabelsten zum mindern rentablen Anbau einher und bringen sprungweise Veränderungen hervor, die unter den gegebenen Verhältnissen nicht minder zentralisirend wirken, als die ruhig und gleichmäßig anwachsende eigentliche Bodenrente.

Um diese letztere in ihrem Entstehen zu erfassen, verfährt man am besten wie der Mathematiker, wenn er die von einer Kurve begrenzte Fläche aus unendlich vielen kleinen Rechtecken, oder den Inhalt einer Kugel aus dem Inhalt unendlich vieler Zylinder von verschwindender Höhe und abnehmendem Durchmesser berechnet; mit einem Wort, wenn man den stetigen Vorgang so betrachtet, als erfolgte er sprungweise. Wir nehmen zu diesem Zweck für einen Augenblick an, die Wirthschaft unsrer Kulturländer sei eine geschlossene; das Land erster Qualität sei vollkommen vergeben und weiter kein Land vorhanden, welches bei den jetzigen Kornpreisen den Anbau lohnen würde. Diese Annahme würde in irgend einem

Momente der Entwicklung mit der Wirklichkeit zusammentreffen, wenn die Qualität des Landes nicht in unendlichen Abstufungen von der besten zur schlechtesten überginge, sondern gewissermaßen zonenweise, in merklichen, wenn auch geringen Abstufungen. — Nun muß nothwendig, so lange der Kreis des bebauten Landes geschlossen bleibt, die oben geschilderte Steigerung der Produktenpreise und entsprechendes Sinken des Arbeitslohnes eintreten. Die Grundbesitzer nehmen als Monopolisten ihren Tribut von der Arbeit, für die sie nicht mehr das natürliche Aequivalent eigner oder in ihrem Vermögen repräsentirter Arbeit bieten, sondern ein künstliches, durch die modifizirten Verhältnisse von Angebot und Nachfrage geschaffenes Markt-Aequivalent. Der Arbeiter wird, um zu existiren, mehr arbeiten müssen, indem der Mehrwerth seiner Arbeit gegen die frühere Zeit, als noch Land in Fülle da war, dem Monopol des Grundbesitzes seinen Tribut entrichtet. Nun aber ist eine zweite Zone von Land vorhanden, welches ursprünglich nicht anbauwürdig war, weil derjenige, welcher es mit eigner Hand bebaut hätte, für die Produkte nicht den Werth des Arbeitslohnes erzielt hätte. Sobald nun jener Tribut an den Grundbesitzer erster Klasse so hoch geworden ist, daß er diese Differenz ausgleicht, daß ein Arbeiter bei den jetzigen Preisen der Lebensmittel und bei der jetzt erforderlichen Anstrengung zur Gewinnung des Lebensunterhaltes denselben mit gleicher Anstrengung auf dem Boden zweiter Qualität erzielen kann, muß die weitere Steigerung der Bodenrente aufhören, bis sämmtliche Grundstücke der zweiten Qualität bebaut sind. Ist dieser Punkt erreicht, so werden alsdann durch die fernere Tendenz der Bevölkerung zu wachsen und mehr Lebensmittel zu konsumiren, als vorhanden sind, auch die Besitzer dieser

Klasse von Grundstücken zum Bezug einer Bodenrente gelangen, welche ebenfalls den Charakter eines Tributes der Nichtbesitzenden hat. Der Tribut, welchen die Grundbesitzer der ersten Klasse beziehen, steht um die volle Differenz des auf gleiches Arbeitsquantum fallenden Ertrages höher. Der Tribut der Grundbesitzer zweiter Klasse wächst nun wieder nach gleichen Grundsätzen so lange, bis er die Differenz in der Rendite (auf gleiche Arbeitsleistung) zwischen den Grundstücken zweiter und dritter Zone erreicht. Hat er sie erreicht, so wird die dritte Zone (unter abermaliger Steigerung dessen, was ein nicht besitzender Arbeiter für seinen Lebensunterhalt leisten muß) in Angriff genommen und damit wieder für so lange Halt geboten, bis auch die Grundstücke dieser Zone alle unter dem Pflug stehen. So würde die Sache weiter gehen, bis sie eine Grenze daran findet, daß der Arbeiter seine Leistungen für den bloßen Lebensunterhalt nicht weiter steigern will, weil er nicht kann — oder nicht kann, weil er nicht will, was für die rein theoretische Betrachtung auf dasselbe hinauskommt.

Denkt man sich statt dieser sprungweisen Ausbildung der Bodenrente auf Kosten des Arbeitslohnes der Nichtbesitzenden eine stetige, dergestalt, daß beständig eine Herabdrückung des Arbeitslohnes zu Gunsten der Bodenrente stattfindet, jedoch temperirt und verzögert durch beständige Inangriffnahme neuer, an sich minder rentabler Grundstücke, so hat man die Wirklichkeit vor sich.

Wenn nun aber in der Herabdrückung des Arbeitslohnes das Niveau der Lebenshaltung erreicht ist? Wird dann nicht auch das Anwachsen der Bodenrente aufhören müssen? Und wenn nun in einem industriellen Lande dieser Punkt schon seit Generationen erreicht ist und die gegenwär-

tigen Grundbesitzer die früher etwa den Grundstücken zugefallene Bodenrente längst im Uebernahmspreise bezahlt haben, verliert dann nicht diese ihre praktische Bedeutung?

Es könnte so scheinen, allein man muß bedenken, daß die Lebenshaltung keine unveränderliche Größe ist, daß sie im Grunde mit jedem großen technischen und nationalökonomischen Fortschritt, mit jeder Erfindung und Entdeckung auf dem Gebiete der Produktion und des Verkehrs, endlich mit jeder Steigerung der Arbeitsleistung seitens der Arbeiter beträchtlich anwachsen sollte. Bleibt sie gleichwohl stehen oder geht sie nur sehr langsam und unmerklich in die Höhe, während die Genußmittel und Luxusgegenstände der Besitzenden sich ins Kolossale vermehren, so ist dieser Stillstand oder dieses langsame Steigen beständig als die Resultante zu betrachten aus dem schnellen Steigen, welches bei übrigens gleichen Verhältnissen und völlig offner Wirthschaft (Ueberfluß vakanten Bodens) stattfinden müßte, und dem Rückgang, welchen der Einfluß der Bodenrente in Verbindung mit dem Monopol des industriellen Kapitals hervorbringen muß.

Die stärkste Hemmung der Bodenrente, vorübergehend sogar einen Rückgang derselben, kann die völlig freie Einfuhr von Bodenprodukten hervorbringen. Einen bedeutenden Umfang kann dieselbe freilich nur da erlangen, wo die Bodenrente schon sehr hoch steht, so daß der Preis der Lebensmittel die bedeutenden Transportkosten aus Ländern mit niederem Lebensmittelpreise lohnt. Sobald jedoch ein Land unter den gegebenen Verhältnissen mit importirtem Getreide gesättigt ist, setzt sich der Import mit der Rentabilität der inländischen Grundstücke letzter Qualität ins Gleichgewicht und man kann die Sache so betrachten, als sei der urbare Boden des Landes genau um so viele Morgen Land geringster ökonomischer

Qualität bereichert, als erforderlich sind, um das importirte Quantum Getreide hervorzubringen. Steigt nun wieder der inländische Konsum, so wird auch der Import steigen; aber dies kann er bei übrigens gleich bleibenden Verhältnissen nur, wenn wieder Produkte aus entfernteren Gegenden oder aus theureren Produktionsstätten herbeigezogen werden und genau im gleichen Grade muß auch im Inland wieder zu minder rentablem Anbau gegriffen werden. Die Bodenrente steigt also doch wieder; ihr Steigen ist nur verzögert. — Daß in ähnlicher Weise auch die Auswanderung durch Minderung des Angebots der Arbeit und des Konsums von Lebensmitteln hemmend, jedoch nur in seltenen Fällen in erheblichem Grade auf das Wachsen der Bodenrente einwirkt, bedarf nach allem Vorangegangenem keiner weitern Ausführung.

Schließlich noch ein Wort über die leicht erklärliche, aber immerhin zu bestechenden Einwänden verwerthbare Erscheinung, daß so häufig hohe Bodenrente und hoher Arbeitslohn, niedrige Bodenrente und niedriger Arbeitslohn Hand in Hand gehen. Man gehe nur einen Augenblick auf das erste Entstehen der Bodenrente, wie es hier geschildert ist, zurück und man wird finden, daß stets die wachsende Bevölkerung den Impuls geben muß. Das Wachsen derselben kann aber im Allgemeinen nur Folge von einem bereits vorhandenen Steigen des Lohnes sein, bewirkt in der Regel durch Entfaltung der Industrie. Der Grundbesitz ißt kraft seines Monopols mit der Industrie aus derselben Schüssel. Er nimmt dem Arbeiter den kaum gewonnenen Bissen Brod zur Hälfte wieder weg, aber er kann allerdings diese Vortheile nicht erhalten, wenn nicht in den natürlichen Lohnverhältnissen eine steigende Tendenz ist. Nur beim einfachen Uebergang von der offenen in die relativ geschlossene Wirthschaft könnte der herabdrückende

Einfluß der Bodenrente auf den Arbeitslohn ungemischt hervortreten; beim Vergleich verschiedener Länder mit geschlossener Wirthschaft ist aber klar, daß sich die Bodenrente nur unter der Voraussetzung einer industriellen Entwicklung des betreffenden Landes zu einer beträchtlichen Höhe erheben kann. Auf alle Fälle wirkt sie differenzirend und wir sehen da, wo sie in ihrer Blüthe steht, neben einem „hohen", aber immer noch unzulänglichen Arbeitslohn regelmäßig eine Anhäufung von Reichthümern, die als eine wahre soziale Krankheit betrachtet werden muß.

Anmerkungen zum sechsten Kapitel.

[1] Bekannt ist die Aeußerung des Aristoteles: „es ist klar, daß der Staat zu den Gegenständen der Natur gehört, und daß der Mensch von Natur ein staatenbildendes Wesen (ζῶον πολιτικόν) ist“ (Rep. I. 2); im gleichen Kapitel heißt es einige Zeilen weiter: „Der Mensch ist also ein staatenbildendes Wesen („politisches Thier“) mehr als jede Biene oder jedes Herdenthier.“ Aristoteles nimmt dann freilich auch als natürliche Grundlagen der politischen Organisation einerseits eine natürliche Anlage zur Ueberlegung und Voraussicht und anderseits eine natürliche Anlage zu blos physischer Arbeit an; eine Anschauung, auf Grund welcher er dann auch die Sklaverei in der Natur begründet findet. Das gleiche Vorurtheil herrscht noch jetzt unter der großen Masse der Begüterten, wenn sie sich einbilden, die Arbeiter seien, wenigstens der großen Mehrzahl nach, Leute, die durch ihre natürlichen Eigenschaften blos zu mechanischer körperlicher Arbeit befähigt sind, während sie selbst durch angeborne Vorzüge des Geistes zu der Stelle der Leiter und Unternehmer prädestinirt seien. Aristoteles konnte sich für seine Anschauung noch auf die Analogie der Thierstaaten berufen. Heutzutage ist das nicht mehr möglich, da man weiß, daß auch in diesen Staaten die Sklaven zunächst von den Herren unterjocht oder geraubt, für ihren dienenden Beruf erzogen und dressirt und erst in Folge der Unterjochung, Erziehung und Dressur Sklavennaturen werden. So bei den Ameisenarten (vgl. Darwin, Entstehung der Arten, deutsch von Carus, 5. Aufl., S. 293 u. ff.). Die formica fusca ist in ihrer Unabhängigkeit durchaus ebenso fähig, sich selbst zu regiren und ihren Staat zu verwalten, als die größere und stärkere formica sanguinea. Wenn aber die letztere einen Bau der ersteren überwältigen kann, so tödtet sie die Einwohner, frißt die Erwachsenen und schleppt die Puppen mit sich fort, um sie zu Hause zu Sklaven zu erziehen. Mit der eben-

falls kleinen, aber ungemein tapfern formica flava wagt sie dies nicht; kann sie aber die Kinder dieser unnahbaren Helden gefahrlos stehlen, so nimmt sie dieselben ebenfalls mit nach Hause und erzieht sie als Sklaven. Ungemein menschlich! Die Negersklaven entstammen zwar einer roheren, aber von Natur aus mehr zum Faullenzen als zu angestrengter Arbeit organisirten Rasse, und sehr oft zeigt uns die Geschichte, wie gerade der feinere und intelligentere Stamm durch brutale Eroberer in eine dienende Rolle herabgedrückt wird.

[2] Jedem Leser mögen hier wohl die Worte des Schiller'schen Stauffacher einfallen:

. . . . Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht.

Dies ist nicht die tragische Dialektik der Leidenschaften, sondern einfache, ächt philosophische Wahrheit und auf soziale Verhältnisse durchaus ebenso anwendbar, wie auf politische. Sobald der Buchstabe des Rechtes sich gegen den Geist desselben wendet und der durch eine mißbrauchte Formel in Bewegung gesetzte Arm der Staatsgewalt mit gleicher Rücksichtslosigkeit und gleichem Trotz gegen alle Anforderungen des natürlichen Rechts gehandhabt wird, wie die physischen Waffen in einer Zeit des Faustrechtes, so geht jeder Anspruch auf allgemeine Unterwerfung unter die Satzungen eines solchen Rechtes verloren und die Unterdrückten mögen sich helfen, wie sie wollen und können, bis sie wieder ein wirkliches Recht herzustellen im Stande sind.

[3] Wie in so vielen Beziehungen das christliche Dogma in seinem Gegensatz zur Philosophie sich genauer betrachtet als ein heidnisches oder altjüdisches Dogma herausstellt, während die lauterste Fassung des christlichen Grundgedankens bei demselben Ziele anlangt, wie die philosophische Beseitigung der entsprechenden Lehre, so auch hier im Verhältniß der Unsterblichkeitslehre zum testamentarischen Erbrecht. Die christliche

Unsterblichkeitsidee ist unzweifelhaft die einer ewigen Ruhe in Gott mit gänzlicher Befreiung von allen Interessen des Erdenlebens. Bei völlig konsequenter Durchführung dieser Idee dürfte kein Christ Testamente machen, am wenigsten jene Testamente mit fortwirkenden Bedingungen, welche das Spezifische des römischen Erbrechts am meisten kundgeben. Daß in den Vermächtnissen und religiösen Schenkungen des christlichen Mittelalters genau das Gegentheil hervorgetreten ist, kann man ruhig zu allen jenen andern Zügen rechnen, in welchen das Christenthum in sein eigenes Gegentheil verwandelt wurde, wie Hierarchie, kirchlicher Prunk, Unmündigkeit der Gläubigen, Sinnlichkeit des Kultus, Verfolgungssucht, Unterstützung der weltlichen Tyrannei u. s. w. — Die seit der Reformation allmählig hervortretende Rückkehr zum reinen Grundgedanken in den christlichen Lehren muß sich dem frommen Stiftungs- oder Vermächtnißwesen ebenso sehr widersetzen, wie die philosophische Kritik, welche in der Idee des individuellen Fortlebens nur eine Ausgeburt jener nämlichen endlichen Beschränkung unseres Geistes erblickt, die doch mit dem Tode aufgehoben werden soll und ihr also kein Recht zuerkennen kann, als das eines positiven und plastischen Ausdrucks für die vom Verstand nur in negativer Form erkennbare Wahrheit, daß unser geistiges Wesen nicht schlechthin identisch ist mit der Summe der Erscheinungen, die sich im Verlauf unseres Lebens in räumlicher und zeitlicher Form in unserem Bewußtsein abspielen.

Ohne uns hier auf theoretische Erörterungen über die Natur des „allgemeinen Rechtsbewußtseins" einzulassen, wollen wir nur kurz bemerken, daß dabei keinesfalls an das Bewußtsein der „großen Masse" zu denken ist. Die große Masse der gedankenlosen und in großen Bewegungen bis zum Ausbruch einer Krisis meist passiven Individuen fügt sich erfahrungsmäßig schnell, wenn auch nicht ohne Widerstreben, in neue Anschauungen, sobald dieselben über die bisherigen einen entscheidenden moralischen Sieg errungen haben. Es versteht sich dabei wohl von selbst, daß wir in dieser Beziehung nicht zwischen dem „rohen Haufen" und den sogenannten „Gebildeten", d. h. den mit einigen Schulkenntnissen und Weltgewandtheit ausgestatteten Besitzenden unterscheiden, sondern daß wir sämmtlichen Volksklassen einen Antheil an der lebendigen Geistesarbeit der Zeit zuschreiben, sowie wir anderseits auch unter allen Volksklassen bis in die Kreise der geschäftsgewandtesten Beamten und Kaufleute und der gelehrtesten Professoren hinauf (vom

Adel, Fürsten u. s. w. zu schweigen) sehr viele passive „große Masse“ finden. Allerdings wird in gewöhnlichen Zeiten die Prozentzahl der wirklich wach gewordenen, den Zeitgedanken bewußt erfassenden Persönlichkeiten in den oberen Schichten der Gesellschaft größer sein als in den unteren, allein dies Verhältniß kann sich in kritischen Zeiten umkehren und heutzutage kann Keiner, der mit einigem Verhältniß für die Zustände der Gegenwart begabt ist, die Thatsache verkennen, daß unter den Arbeitern der Industrie eine ganz ungewöhnliche Zahl selbstständig denkender (der Philister sagt, seinem Verständniß entsprechend, „unruhiger“) Köpfe auftreten und daß sie deshalb auch ein weit stärkeres Gewicht in die Waagschale der Entscheidung werfen, als man nach ihrer Zahl und den Mitteln, über welche sie verfügen, erwarten möchte. Der Schmerz erweckt! Ein leicht zu erkennendes Naturgesetz zeigt uns im ganzen Gang der Geschichte, wie in Folge dieser Verhältnisse gährende Minderheiten — weil sie eben wie die Mehrheit unter den vollbewußten, fest nach einem Ziele strebenden Köpfen unter sich zählen — die größten Umwälzungen herbeiführen und durchkämpfen.

[5] Ausführlich behandelt findet man Mill's Ansichten über die Reform des Erbrechtes, von kritischen Bemerkungen und vergleichenden Exkursen in die apologetische Rechtsphyilosophie deutscher Professoren begleitet, in meiner Schrift: „J. St. Mill's Ansichten über die soziale Frage und die angebliche Umwälzung der Sozialwissenschaft durch Carey“, Duisburg 1866, S. 90 — 109. Ebendaselbst ist auch mit Beziehung auf die erste Auflage der vorliegenden Schrift und eine Kritik derselben durch Dr. L. Büchner, der in der „Reform des Erbrechtes zu Gunsten der Allgemeinheit“ die eigentliche Lösung der sozialen Frage finden will (Deutsches Wochenblatt 1865, Nr. 15), das Verhältniß dieses Punktes zur gesammten Arbeiterfrage erörtert.

[6] Dies hat sich neuerdings wieder in glänzender Weise in der Geschichte der Pariser Commune bewährt, wo das bewaffnete Proletariat zwei Monate lang Herr der reichsten Stadt des Continents war, ohne zur Plünderung oder zum „Theilen“ überzugehen. Da man nicht müde wird, die exzentrischen und unverantwortlichen Handlungen des Commune-Regimentes aufzuzählen, so darf man wohl auch daran erinnern, was denn wohl eigentlich in Paris geschehen wäre, wenn die gewöhnlichen Verläumdungen des Communismus einen Boden in der Wirklichkeit hätten.

[7] Genau genommen ist diese Definition schon deshalb falsch, weil sie sich auf eine fehlerhafte Eintheilung gründet. Da die Verkehrslehre von dem Grundsatz ausgeht, daß die wirthschaftenden Individuen bestrebt sind, ein Maximum von Deckung ihrer Bedürfnisse für ein Minimum von Arbeit zu erlangen, so ist im Grunde jeder Verkehrswerth oder Tauschwerth einerseits ein Arbeitswerth, sofern er den Besitzer des betreffenden Gutes der zu demselben erforderlichen Arbeit überhebt, anderseits aber auch ein Gebrauchswerth, sofern er ein Bedürfniß deckt. Beiderlei Werthmaße können in der Mehrzahl der Fälle als annähernd identisch angesehen werden und da nur das eine dieser Maße, das der Arbeit, einer genauen Bestimmung fähig ist, so bedient man sich dieses Maßstabes allein, unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß er den Maßstab des (quantitativ bis jetzt nicht meßbaren) Bedürfnisses mit vertrete. Arbeit, welche keinem Bedürfniß entspricht, hat ebenso wenig Werth, wie ein Bedürfniß, dessen Befriedigung keine Arbeit kostet (Luft zum Athmen). Auch stimmt die Skala von Bedürfniß und Arbeit nur in den mittleren und gewöhnlichen Fällen überein; steigert sich dagegen ein Bedürfniß in ungewöhnlicher Weise, so reicht die Skala der Arbeit nicht mehr aus und der Tauschwerth selbst wird vom Gebrauchswerth diktirt (Ein Königreich für ein Pferd!). Uebrigens läßt sich die Behauptung, daß die Natur keine Werthe hervorbringe, nur aus dem Satz der ältern Industrialisten ableiten, daß die zu einem Gut verwandte Arbeit dessen Werth bestimme, nicht aber aus dem richtigeren Satz der neueren Industrialisten, daß der Werth das Maß der ersparten Arbeit sei. Ein zufällig gefundener Goldklumpen hat genau so viel Tauschwerth als ein systematisch gesuchter und wohl in allen Fällen der Entdeckung eines Stoffes, dessen Benützung neue Vortheile in der Herstellung eines Gutes gewährt, zieht mindestens der erste Entdecker eine Prioritätsrente aus demselben, bis seine Verwendung allmein geworden ist.

[8] Ich habe diese Stelle unverändert gelassen, um der Diskussion eines seltsamen Mißverständnisses, das sich an sie angeknüpft hat, den Boden nicht zu entziehen. Man hat nämlich geglaubt, annehmen zu dürfen, meine Lehre von der Bodenrente, beziehungsweise Prioritätsrente stehe und falle mit der Werththeorie, während meine Absicht darauf hinausgeht, zu zeigen, daß die Störung in der natürlichen Vertheilung der Güter, welche aus der Prioritätsrente fließt, unter allen

Umständen eintritt und auch unter allen Umständen eine schädliche Wirkung übt, die Werththeorie möge sein, welche sie wolle. Ich erwähne hier zunächst beiläufig den Kritiker „Kr.“ in den sonst besser bedienten Hildebrand'schen Jahrbüchern XV, S. 115, der übrigens durch sein Gerede über die rechtsphilosophischen und naturwissenschaftlichen Grundlagen meiner Arbeit hinlänglich zeigt, daß ihm, wie es leider nicht nur bei den Nationalökonomen der Presse, sondern auch bei denen des Katheders bisweilen vorkommt, die wissenschaftlichen Grundlagen zu einer erfolgreichen Behandlung volkswirthschaftlicher Fragen fehlen. — Welches die mir abgehende „richtige Werththeorie“ sein soll (etwa die Rösler'sche!?), hat der Kritiker nicht kundgegeben, wohl aber durch den dogmatischen Appell an diese „richtige“ Theorie verrathen, daß ihm der wahre Stand dieser schwierigen Frage unbekannt ist; denn je gründlicher ein nationalökonomischer Schriftsteller für seinen Beruf gerüstet ist, desto eher wird er wissen, daß diese „richtige“ Theorie noch zu suchen ist.

Auffallender war mir, daß auch G. v. Sybel in seinem in mancher Hinsicht verdienstlichen Vortrag über die Lehren des heutigen Sozialismus und Kommunismus (Bonn 1872) darauf verfallen ist, meine Lehre von der Bodenrente von der Werththeorie aus zu korrigiren. Ich begreife zunächst nicht recht, wie man mich angesichts der klaren Worte im Text und in Anmerkung 7 (früher 6; in allem Wesentlichen unverändert) für einen gläubigen Anhänger der Ricardo'schen Werththeorie nehmen kann, die ich von vorn herein für unzulänglich erkläre und die ich nur als hypothetischen Ausgangspunkt meinen Deduktionen zu Grunde lege. Sodann begreife ich den a. a. O. S. 84 in Parenthese aufgestellten Grundsatz nicht, daß „eine gute Theorie die Praxis nicht meistern, sondern erklären soll“. Man könnte versucht sein, hier an eine extrem konservative Auffassung der Hegel'schen Vernünftigkeit des Wirklichen zu denken, allein eine solche paßt nicht in den Zusammenhang des Sybel'schen Vortrages, der ja selbst zu dem Resultate kommt, daß es sehr wesentlicher Reformen bedarf. Anderseits ist ja gar kein Zweifel daran, daß auch Störungen des sozial-politischen Organismus, wie physische Krankheiten und Mißbildungen, ihre Theorie haben und diese Theorie kann sehr wohl danach angethan sein, je vollständiger sie den Thatsachen gerecht wird, desto entschiedener zu einem ändernden Eingriff in den natürlichen Verlauf der Dinge zu veranlaßen. Soll aber blos dies gesagt sein, daß eine gute Theorie die Thatsachen

— unbeschadet des Urtheils über ihren Werth oder Unwerth — rein als Thatsachen vollständig erklärt, dann sehe ich nicht ein, wie man jemals dazu gelangen will, blos durch Verbesserung der Theorie eine günstigere Ansicht von der ethischen Seite der Erscheinungen zu gewinnen. Und dies ist doch v. Sybel's Zweck, denn er stellt die Entstehung der Werthe aus der Prioritätsrente nicht etwa als ein nothwendiges Uebel dar, sondern, ganz wie die Oekonomen der alten Schule, als etwas Gutes und Nützliches.

Es verlohnt sich aber hier wohl, auch materiell auf die Sache einzugehen. Zunächst behaupte ich, daß meine Theorie in der That alles Thatsächliche vollkommen genügend erklärt; denn ich zeige, daß die Fälle der Prioritätsrente keineswegs etwa beliebige vereinzelte Ausnahmen von der Ricardo'schen Werththeorie sind, sondern daß in ihnen überall dem Monopolbesitzer ein Werth zufällt, der aus der Arbeit Anderer entsteht. Sodann bestreite ich, daß aus der Werthformel, welche v. Sybel adoptirt, eine günstigere Beurtheilung dieser Erscheinung abgeleitet werden könne. Von Sybel betont, daß nicht die Arbeit allein, sondern die Zweckmäßigkeit der Arbeit Quelle und Maß des Werthes sei. Sollte damit gesagt sein: allgemeine oder durchschnittliche Zweckmäßigkeit, und zwar bemessen nicht nach philosophischen Begriffen, sondern nach den Begriffen des Marktes mit allen seinen Vorurtheilen; dann ist die Theorie mit derjenigen von Karl Marx identisch und nur minder scharf formulirt. Soll es aber heißen, die Zweckmäßigkeit sei in jedem einzelnen Falle für den Werth maßgebend, dann wird darin der ganze Charakter unserer heutigen Produktions- und Verkehrsweise verkannt und eine solche Erklärung des Werthes würde auf die große Masse aller Operationen des Verkehrs nicht passen und sich lediglich an Ausnahmen halten.

Aber vielleicht sind gerade die Fälle der Prioritätsrente solche Ausnahmen, in welchen der Werth des einzelnen Objektes durch die Zweckmäßigkeit der darauf verwandten Arbeit bestimmt wird? Man sollte fast glauben, es sei so gemeint, denn von Sybel fährt fort: „und mag der Mensch dieselbe (Arbeit) klug im Voraus berechnet haben, oder sie glücklich erst hinterher erleben, er hat eben an zweckmäßiger Stelle geackert, gebaut, gewebt, und wenn nachträglich ein gesteigertes Bedürfniß, ein erweiterter Zweck hervortritt, so gebührt ihm der daraus entspringende Gewinn von Rechtswegen". Ohne Zweifel ist hier das natürliche Recht gemeint, denn an dem „von Rechtswegen"

der praktischen Rechtspflege auf Grund der bestehenden Gesetze hat kein Mensch gezweifelt. Wenn nun also ein Bauer seinen Acker fleißig pflügt und düngt, und es entsteht unvermuthet eine Fabrik, welche ihm denselben für das Sechsfache des Ertragswerthes abkauft, so hat er — nun was denn? Etwa zweckmäßig Mist gefahren, wenn auf dem Acker ein Gebäude errichtet wird? Gewiß nicht. Er hat höchstens „zweckmäßig", d. h. in einer ihm Vortheil bringenden Weise *besessen*; vielleicht vom Urgroßvater her. Wir wollen dem Bauer seinen Gewinn nicht mißgönnen, müssen aber die Thatsache feststellen, daß der Werth, welcher ihm zufällt, aus keiner Zweckmäßigkeit seiner Arbeit, weder bewußter noch unbewußter, herrührt, sondern aus der Arbeit der Erfinder, der Meister, der Fabrikarbeiter und aller derer, welche das Produkt der Fabrik erzeugen und vertreiben und welche ihm den hohen Preis für das Grundstück wegen irgend eines Umstandes bezahlen mußten, der mit der Arbeit des Bauern nichts zu schaffen hat. — Was soll nun in diesem ganz alltäglichen Falle die Modifikation der Werththeorie an der Sache ändern?

Gehen wir aber zu den minder harmlosen Fällen über! Herr von Sybel würde sich vielleicht besonnen haben, meine Theorie von der Prioritätsrente so ohne Weiteres zu verwerfen, wenn er zur Zeit seines Vortrages schon den Höhepunkt und die Katastrophe des *Baustellen-Schwindels* von Berlin und Wien mit erlebt hätte. Hier haben wir einen Fall, wo eine gewisse „Zweckmäßigkeit" der „Arbeit", wenigstens im Sinne der Manchesterschule, nicht bestritten werden kann. Der Baustellen-Spekulant *kauft* wenigstens mit Voraussicht auf den steigenden Werth der Grundstücke. Diese seine Arbeit, das Kaufen, einschließlich des erforderlichen Nachdenkens über die Wahrscheinlichkeit eines späteren vortheilhaften Verkaufens, verdient nach gewöhnlicher Anschauung einen reichlichen Lohn, um so mehr, als er ja auch *Risiko* übernimmt, denn seine Baustellen tragen ihm vielleicht Jahrzehnte lang keine Zinsen. Die Sache scheint gar nicht übel, so lange es noch mehr dergleichen Land giebt. Sogar für das Allgemeine fällt ein Vortheil ab, denn die höheren Preise des Bodens bedingen höhere und kostbarere Gebäude, was der Konzentration des städtischen Lebens zu gute kommt. Sobald nun aber der Ring der Spekulation sich schließt und ein breiter Gürtel Landes rings um die wachsende Hauptstadt in den Händen der Spekulation ist, beginnt das Monopol seine verderblichen Wirkungen zu äußern.

Eine Gesellschaft jagt der andern die Beute ab. Millionen werden gewonnen, ohne daß ein Strohhalm produzirt würde: man theilt sich in den Ertrag der Steuer, welche man von der Arbeit der Stadtbewohner (indirekt auch von derjenigen des Landes) in Zukunft zu erheben gedenkt. Sagen wir hier auch fröhlich: „von Rechtswegen"? Prince Smith vielleicht, aber von Sybel nicht; denn gleich darauf verwirft er die „Bereicherung durch Spiel und Wette", welcher überhaupt keine produktive Thätigkeit zu Grunde liegt, bei welcher der menschliche Scharfsinn unmittelbar in den Dienst der niedrigsten Selbstsucht tritt. Bei der Baustellen-Spekulation im Monopolstadium tritt auch der menschliche Scharfsinn unmittelbar in den Dienst der Selbstsucht, die produktive Thätigkeit ist Null, aber es ist doch eigentlich nicht „Spiel und Wette", was hier vorliegt, sondern eine der einfachsten, leichtesten und sichersten Berechnungen — so lange die Unternehmer nicht über ihre Kapitalkräfte gehen. Erst wenn das Spiel mit fingirtem Kapital hinzukommt, werden solche Katastrophen, wie wir sie in Wien und Berlin erlebt haben, möglich; aber die exorbitanteste Preissteigerung mit den schrecklichsten Folgen für die Wohnungsfrage kann bei ausreichender Kapitalkraft auf Grund des Baustellen-Monopols durchgeführt werden.

Hier zeigt sich auch, daß von Sybel nicht richtig verfährt, wenn er die Bodenrente mit denjenigen Fällen, in welchen sich auch für andern Besitz Prioritätsrente ergibt, schlechthin zusammenwirft. Ein Baumwollspinner z. B., der schon eine wohleingerichtetete Fabrik besitzt, wird gewiß bei einer außergewöhnlichen Konjunktur, wie etwa die Kontinentalsperre, außergewöhnlichen Gewinn beziehen. Dieser Gewinn erhält aber den Charakter der Monopolrente nur für die kurze Zeit, während welcher er allein seinen Bezirk beherrscht; er wird Prioritätsrente, wenn die alsbald entstehende Konkurrenz genöthigt ist, unter ungünstigeren Verhältnissen zu arbeiten, z. B. theurer zu bauen, oder mit großen Opfern Arbeiter heranzuziehen; er fällt aber weg, sobald die Konkurrenz im Stande ist, unter gleich günstigen Bedingungen zu arbeiten. Beim Grund und Boden aber, wie bei der Benutzung von Wasserkräften und andern in beschränkter Zahl vorhandenen natürlichen Produktionsmitteln entstehen vorwiegend die von mir ausführlich nachgewiesenen Fälle, in welchen eine Konkurrenz unter gleichen Bedingungen gar nicht möglich ist, und genau dieselben Fälle sind es auch,

welche der Spekulation eine an Plünderung grenzende Ausbeutung gestatten; eine Ausbeutung fremder Arbeit, welche erst an der gänzlichen Entwerthung derselben ihre absolute Grenze findet.

Es bleibt nun allerdings richtig, daß eine vollkommene Werththeorie auch den Prozeß der Uebertragung von Arbeitswerth anderer Arbeiter auf den Monopolbesitzer aus der allgemeinen Werthformel heraus müßte ableiten können; allein dazu reicht keine der bisher bekannten Werththeorien aus, weshalb ich mich begnügt habe, an die modifizirte Ricardo'sche Theorie anknüpfend, nicht aus ihr deduzirend, den Kern des sozialen Problems, um welches es sich handelt, und das von einer Werththeorie nur mehr oder weniger vollständig begriffen, nicht aber geschaffen oder vernichtet werden kann, populär darzulegen. Im Uebrigen huldige ich so wenig der Ricardo'schen Theorie, daß ich vielmehr schon seit Jahren an einer eigenen und neuen Werththeorie gearbeitet habe, welche im Stande sein soll, die extremsten Fälle der Werthverschiebung als Spezialfall der gleichen Formel erscheinen zu lassen, welche auch den gewöhnlichen Verkehrswerth darstellt. Die Grundzüge einer solchen Theorie habe ich schon in meinen im Winter 1869/70 an der Zürcher Universität gehaltenen Vorlesungen über Nationalökonomie vorgetragen, dann aber als noch nicht hinlänglich gereift, wieder zurückgelegt. Mein Ausgangspunkt war dabei ein ähnlicher, wie derjenige, welchen Jevons in seiner „Theory of political economy", London 1871, genommen hat, um die allgemeine Regel des Verkehrs in mathematischer Form zu entwickeln. Ich halte die Entwicklungen des Herrn Jevons für einen sehr beachtenswerthen Schritt zum Ziele, aber noch nicht für die Erreichung desselben.

[9] Ueber die Amortisation alter Anlagen vgl. meine Schrift: Mill's Ansichten, S. 48 u. ff., wo kurz gezeigt ist, daß für landwirthschaftliche Verbesserungsanlagen (einschließlich natürlich Straßenbau u. s. w.) ebenso gut eine Amortisationsperiode angesetzt werden muß, wie für andere Kapitalanlagen, da sie innerhalb gewisser, wenn auch sehr groß bemessener Perioden der Prosperität sich rentiren müssen. Der Wechsel guter und schlechter Perioden bildet natürliche Abschnitte, innerhalb welcher der Kreislauf, aus welchem die Bodenrente hervorgeht, stets wieder von vorn anfängt, und selbst wenn ein Gut durch alle diese Perioden in einer Hand geblieben ist, so bleibt die Frage der Bodenrente wenigstens im Verhältniß zu den bei der ursprünglichen

Okkupation wieder begünstigten Grundstücken total dieselbe. Nur ihr Ertrag ist inzwischen mehrmals auf Null oder nahezu Null herabgesunken und hat sich später gehoben. Daß bei Vernachlässigung dieser Amortisation in Jahrhunderte alten Kulturländern die Grundstücke meist billiger sind, als die Summe aller Anlagen, welche je zu Gunsten derselben gemacht wurden, mag richtig sein, gilt aber dann im gleichen Verhältniß auch für die minder begünstigten Grundstücke, die nach der Voraussetzung bei gleichen Anlagekosten weniger Ertrag geben.

[10] Die Bodenrente ist nach unserer Auffassung in dem Falle allerdings unter die Kategorie des gewöhnlichen Kapitalgewinns zu ziehen, wenn ein Grundstück mit Rücksicht auf das voraussichtliche allgemeine Steigen der Bodenrente zu einem Preise angekauft wird, der für den Augenblick einen schlechten Zinsfuß ergibt, aber für die Zukunft einen um so höheren in Aussicht stellt, wie dies z. B. namentlich in der Spekulation auf den steigenden Werth ländlicher Grundstücke in der Nähe wachsender Großstädte vorkommt. In diesem Falle hat der glückliche Spekulant allerdings das Recht, den Gewinn, welchen er zieht, als Folge seiner glücklichen Spekulation und sonach als einen Kapitalgewinn zu betrachten, der ihm nach denselben Regeln zufällt, wie jeder andere Kapitalgewinn aus Spekulation. Dies ist aber nur die subjektive Seite der Sache. Die Spekulation hat nichts produzirt, sondern sich nur eines richtig erkannten Vortheils bemächtigt. Objektiv betrachtet bleibt der steigende Ertrag dieses Grundstücks immer Bodenrente; dieselbe mußte mit oder ohne diese Spekulation (die von etwaigen weiteren Spekulationen durch eigne Bauunternehmungen u. s. w. in der Betrachtung streng getrennt werden muß) in gleicher Weise entstehen und wäre, wenn kein Besitzwechsel stattgefunden hätte, rein in ihrem ursprünglichen Charakter ganz dem ersten Besitzer (beziehungsweise seinem Erben) zugefallen, der vielleicht nie daran gedacht hat, daß sich der Bereich einer benachbarten Stadt einmal bis hieher erstrecken könnte. Durch den relativ theuern Verkauf erhält der ursprüngliche Besitzer vom Spekulanten einen Theil der zukünftigen Bodenrente kapitalisirt ausbezahlt; der andere Theil fließt dem Spekulanten zu. Sollte daher auch die Bodenrente zwar steigen, aber nicht in dem erwarteten Maße, oder gar stehen bleiben, so daß der Spekulant für das auf den Kauf des Landes verwendete Kapital schlechte Zinsen machte, so wäre er eben doch im Besitz der Bodenrente, die er nur zu hoch bezahlt,

während der ursprüngliche Besitzer noch einen Mehrwerth über den kapitalisirten Ertrag der Bodenrente hinaus beziehen würde. (Vgl. dagegen die Darstellung Roscher's (Grundlagen, III, 2), der in seiner Definition der Bodenrente § 149 die unzerstörbaren Produktivkräfte Ricardo's wieder aufmarschiren läßt, während die Bodenrente in Wirklichkeit aus der Arbeit der diesem Vorzugsverhältniß tributär gewordenen Personen fließt. Außerdem hat Roscher die Spekulation auf die Bodenrente zu sehr mit der Bodenrente selbst ineinanderfließen lassen, so daß die Bedeutung des Gegenstandes für die soziale Frage ganz verwischt wird).

[11] Der Gegensatz zwischen offener Wirthschaft (bei ausreichender Fülle unbesetzten und anbaufähigen Bodens) und geschlossener (bei Beschränkung der Wirthschaft auf eine begrenzte und bereits okkupirte Bodenfläche) ist in Wirklichkeit ein relativer. In gewissem Sinne stehen die großen, dem Anbau noch nicht gewonnenen Landstriche der Erde Jedem offen, allein für die meisten werden, selbst abgesehen von dem sehr beachtenswerthen Moment der Trägheit (Gewohnheit, Vorurtheil u. s. w.), die Hindernisse der Auswanderung aus einem alten Kulturlande so überwiegend sein, daß die Wirthschaft desselben als geschlossen betrachtet werden kann, ohne es jedoch in absolutem Sinne zu sein. Umgekehrt setzen sich auch im offensten Kolonielande der Ergreifung des unbebauten Bodens doch stets gewisse Widerstände entgegen, welche der Wirthschaft desselben eine Beimischung vom Charakter der geschlossenen Wirthschaft geben. Zwischen beiderlei Zuständen gibt es dann wieder unzählige Uebergangsstufen (vgl. „Mill's Ansichten" S. 50 u. ff.), so daß in Wirklichkeit das wirthschaftliche Leben sich stets gleichsam in der Diagonale zwischen den Einflüssen einer absolut offenen und absolut geschlossenen Wirthschaft bewegt. Die Theorie aber muß Beides auseinanderhalten, indem nur aus gesonderter Betrachtung beider Faktoren eine völlig klare Einsicht in das Wesen ihres Produktes, des wirklichen wirthschaftlichen Lebens, hervorgehen kann. Während also eine gesunde Volkswirthschaftslehre auf alle Fälle beide Abstraktionen umfassen und sodann das Zusammenwirken derselben im wirthschaftlichen Leben zeigen muß, sucht man oft dasselbe lediglich von einem Prinzip aus zu begreifen. So legte von Thünen seinen werthvollen Forschungen das Prinzip der geschlossenen Wirthschaft zu Grunde; die klassische Nationalökonomie der Engländer ging im Wesentlichen von

der offenen Wirthschaft aus, fand dann aber in der Theorie der Bodenrente einen Ausnahmsfall, der eine besondere Behandlung gebieterisch forderte. Erst den Anhängern von Bastiat und Carey war es vorbehalten, mit prinzipieller Leugnung der geschlossenen Wirthschaft den Thatsachen in's Gesicht zu schlagen und die Einseitigkeit zum Dogma zu erheben.

Wenn Dühring (vgl. d. f. Anm) gegen meine Auffassung bemerkt (Verkleinerer Carey's, S. 53), es käme nicht darauf an, ob ringsum noch frisches Land vorhanden sei, „sobald sich eine selbstständige wirthschaftliche Gruppe und ein abgeschlossenes soziales Konkurrenzgebiet innerhalb eines Bezirkes gebildet habe"; alsdann „entscheide" der soziale Zusammenhang und der Umstand, ob in einem gewissen Umkreise fruchtbares Land oder Wüste sei, thue „in der Hauptsache gar nichts", so ist das dieselbe Logik, als wenn man sagen wollte: „wenn man in einem Schiff anfängt, über den Strom zu rudern, so entscheidet allein die Bewegung der Ruder über die Richtung des Kahnes und der Umstand, ob man sich auf einem Strom oder auf stehendem Wasser befindet, thut „in der Hauptsache gar nichts" Daß sich innerhalb der fortgeschrittenen Verkehrszentren von Amerika, z. B. für Häuser in den Städten, eine sehr intensive Bodenrente bildet, versteht sich nach unserer Auffassung von selbst.

[12] Vgl. meine mehrfach erwähnte Schrift: J. St. Mill's Ansichten über die soziale Frage und die angebl. Umwälz. der Sozialwissenschaft durch Carey, Duisb. 1866.

Siebentes Kapitel.

Von der Lösung der Arbeiterfrage.

Nicht jedes Problem wird gelöst und nicht jede Frage beantwortet. Auch hat sich der Menschengeist von jeher mit Problemen beschäftigt, welche gar keine Lösung zulassen, und manche derselben tauchen immer wieder auf, so oft auch schon der Beweis geliefert ist, daß sie unlösbar sind. — Der Ausdruck „Arbeiterfrage" schließt die Voraussetzung einer möglichen Lösung in sich. Ein Uebel wird zum Problem, wenn man die Idee faßt, es zu beseitigen oder auf ein Minimum zurückzuführen; der Gedanke an die Beseitigung eines großen Uebels oder an die Erlangung eines großen Vortheils für den Staat oder die Gesellschaft wird zur „Frage", sobald man voraussetzt, daß es an der Zeit ist, diesen Zweck ernstlich in's Auge zu fassen. Eine Frage im sozialpolitischen Sinne aufstellen, heißt einen Aufruf erlassen an die Staatsmänner, die Männer der Wissenschaft und an Jeden, der sich dazu befähigt und berufen glaubt, den Weg der Lösung zu finden oder zu seiner Auffindung beizutragen. Schon in der bloßen Aufstellung einer Frage kann daher ein Fehler oder ein fundamentaler Irrthum liegen: ein Fehler, wenn man eine Frage aufstellt, die zwar an sich nicht unlösbar, aber zur Zeit „noch nicht reif" oder „nicht opportun" ist;

ein fundamentaler Irrthum, wenn die Frage überhaupt unlösbar ist und also im praktischen Sinne von einer solchen Frage gar nicht die Rede sein kann.

Es würde schwerer sein, wenn ein solcher Fehler vorläge, Jemanden dafür verantwortlich zu machen. Kein Fürst, kein Minister, kein Revolutionär, kein Parteiführer hat die Arbeiterfrage gestellt, sondern sie ist aus den sozialen Zuständen einerseits und aus dem allgemeinen Zeitbewußtsein anderseits mit Naturnothwendigkeit hervorgetreten und hat sich so allmählig und so allgemein der Gemüther bemächtigt, daß man sie als eine Zeitfrage vom ersten Range anerkennen muß, auch wenn man glaubt, daß die wahre Lösung darin bestehen möchte, die Unlösbarkeit der Frage zu erkennen und zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. Die Arbeiterfrage ist der Kern der „sozialen Frage", und die soziale Frage, obwohl sie sich nicht allein auf die Arbeiter der Industrie bezieht, ist doch, so weit sie heutzutage überhaupt einen Sinn hat, durch und durch von der Arbeiterfrage beherrscht und bestimmt. Der Beweis dafür dürfte aus den vorhergehenden Kapiteln mit Leichtigkeit zu entnehmen sein. Will man aber die wichtigsten Quellen der modernen sozialen Frage aufzählen, so dürften drei in erster Linie zu nennen sein: die fortschreitende Entwicklung des Industrialismus, das Entstehen einer Sozialwissenschaft und die Idee der Humanität.[1] Der Industrialismus gab vor allen Dingen die wichtigste objektive Grundlage; in seinem Gefolge erscheinen die Uebel, um deren Bekämpfung es sich handelt, in ihrer grellsten und zugleich in ihrer modernsten Gestalt. Die Sozialwissenschaft lehrte uns diese Uebel in ihrem Causalzusammenhange erfassen; man betrachtete sie mit naturwissenschaftlichem Blick, und wenn auch schon gleich zu Anfang mit dieser Betrachtungsweise sich

die Vorstellung verband, es handle sich um ein unabänderliches Naturgesetz, so konnte doch auch die entgegengesetzte Auffassungsweise nicht ausbleiben, nach welcher man in den fraglichen Zuständen eine Naturwirkung erkannte, abhängig von veränderlichen und wenigstens theilweise dem menschlichen Willen unterworfenen Faktoren. Zugleich verbreitete sich durch die Pflege der Sozialwissenschaft die Kenntniß des Uebels in immer weitere Kreise und diese Kenntniß mußte bald durch Furcht, bald durch Mitleid dem Einflusse der Humanität vorarbeiten. Die Ideen der Humanität endlich, welche das achtzehnte Jahrhundert zur Reife brachte, stellten das Ziel fest, daß jedes menschliche Wesen zur Freiheit, zur Bildung und zum Genuß der Früchte seiner Arbeit berufen sei, und daß kein Glück einer Minderheit als sittlich begründet anerkannt werden könne, so lange es durch Elend und Sklaverei der Mehrzahl getragen werde. Mit diesen Ideen verband sich die philosophische Betrachtung des Rechts- und Staatswesens, welche es unternahm, dem historischen Recht ein Naturrecht, dem historisch gewordenen Staate (dem „Nothstaat", wie Schiller sagt) den Vernunftstaat gegenüberzustellen und zu zeigen, wie allein auf der Grundlage der Gleichberechtigung aller Bürger und der Betheiligung Aller an der Bestimmung über die öffentlichen Angelegenheiten das Gebäude einer wahren politischen Freiheit sicher errichtet werden könne.

Der Kontrast dieser Ideen mit den Zuständen, welche der Industrialismus hervorrief und welche die Sozialwissenschaft enthüllte und analysirte, war wohl geeignet, in denkenden Köpfen und empfänglichen Gemüthern das Streben nach einer Ueberwindung jener Zustände hervorzurufen; allein mit alledem würden wir höchstens eine Arbeiterfrage für Theoretiker und Idealisten erhalten haben. Was die Arbeiter-

frage so eminent praktisch machte, war vor allen Dingen der Umstand, daß die Arbeiter selbst anfingen, ihre Lage unerträglich zu finden, und daß sie bald, wie in England, sich zu praktischen Zwecken organisirten, bald, wie namentlich in Frankreich, durch ein Gefühl der Solidarität geeinigt, vage und weit aussehnende Stichworte aufstellten, für die sie in bewegten Zeiten auf den Kampfplatz traten. — Die psychologischen und volkswirthschaftlichen Ursachen dieser Erscheinung sind in den vorhergehenden Kapiteln hinlänglich erörtert und den historischen Faden ihres Auftretens zu verfolgen, liegt außerhalb unseres Zweckes; einige der wichtigsten Züge dieser Bewegung werden weiter unten noch hervorgehoben werden. Hier, wo wir den Begriff und die allgemeine Berechtigung einer Arbeiterfrage zu erörtern haben, muß zunächst bemerkt werden, daß die Arbeiter selbst keine „Arbeiterfrage" stellen und den Ausdruck nicht einmal gerne hören mögen. Für sie gibt es eine „Lohnfrage", eine „Lehrlingsfrage", eine „Fabrikordnungsfrage" und endlich eine Frage der „Parlamentsvertretung" oder in kontinentalem Sinne eine Frage der Eroberung der politischen Macht zur Durchsetzung ihrer Ziele. Der Ausdruck „Arbeiterfrage" dagegen behandelt von vornherein die Arbeiter als Objekt eines Studiums, und wenn man die Staatsmänner und Realpolitiker, die Fabrikherren und Gründer nebst ihren ergebenen Dienern in der Presse ganz heimlich und vertraulich bei Kundgebung ihrer wahren Ansicht belauschen könnte, so würden die meisten sagen: „Die „Arbeiterfrage" ist die Frage: wie bringen wir die Arbeiter zu ihrer früheren „Zufriedenheit" zurück?" Natürlich mit dem Minimum von Opfern und Kosten, und so, daß sie nicht übermüthig werden!

Aber auch für weitherzigere und tiefer blickende Sozial-

politiker ist die Arbeiterfrage vor allen Dingen eine konservative Frage. Man erkennt in der Stimmung der Arbeiter eine Gefahr für den Staat und für die bestehende Ordnung der Gesellschaft; man geht von dem Gesichtspunkt aus, daß vor allen Dingen der Staat in seiner gegenwärtigen Verfassung und die Gesellschaft in ihrem gegenwärtigen Bestande erhalten werden sollten; man ist aber bereit, dafür nicht nur im Nothfalle erhebliche Opfer zu bringen, sondern man findet es auch ganz gerechtfertigt, daß die Arbeiter mit ihrer gegenwärtigen Lage unzufrieden sind. Man glaubt, daß sich mit der Einsetzung einiger neuer Räder in die Staatsmaschine, oder mit einer Erfindung auf dem Boden der „Selbsthülfe" die wirklichen Ursachen der herrschenden Unzufriedenheit beseitigen lassen; das Uebrige muß dann die Aufklärung der Arbeiter oder die Förderung der Volksbildung thun. Aus diesen zum großen Theil sehr wohlmeinenden Kreisen stammen weitaus die meisten ernstgemeinten Vorschläge zur Lösung der Arbeiterfrage; auf dem Boden der gleichen Gesinnung erwachsen auch die meisten praktischen Versuche, das Verhältniß von Kapital und Arbeit zu verbessern (die unpraktischen natürlich inbegriffen).

Bevor wir unsere eigene Auffassung der Arbeiterfrage genauer bestimmen, müssen wir nun zu der Frage zurückkehren: ist die Aufstellung einer Arbeiterfrage überhaupt berechtigt? Von zwei Hauptstandpunkten aus läßt sich diese Frage verneinen. Man kann die Uebel, welche durch eine Lösung der Arbeiterfrage beseitigt werden sollen, für unabänderlich oder wohl gar für einen nothwendigen Schatten des allgemeinen Fortschritts erklären, und man kann auch annehmen, daß ein großer unabänderlicher Gang der natürlichen Entwicklung das Problem lösen wird, ohne daß irgend welche

künstliche Eingriffe der Politiker etwas anderes dazu beitragen dürften, als ein wenig Beschleunigung oder ein wenig Verzögerung und auf alle Fälle ein wenig unnütze Verwirrung herbeizuführen. Der erstere Standpunkt will keine Lösung der Arbeiterfrage; er konservirt wo möglich nicht nur die Grundlagen der Gesellschaft, sondern auch die Uebelstände, welche diesen Grundlagen anhaften; der letztere erwartet die Lösung von einer großen Sozialrevolution und schließt eben deßhalb eine absolute Geringschätzung aller subjektiven Studien und Experimente über die Arbeiterfrage in sich. Damit aber ist die „Frage" selbst in dem oben näher bestimmten Sinne verneint. Der Theoretiker kann nichts thun, als die Gemüther auf das Ereigniß vorbereiten; der Praktiker kann gar nichts thun, denn wie viel er auch zu schieben meint: er wird geschoben werden und die Krisis wird über alle seine Kunststücke hinwegschreiten, als wären sie nie gewesen.

Der erste dieser Standpunkte war, wie wir oben gesehen haben, zur Zeit der ersten Blüthe der britischen Nationalökonomie sehr verbreitet. Kein Reichthum ohne arme Leute, welche dem Reichen dienen! Reichthum ist der Zweck, Armuth, und zwar extreme Armuth, ist das Mittel der ganzen wirthschaftlichen Bewegung! Dieser Standpunkt wurde anfangs, als man noch nicht gelernt hatte, sich solcher Sätze zu schämen, durch den Malthusianismus nur noch gestützt und verstärkt. Der Arme, folgerte man aus dieser Lehre, verdankt seine ganze Existenz dem Lohn, für welchen der Besitzende ihn arbeiten läßt; wäre die industrielle Unternehmung nicht da, so wäre auch der Arbeiter nicht da, weil keine Nahrung für ihn vorhanden wäre. Er hat sich also nicht zu beklagen. An der reichen Tafel der Natur ist für den Besitzlosen, den „Ueberzähligen", kein Platz. Sein natürliches Recht ist, zu

verhungern, und also durch sein Verschwinden das Gleichgewicht zwischen Menschenzahl und Subsistenzmitteln wieder herzustellen. Kann er sich durch übermäßige und unzulänglich bezahlte Arbeit zwischen Sein und Nichtsein in der Schwebe erhalten, so mag er dies thun. Wenn der Industrielle nicht auch ohne ihn noch „Hände" genug hätte, so würde er ihn besser bezahlen, hat er ihn aber gar nicht nöthig, so kann er ihn verschwinden lassen. Der Naturprozeß des Verhungerns wird den Fall schon besorgen; den Kapitalisten geht das weiter nichts an. Er streicht einfach einen Namen von seiner Lohnliste; das Uebrige geht auf Rechnung der unabänderlichen Naturgesetze.

Es mag vielleicht einzelne Leser überraschen, zu hören, daß dieser Standpunkt auch heute noch nicht nur im Stillen gehegt, sondern öffentlich und mit Emphase gepredigt wird. Einer der ersten Stimmführer der „deutschen Freihandelsschule", Prince Smith, beschließt einen Aufsatz über „die Sozialdemokratie auf dem deutschen Reichstage" (Vierteljahrsschr. für Volkswirthsch. und Kulturgesch., herausgeg. von J. Faucher, VII. Jahrg., 1. Bd., S. 152 u. f.) mit folgenden denkwürdigen Worten:

„Und sagen wir es zum Schlusse rund heraus: Im Gegensatz zu dem Naturzustande ungetheilter Arbeit, wo in Ermanglung des Kapitals die menschliche Kraft allein schaffte, ist unser Volkshaushalt ein künstliches, vermittelst großer Erübrigungen von Hülfsmitteln und Vorräthen, mit getheilter Arbeit und weitverzweigtem kaufmännischem Vertrieb entwickeltes Geschäft, welches die Besitzenden erfunden und eingerichtet haben und auf eigene Rechnung und Gefahr betreiben, und von dem sie als Geschäftsinhaber den Gewinn beziehen. Weil sie unsere wirthschaftliche Kultur gegründet und

ausgebaut haben, erfreuen sie sich reichlich der Früchte ihres großen Werkes. In dem Maße, als die Erübrigungen und Verfügungen der besitzenden Geschäftsunternehmer die Mittel zur wirthschaftlichen Verwendung von Menschenkräften vorbereiteten, haben Nichtbesitzende sich vermehren können. Nicht die Arbeiter haben das Kapital geschaffen, sondern umgekehrt, das Kapital hat die jetzige Anzahl der Arbeiter ermöglicht. Die Abschaffung des Kapitaleigenthums, kraft dessen das Kapital entstanden ist und allein fortbestehen kann, wäre gleichbedeutend mit Abschaffung des Kapitals, gleichbedeutend mit Abschaffung der Arbeitermassen selber. Wenn den Sozialdemokraten diese Wahrheit nicht klar ist, der erste Versuch wird sie ihnen klar machen."

Die logische Schwäche dieses Seelenergusses liegt natürlich in der unbewiesenen Behauptung, daß das „Kapital", d. h. bebauter Boden, Eisenbahnen, Kanäle, Fabriken, Maschinen u. s. w. nicht fortbestehen könne, ohne das „Kapitaleigenthum", d. h. ohne das erbliche Verfügungsrecht der Gründer des „Geschäftes", auf welches hier die Gesellschaft reduzirt wird. Allein der Satz könnte, rein volkswirthschaftlich betrachtet, wahr sein und dennoch politisch verwerflich, weil der Staat auf sittlicher Grundlage ruhen muß. Er könnte auch auf rein wirthschaftlichem Gebiete theoretisch richtig und dennoch, als Maxime betrachtet, sehr verderblich sein, weil andere nicht minder richtige Sätze existirten, welche das Paradies der Gesellschaftsgründer, welches auf dieser Maxime errichtet würde, mit einem schmählichen Untergange bedrohen. Nimmt man nämlich an — und die Annahme wird gestattet sein —, daß die von den Gründern der Gesellschaft gezüchteten „Arbeitermassen" nicht bloß arbeitende und sich fortpflanzende Maschinen

sind, sondern Menschen, mit menschlichen Bedürfnissen, Begierden und Leidenschaften und mit der Fähigkeit, sich untereinander zu verständigen, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß diese vom Kapital geschaffenen Wesen mit der Zeit dahin kommen, ihrem Schöpfer zu fluchen und daß sie sich weiter dahin einigen, diesen ihren gütigen, die Früchte seines Werkes „reichlich" genießenden Schöpfer abzuschaffen. Ein sittliches Band, welches sie davon abhalten sollte, existirt nicht, denn da sie zu fremden Zwecken geschaffen wurden und nur fremden Zwecken dienten, so sind sie Niemandem Dank schuldig, selbst wenn die bloße Existenz ein Glück wäre, was sie offenbar für empfindende und selbstbewußte Menschen in solcher Lage durchaus nicht ist. Die Gründer des „Geschäftes" rechnen allerdings bis zu einem gewissen Grade mit Sicherheit auf die Wirkung des blinden Selbsterhaltungstriebes; allein diese Rechnung kann fehl gehen und würde wahrscheinlich, wenn nicht Staat und Kirche und Schule und andere vom Gründer vornehm ignorirte Einflüsse vorhanden wären, weit schneller fehl gehen, als sich die Inhaber des Geschäftes träumen lassen.

Die bloße Befürchtung, daß sie mit der Abschaffung des Kapitals und der Kapitalisten auch sich selbst abschaffen würden, kann die Arbeitermassen nicht in Schranken halten; denn zunächst einmal werden sie an diesen Zusammenhang *nicht glauben*, am allerwenigsten, wenn er ihnen von denjenigen gepredigt wird, welche „sich der Früchte ihres großen Werkes reichlich erfreuen". Aber auch auf die Gefahr hin, sich selbst mit abzuschaffen, könnten sie versucht sein, dem „Geschäft" in seiner bisherigen Form ein jähes Ende zu bereiten; zumal, da jeder einzelne hoffen kann, unter den Ueberlebenden zu sein, denn daß die Menschheit gar aussterben müßte, wenn

sie der Kapitalisten entbehrte, wird man nicht einmal den Kindern einreden können. Bedenkt man aber, daß im Staate, in der Kirche, in der Schule, in der Literatur und zum Theil sogar noch in der Tagespresse ganz andere Anschauungen herrschen, als diejenigen des Herrn Prince Smith und seiner Gesinnungsgenossen, so wird man leicht einsehen, daß auch das „Geschäft", dessen Früchte die Besitzenden reichlich genießen, nicht ohne die Mitwirkung ganz anderer, keineswegs rein kaufmännischer Prinzipien bestehen kann. Es gibt noch eine Anschauung, welche die Menschen ohne Unterschied des Besitzes als Glieder einer großen Familie betrachtet, welche durch die Bande der Liebe, der wechselseitigen Förderung ihres Wohls und durch geheiligte Pflichten mit einander verbunden sind. Diese Thatsache wird von dem Gründer, der die Welt als ein Geschäft betrachtet nur zum Schein ignorirt. In der That spekulirt er darauf. Indem er sich selbst von allen Verbindlichkeiten lossspricht, die aus jenen Anschauungen folgen könnten, rechnet er darauf, daß dieselben unter den „Arbeitermassen" fortwirken. Diese Rechnung ist wieder nur bis zu einem gewissen Punkte richtig; denn auf die Dauer müssen nothwendig unter der einseitigen Herrschaft des Industrialismus alle Traditionen von einem sittlichen Bande zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden zu Grunde gehen. Die letzteren bilden, nachdem von der andern Seite das Tafeltuch entzwei geschnitten wurde, eine Menschenwelt für sich. Statt mit Achtung und Ehrfurcht auf den Geschäftsinhaber zu blicken, statt dem Geistlichen, der den bevorzugten Klassen angehört, mit Andacht zu lauschen, statt Respekt vor den Behörden zu empfinden, werden sie mehr und mehr dahin kommen, Alles, was außer ihrem eigenen Kreise steht, als fremd und feindlich zu betrachten; namentlich so lange sie

sehen, daß immer nur ihnen Unterwürfigkeit gepredigt wird, während Niemand die Besitzenden mit einem ernstlichen Worte des Tadels in ihren Genüssen stört. Die Lage wird nur noch schlimmer und gefahrdrohender, wenn dann die Arbeitermassen anfangen, alle diese Beziehungen, durch welche sie früher an die Kreise der Besitzenden gefesselt waren, unter sich selbst wieder herzustellen. Wenn statt des endlosen Mißtrauens und des Krieges Aller gegen Alle, der gewöhnlich unter neu zusammengewürfelten Arbeitermassen herrscht, sich allmälig Autoritäten bilden, an welchen der Einzelne nicht nur mit Achtung, sondern mit Liebe und Treue hängt, wenn das Gefühl einer allgemeinen Solidarität — nicht aller Menschen sondern aller Arbeiter — sich ausbildet und in dieser in sich geschlossenen Welt jene unsichtbaren und doch so mächtigen Fäden einer natürlichen Organisation sich ziehen, die man nicht wie einen Verein auflösen und nicht polizeilich überwachen kann, dann hat die Stunde geschlagen, wo Tausende, die nicht zu den Arbeitern, aber auch nicht zu den Gründern des „Geschäftes" gehören, sich nach Rettung umsehen für die alten, durch Gewohnheiten geheiligten Formen der Gesellschaft. Die „Arbeiterfrage" im unheimlichsten Sinne des Wortes ist da, geschaffen durch Diejenigen, welche ihre Existenz ableugnen.

Aber ist es dann nicht zu spät für eine „Arbeiterfrage" in pragmatischem Sinne? Diese Frage führt uns auf die zweite Negation derselben, diejenige, welche die Sozialrevolution als unausbleiblich, als ein unabwendbares Naturereigniß, als eine nothwendige Konsequenz des Ganges der Weltgeschichte betrachtet. Wir haben oben ausführlich die Anschauungen von Karl Marx kennen gelernt, welche diesen Standpunkt in genialer Weise vertreten. Nach

Marx hat das Kapital die alte Gesellschaft aufgelöst und die Arbeiter in einen Zustand der Isolirung versetzt, in welchem ihre Organisation zur Durchführung der Sozialrevolution gar nicht ausbleiben kann. Das Kapital hat die individuelle Arbeit vernichtet und die gemeinsame an die Stelle gesetzt. Es hat eine Ordnung der Dinge geschaffen, in welcher — ganz im Gegensatze zu der Meinung Smith's — die Person des Geschäftsinhabers gänzlich überflüssig wird und Alles ohne ihn seinen Gang gehen kann. Diese Ordnung wird sich herstellen. Die Schwierigkeit des Ueberganges ist nicht größer, sondern vielmehr geringer als diejenige des Ueberganges von der mittelalterlichen zur modernen Produktionsweise.

Diese Anschauung muß als der eigentlich wissenschaftliche Kern seiner Ansichten unterschieden werden von den Gedanken, welche Marx über die Art der Durchführung der neuen Grundsätze hegen mag. Die Sozialrevolution als solche könnte immerhin eine leichtere, schneller vorübergehende sein, als diejenige, welche die Kapitalherrschaft herbeigeführt hat, und dennoch könnten die mit derselben verbundenen politischen Erschütterungen und Umwälzungen ungleich großartiger und folgenreicher sein. Der Gedanke, daß es solcher Umwälzungen, und zwar auf gewaltsamem Wege, bedürfe, verbindet sich sehr natürlich mit jeder Idee eines uns völlig neu erscheinenden Zustandes, während doch die Geschichte nicht selten andere Wege einschlägt. Die Sozialrevolution ist also noch nicht nothwendig auch eine allgemeine politische Revolution, wiewohl dieser Gedanke sich gerade in diesem Falle sehr leicht aufdrängt; denn diejenigen Kreise und Klassen, deren Interesse mit den jetzt bestehenden politischen Zuständen auf's Engste zusammenhängt, und deren Einfluß an den Fortbestand der alten Formen geknüpft ist, haben mehr oder weniger auch

ein Interesse an dem Fortbestande der Kapitalherrschaft und werden häufig in dem Gedanken befangen sein, daß die Autorität der Fabrikherren und Unternehmer aller Art dem Staate zur Stütze diene, und daß eine gewisse Solidarität aller Autoritäten im Staate und in der Gesellschaft erforderlich sei. Aber auch diese Gedankenverbindung ist nicht schlechthin nothwendig und es könnten, unbeschadet des Fortganges der rein wirthschaftlichen Umwälzung, ganz andere Kombinationen auftreten. Wenn daher Marx nicht nur als Theoretiker, sondern auch als praktischer Agitator und Parteiführer auftritt, so ist dies von der Bedeutung seiner wissenschaftlichen Theorie zunächst zu trennen, allein es steht mit derselben nicht im Widerspruch. Auch die großen historischen Nothwendigkeiten, die Naturprozesse im Völkerleben, vollziehen sich auf dem Wege willkürlicher Handlungen bestimmter Individuen. Man kann in gewissem Sinne mit Recht sagen, daß solche Bewegungen „von selbst" zu Stande kommen; aber man sagt damit nur, daß sie nicht künstlich erdacht und gemacht werden können, und daß sie nicht an die Initiative irgend einer bestimmten Persönlichkeit gebunden seien. Thut es dieser nicht, so wird sich ein anderer finden, wenn die Sache reif ist; aber persönliche Initiative überhaupt wird immer vorhanden sein müssen. Wenn nun aber ein bedeutender Theoretiker in dieser Weise zugleich an der Ausführung dessen arbeitet, was er für unabwendbar hält, so müssen wir uns wohl hüten, in unserm Urtheil beides zu vermengen und entweder die Theorie zu gering anzuschlagen, weil uns die praktische Agitation verfehlt scheint, oder umgekehrt die Achtung, welche uns seine Argumente abnöthigen, ohne Weiteres auf seine Taktik zu übertragen. Die Person als solche mag aus einem Gusse sein und Alles psychologisch wohl zusammenhängen; deshalb kommt

doch nicht allen ihren Aeußerungen die gleiche objektive Bedeutung zu. Es ist sogar sehr natürlich und gewöhnlich, daß scharfsinnige Denker, Männer, welche ihr Zeitalter im Ganzen und Großen auffallend richtig beurtheilen, gleichwohl in der Tagesgeschichte sich nicht richtig zu orientiren wissen; denn im Allgemeinen sind wir stets geneigt, was wir klar voraussehen, uns näher vorzustellen als es ist, was wir im Prinzip für berechtigt halten, in seinem praktischen Auftreten für reiner, einfacher, klarer anzusehen, als es in der Wirklichkeit zu sein pflegt.

Hieraus schließen wir zunächst, daß die große, von Marx vorausgesehene Sozialrevolution, in der Nähe betrachtet, sich ganz wohl als eine Folge sehr vieler kleinerer Schritte und als das Resultat eines bald in friedlichen Formen, bald stürmisch geführten Kampfes während einer längeren Periode herausstellen könnte. In diesen Kämpfen aber könnten sehr viele vermeintliche Lösungen der Arbeiterfrage, welche alle für sich betrachtet weit hinter dem großen Ziele zurückbleiben, doch in ihrer Gesammtheit eine sehr wesentliche Rolle spielen.

Daraus ergibt sich nun aber eine ganz neue Anschauung von der Arbeiterfrage und ihrer Lösung. Die Arbeiterfrage im Großen und Ganzen steigt allerdings weit über das Maß dessen hinaus, was ein Individuum, und wäre es der tiefste Philosoph und der klügste Staatsmann in einer Person, übersehen und leiten kann, und in diesem Sinne gibt es in der That keine Lösung der Arbeiterfrage, als diejenige, welche die Geschichte bringen wird. Alle unsere Versuche und Vorschläge sind zunächst nur Symptome der großen Entwicklungskrankheit, Zeichen und Zeugnisse von der Art, wie wir individuell von dem Strome einer allgemeinen und tiefen Bewegung der Geister ergriffen sind; weiterhin aber sind die

praktischen Folgen sowohl der ganz verfehlten, wie der gelungenen Experimente zugleich Faktoren der großen Veränderung, welche sich theils in den Einrichtungen und Zuständen, theils in den Gemüthern vollzieht. Was sich auf der Bühne des Alltagslebens erbittert bekämpft, das zielt in seinen tiefern Wirkungen oft nach der gleichen Richtung. Ein im revolutionären Geiste unternommener Versuch kann möglicher Weise dahin auslaufen, die Staatsgewalt zu stärken, während ein von oben herab unternommenes Experiment Oel in's Feuer gießt; beide Unternehmungen aber werden dazu beitragen, den neuen ökonomischen Charakter der Gesellschaft zu fördern. Privatunternehmungen können Vorbilder für Staatseinrichtungen werden, wiewohl sie ursprünglich unternommen wurden, um die Ueberflüssigkeit der letzteren zu beweisen; politische Institutionen können zu Hebeln der Sozialrevolution werden. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß man auf diesem ganzen Gebiete nur blind dreinfahren und den Ausgang den Göttern überlassen möge. Im Gegentheil wird die Kritik aller möglichen Einrichtungen und Vorschläge eine wichtigere Aufgabe haben, als die Erfindung irgend eines neuen Punktes, und jemehr die Masse solcher Erfindungen verwirrend zu werden droht, desto nothwendiger wird das Licht *fester Prinzipien* zu ihrer Prüfung.

Als solche Prinzipien hat man in Deutschland eine Zeit lang allgemein das der „*Selbsthülfe*“ und das der „*Staatshülfe*“ angesehen und dadurch viel Verwirrung in die ganze Frage gebracht; denn mit keinem von beiden Begriffen ist für die Lösung der Arbeiterfrage ein klares Ziel ausgesprochen und die richtige Würdigung der Mittel und Wege zum Ziel hat ohne das Ziel selbst keinen Sinn. Die Ausdrücke „Selbsthülfe“ und „Staatshülfe“ gewinnen daher

ihren wahren Sinn nicht durch das, was sie sagen, sondern durch das, was sie verschweigen und nur durch einen Blick auf die politischen Verhältnisse, unter denen sie zum Stichwort erhoben wurden, vermag man die Bedeutung einigermaßen zu erklären, welche ihnen beigelegt wurde. Wir können uns dabei noch jetzt fast ohne Veränderung der in der ersten Auflage dieses Schriftchens gegebenen Darstellung bedienen, wiewohl damals die Apotheose der „Selbsthülfe" auf ihrem Gipfel war, während gegenwärtig die Anschauungen, die wir im Jahre 1865 fast allein in der Presse vertreten haben, sehr verbreitet sind.

Nach dem Fehlschlagen der Bewegung von 1848 wandten sich die Gemüther in Deutschland dem Vorbilde Englands zu, dessen Einrichtungen man bald noch einseitiger überschätzte, als früher die französischen. Diese Wendung war nicht nur bei dem unverhofften Ausgang der Katastrophe in Frankreich sehr natürlich, sondern sie hat auch ohne Zweifel für uns viel Gutes gehabt, wiewohl sie zu manchen neuen Illusionen führte, die gegenwärtig schon wieder zerronnen sind. Denkwürdig bleibt dieser Zeitraum dadurch, daß während desselben die Grundsätze des Freihandels in Deutschland allgemeiner und kräftiger Wurzel schlugen. Hand in Hand damit ging die Ausbreitung einer populären, nach den Grundsätzen Adam Smith's zugestutzten Volkswirthschaft, deren Lehren mit bekannter deutscher Schwärmerei wie ein Evangelium aufgenommen und mit Fanatismus verfochten wurden. Der „Nationalreichthum" ist das einzige Prinzip dieser Schule; eine soziale Frage existirt für sie nicht weiter, als bis alle Schranken des freien Verkehrs beseitigt sind; dann mag der Einzelne für sich selbst sorgen. Der Arbeiterstand wird im Ganzen immer auf der untersten Stufe des Daseins bleiben,

aber er kann doch seine Lage allmälig etwas verbessern und Jeder kann sich, wenn er Muth und Verstand hat, zum Unternehmer emporschwingen.

Diese Lehre mußte natürlich, sobald das Bedenken wegen der Schutzzölle einigermaßen beseitigt war, bei unseren Industriellen allgemeinen Anklang finden; noch eifriger wurde sie vom größten Theil der Presse aufgegriffen, welche ohnehin dem materiellen Fortschritt mehr und mehr Rücksicht hatte widmen und schon deshalb volkswirthschaftlich gebildete Kräfte hatte heranziehen müssen. Denjenigen, welche nichts von der Sache verstanden, wurde leicht durch die Sicherheit imponirt, mit welcher das Lied von Angebot und Nachfrage bei jeder Gelegenheit nach derselben Melodie gesungen wurde, und durch die schlagfertige Anwendung von Formeln, denen man den Namen von Naturgesetzen beizulegen beliebte. Man sah in dieser Theorie zugleich die tiefste Begründung der Forderungen der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, deren unabweisbare Nothwendigkeit in der ganzen liberalen Partei anerkannt wurde. So verschmolzen die Bestrebungen unserer Volkswirthschafter leicht mit denen der Fortschrittspartei, deren bürgerlich-aristokratischer Theil nie ein soziales Prinzip gehabt, und deren demokratischer Theil die freilich sehr unreifen Ideen des Jahres 1848 aufgegeben hatte, statt sie zur Reife zu bringen.

Unterdessen hatte einer unserer gefeiertsten Volksmänner, Schulze-Delitzsch,[2] mit der Einführung der auf dem Prinzip der Selbsthülfe beruhenden Genossenschaften in Deutschland einen über alle Erwartungen glänzenden Erfolg erzielt. Schulze, ein Mann, der schon vor 1848 als Freund der leidenden Volksklassen thätig gewesen war, später ein entschiedener, aber niemals extremer Stimmführer der Demokratie

in den parlamentarischen Kämpfen von 1848 und 1849, stiftete während der Zeit der Reaktion zuerst in aller Stille in seiner Vaterstadt Delitzsch einen Rohstoffverein und einen Vorschußverein, und aus diesem kleinen Anfang ging ein Netz von ähnlichen Vereinen hervor, welches sich bald über ganz Deutschland erstreckte und auch in den Nachbarländern Aufsehen erregte. Namentlich durch die dreiste Behauptung, daß in diesen deutschen Genossenschaften das wahre Mittel zu einer friedlichen Lösung der sozialen Frage gefunden sei, wurde die regste Theilnahme erweckt, während in der That das soziale Prinzip der englischen Genossenschaften in diesen deutschen Nachbildungen fast vollständig aufgegeben war, und durch ihre praktische Entwicklung vollends bei Seite geschoben wurde.

Die englischen Genossenschaften sind wirkliche Arbeiter-Genossenschaften. Sie streben mit Bewußtsein nach dem Ziel einer Emanzipation der arbeitenden Klassen von der Herrschaft des großen Kapitals. Ueber den „sozialen Frieden" werden nicht viel Worte verloren. Der Engländer ist zu praktisch, um nicht zu wissen, daß es zunächst ein sozialer Kampf ist, welchen die Genossenschaften zu bestehen haben. In ihren Organen werden die Angelegenheiten der Vereine nicht nach einer volkswirthschaftlichen Schablone, sondern vom Standpunkte eines Interessenkampfes, in welchem die Arbeiter Partei sind, offen besprochen. Nicht selten finden sich Artikel über das Verhältniß der arbeitenden Klassen zu den Unternehmern, nach welchen sich bei uns sofort eine konfiszirende Hand ausstrecken würde. Die Vereinigung ist den Trägern der Genossenschafts-Idee kein bloßes Mittel, um Kapital zu bekommen, sondern ein Anfang zur Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft. Die Genossenschaftlichkeit ist ihnen eine Religion,

ein Prinzip der leiblichen und geistigen Erneuerung des Menschen. Als der wichtigste Vortheil der Genossenschaften wird es angesehen, daß sie einen Anfang der Organisation des Arbeiterstandes bilden, daß sie das Mißtrauen unter denjenigen aufheben, welche auf Zusammenhalten gegen Ausbeutung und Unterdrückung angewiesen sind. Durch die genossenschaftlichen Fabriken will man der schmachvollen Augendienerei, dem Neid, der hündischen Unterwürfigkeit entgegenwirken, welche als eben so viele Krebsschäden des Charakters gehaßt werden. Der Konsumverein dient nur als Vorschule zur Unternehmer-Genossenschaft. Ein großer Fehler ist freilich, daß diese Unternehmer-Genossenschaften oft wieder zu reinen Aktiengesellschaften werden, welche andere Arbeiter gegen Lohn bei sich arbeiten lassen. Man hätte deshalb nicht gerade die Pionire von Rochdale so außerordentlich rühmen sollen, da diese eben den Weg mit freilich großartigem Erfolg betreten haben, der vom eigentlichen Geist des Genossenschaftswesens wieder ablenkt. In diesem Fehler gerade ist gewiß eine störende Einwirkung volkswirthschaftlicher Grundsätze zu entdecken, während der ursprüngliche Impuls zur Genossenschaftsbildung frei aus den Tiefen des Volkslebens hervorgedrungen ist.

Man vergleiche nun damit einmal unser Genossenschaftswesen, soweit es auf die Arbeiterfrage von Einfluß ist! Die Vorschußvereine, noch immer weitaus die Hauptmasse aller Genossenschaften, sind schon ihrer Idee nach für Leute bestimmt, welche mit einem nicht bloß in persönlichen Eigenschaften bestehenden Betriebskapital arbeiten. Das ganze Geheimniß ihres überraschenden Erfolges beruht auf dem Bedürfniß populärer und mit geringem Kapital arbeitender Kreditbanken; ein längst vorhandenes Bedürfniß, dessen Be-

friedigung nur durch die Gesetzgebung verhindert wurde (vgl. Anm. [2]). Gewiß ist es vortrefflich, daß dem Handwerkerstande durch diese Vereine die Mittel zum Geschäftsbetrieb mit so überraschendem Erfolg geboten werden; aber was hat der Taglöhner, der Fabrikarbeiter, der Handlanger davon? Freilich werden auch die Handwerker-Genossenschaften mit der Zeit aus dem Studium der Kredit-Gesellschaften in das der gemeinsamen Produktion mit Benutzung von Maschinenkräften übergehen müssen, und dann sind sie in Folge ihres Vorsprungs schneller da angelangt, wohin eine Arbeiter-Genossenschaft nur mit großer Mühe kommen kann. So lange jedoch das Genossenschaftswesen in seinem jetzigen Stadium ist, muß man den Vorschußverein eher als einen direkten wirthschaftlichen Gegensatz gegen den Konsumverein betrachten; denn sehr häufig wird mit den Mitteln des ersteren demselben Unternehmergewinn Vorschub geleistet, welchen der letztere bekämpft.*) Von einem reformatorischen Prinzip der Brüderlichkeit ist in unseren meisten Genossenschaften weiter keine Rede; das kann auch der Natur der Sache nach nur unter den Gliedern des gedrücktesten Standes Wurzel schlagen. Wie wenig aber das deutsche Genossenschaftswesen von diesem Geiste in sich hat, beweisen gerade unsere Konsumvereine noch mehr als alle anderen Genossenschaften. Wie hätte man sonst ernsthaft darüber streiten können, ob das Markensystem oder der eigene Laden Vorzug verdiene? Ja es wird sogar von den Freunden der Sache bei uns oft gar kein Unterschied dazwischen gesehen, ob ein Konsumverein von den Fabrikherren gestiftet und geleitet wird, oder von den Arbeitern selbst

*) Dem Verfasser sind Fälle bekannt, in welchen ein Handwerker lediglich durch ausgiebige Benutzung des Kredits einer Schulze'schen Volksbank befähigt wurde, seinen Betrieb zum Fabrikbetrieb zu erweitern.

und doch ist dieser Unterschied so wesentlich, daß die soziale Wirkung beider Fälle geradezu eine entgegengesetzte genannt werden darf. Man zählt auch ruhig beiderlei Unternehmungen zu den Anstalten der Sebsthülfe, als ob Alles diesen Namen verdiente, was nur nicht eben von der Polizei angeordnet wird. Wenn man von vornherein blos auf den Gegensatz gegen Maßregeln des Staates sieht, so mag die Anwendung des Begriffes der Selbsthülfe auch hier ihren Sinn haben; es zeigt sich dann eben, daß man nicht auf dem sozialen Boden steht, welcher keine Selbsthülfe kennt, die nicht vor allen Dingen auch das Selbstgefühl des Gedrückten belebt und die Bande der Abhängigkeit, unter denen er seufzt, verringert. Dies ist denn nun auch ganz und gar nicht der Fall, wenn der Arbeiterstand in solchen Vereinen mit einer Ueberzahl von Genossen aus anderen Ständen oder auch nur mit einer Minderheit zusammengebracht wird, welche durch die Ueberlegenheit ihrer formalen Bildung die Leitung des Ganzen an sich reißt. In solchen Vereinen werden die Arbeiter oft, auch von wohlwollenden Leuten wie reine Kinder behandelt. Während sie unter sich im Dialekt sprechen können, Fremdwörter vermeiden oder so aussprechen, wie es ihnen beliebt, und wie es ihre Kameraden verstehen, mit Vermeidung aller Formalitäten auf die Sache los gehen; da wird ihnen in jenem Verein vielleicht von einem redegewandten Präsidenten das Wort ertheilt, nachdem schon mehrere Genossen sehr zierlich gesprochen haben; sie helfen sich so gut sie können, und wenn sie vielleicht den vernünftigsten Gedanken gehabt haben, so sind sie doch entweder mißverstanden oder gar nicht verstanden worden und die Verbrüderung der Stände äußert sich darin, daß der Vorsitzende sie mit freundlichstem Lächeln und sehr geringen

Zeichen von Ungeduld anhört. Wenn ein Arbeiter mit in den Vorstand gewählt wird, so nennt man dies „den Arbeiterstand heranziehen“, und man merkt nicht einmal, daß man den ganzen Stand in demselben Maße beleidigt und zurückstößt, in welchem man sich gegen diese Herangezogenen herabläßt. Weil man den Arbeiterstand gar nicht kennt und weil der Arbeiter — Dank unserm herrlichen Volksschulwesen — in der Regel nicht richtig Deutsch sprechen kann, geht man von der liebenswürdig naiven Voraussetzung aus, daß er auch *nicht denken* könne, und daß er namentlich von seiner eigenen Lage und den Mitteln, die ihm dienen können, keinen rechten Begriff habe. Hat er einmal abweichende Ansichten, so ist natürlich daran, daß er etwa *recht haben könnte*, eigentlich nicht zu denken, aber man kann es doch „um die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen“ so darstellen, als hätte er wenigstens in einem kleinen Nebenpunkte doch wirklich recht. Gelingt es dann, durch dies rücksichtsvolle Verfahren, einige Arbeiter zu fesseln, so glaubt man noch, wer weiß wie viel für den Stand geleistet zu haben, während dieser sich bitter von diesen Schauplätzen der Demüthigung zurückzieht und den Kameraden, welche sich solchen Vereinen anschließen, durchaus keinen Einfluß mehr verstattet. Daß solche Vereine doch einen großen Nutzen nach anderer Seite haben können, bleibt unbestritten. Es ist die Reform des *Detailgeschäftes*, oder vielmehr die Abschaffung des mit demselben verbundenen Wuchers und der Vergeudung der Arbeitskraft im Vertrieb der Lebensbedürfnisse, worin solche Vereine Großes leisten können. Eine allgemeine Preiserniedrigung freilich wird an sich nur vorübergehend helfen, da sie eben, so lange nicht ganz andere Faktoren auftreten, nach der Ricardoschen Regel zur Erniedrigung des Arbeitslohnes führen muß.

Zu den Unternehmungen der „Selbsthülfe“ zählte man auch die Arbeiter-Bildungsvereine, welche sich das löbliche Ziel gesteckt haben, die Kluft, welche zwischen dem Arbeiterstande und den übrigen Ständen eingetreten ist, durch Belehrung und Verkehr zu beseitigen. Hier könnte der Arbeiter sich die Ueberlegenheit der übrigen Stände schon gefallen lassen, weil sie ihm gerade mit demjenigen entgegen kommen, was ihm wirklich fehlt, mit dem Angebot formaler Bildung. Während bei anderen Gelegenheiten das Demüthigende und Widerwärtige gerade darin besteht, daß Andere, im Bewußtsein ihrer überlegenen Bildung, auch das ganze menschliche Wesen des Arbeiters unterschätzen, sein Denken, Fühlen und Wollen mißachten, welches doch oft bei gänzlich mangelndem Schliff gerade sehr lebendig und kräftig ist; da liegt hier die Sache insofern anders, als man außer der Bildung selbst, die dem Arbeiter thatsächlich fehlt, weiter keine Gegenstände des Lebens vor sich hat, in deren Berathung und Verwaltung jene naive Eitelkeit der Gebildeten sich kundgeben könnte. Und doch gibt es einen Punkt von fundamentaler Wichtigkeit, wo sich auch hier der Fehler so vieler Konsumvereine wiederholt. Es ist nämlich die Beziehung der Arbeitervereine zur Politik. Man sagt den Arbeitern vor, sie seien nicht reif, Politik zu treiben, weil sie nicht gebildet seien; sie müßten erst zum Verständniß der großen Fragen herangebildet werden, und damit dies gelänge, müßten sie fein mit dem A-B-C anfangen und sich gedulden, bis sie Alles wohl begriffen hätten. Darin liegt denn wieder jene abscheuliche Verwechslung von Bildung und männlicher Reife. Bildung! Wie schön ist das Wort! Es bezeichnet eines der höchsten Güter, nach welchen wir streben können, wenn es nicht die höchsten alle in sich schließt. Und doch darf es

keine, wenn auch nur vorübergehende Scheidewand bilden zwischen berechtigten Menschen und unberechtigten. Selbst wenn Du Bildung im höchsten Sinne des Wortes besitzest, ist Dein Mitmensch Dir gegenüber kein Kind. Entweder Du erniedrigst ihn zum Sklaven — so lange die Kette halten will — oder Du anerkennst ihn als freien Mann und in der Hauptsache als ebenbürtig. Das Gängelband gehört nicht in Deinen Umgang mit Männern, und wenn Du ihnen gegenüber ein Riese an Kenntnissen wärest. Wie vollends, wenn nun die ganze „Bildung", die sich eine so vornehme Rolle anmaßt, weiter nichts ist, als jene Politur der Erscheinung und der Rede, welche sich gegenwärtig oft mit vollendeter Hohlheit verbindet? Wie, wenn Eitelkeit und doktrinäre Verblendung den Gebildeten unfähig gemacht haben, einfache Wahrheiten einzusehen, die das Volk im Leben gewissermaßen mit Händen greift? Wir wollen nicht leugnen, daß die Arbeiter nicht immer Gewandtheit genug haben, allen Feinheiten einer Interpretation der Verfassung zu folgen oder in diplomatischen Noten zwischen den Zeilen zu lesen. Es ist aber auch gar nicht nöthig, daß der Staat, der Allen gehört, mit solchen Kniffen verwaltet werde. Wohl aber ist nöthig, daß eine Berücksichtigung der Bedürfnisse des Arbeiterstandes in der Gesetzgebung durchgesetzt, daß das Recht zu Gunsten der Unbemittelten reformirt werde, daß die ganze Richtung der öffentlichen Thätigkeit mehr auf das Wohl der Massen hingelenkt werde. Und nicht minder ist nöthig, daß der Arbeiter durch die Theilnahme am öffentlichen Leben im Staat — und besonders auch in der Gemeinde — das Selbstgefühl wieder erhalte, dessen er zu seiner freieren und besseren Entwicklung bedarf. Wir haben nichts dagegen, wenn die Arbeiterbildungsvereine für die jungen Leute einen förm-

lichen Unterricht herstellen; aber für die erwachsenen Arbeiter, für die Familienväter besonders, ist es eine weit bessere Aufgabe, darauf zu sinnen, wie sie es erreichen mögen, daß der Staat wenigstens der kommenden Generation einen wirklich genügenden Schulunterricht schaffe. Wenn der Arbeiter erst ernsthaft darauf denkt, wie er die imposante Wucht seines Standes dazu verwenden könnte, sich und seinen Nachkommen solche Güter zu verschaffen, dann ist er *auf dem wahren Wege der Selbsthülfe*; dann braucht er sich nicht mehr durch A-B-C-Studien für die Theilnahme an der Politik zu befähigen, denn *von Stund an ist er schon Politiker*; mit dem Augenblick, wo er seinem Geiste diese Richtung gibt, wird er im Verein mit seinen Kameraden *zu einer Macht im Staate*, und je entschiedener diese Macht auftritt, desto eher wird sich da ein Entgegenkommen zeigen, wo bisher nur kalte Zurückweisung und höhnische Geringschätzung obwaltet. Ja, diese Wirkung wird sogar bis zu einem hohen Grade unabhängig davon sein, ob der Arbeiter in seinem nächsten Ziele gerade das Richtige trifft. Der Umstand selbst, daß er mitspricht, wird ihm Zugeständnisse verschaffen, die ihm früher Niemand eingeräumt hätte.[3]

Das wahre Geheimniß der Partei der „Selbsthülfe" in Deutschland ist, wie oben bemerkt, nicht in dem zu suchen, was das Wort sagt, sondern in dem, was es verschweigt. Wirkliche Selbsthülfe der Arbeiter aus eigener Initiative haben mindestens neun Zehntel der Stimmführer dieser Partei niemals gewollt oder auch nur für wünschenswerth gehalten. Man wollte aus den Kreisen der Besitzenden und Gebildeten, der politisch Liberalen, etwas für den Arbeiterstand thun, wodurch man ihn beschwichtigen und an sich fesseln könnte. Durch die ganze Thätigkeit der *Schulze'schen* Partei auf sozialem

Gebiete zieht sich daher, wenn sie auch noch so arbeiterfreundlich auftritt, eine heimliche Sympathie mit der modernen Kapitalherrschaft. Man war darüber vollkommen im Klaren, daß man keine Staatshülfe für die Arbeiter wollte: keine Staatshülfe von oben, weil man fürchtete, damit die konservative Partei zu stärken; keine von unten her errungene oder ertrotzte Staatshülfe, weil man das dazu erforderliche demokratische Selbstgefühl der Arbeiter verabscheute; keine Staatshülfe überhaupt, weil eine solche leicht hätte auf ein Gebiet fallen können, das die moderne Kapitalherrschaft an der Wurzel angegriffen hätte. Ebensowenig aber wollte man eigentliche Selbsthülfe, im englischen Sinne. Hier galt es, nur den Schein zu retten; man brauchte ein Schlagwort und nahm es, wo man es fand, unbekümmert um seine Uebereinstimmung mit dem, was man eigentlich wollte.

Aber ebenso groß zeigte sich die Differenz zwischen dem Programm und dem inneren Wesen der Partei bei den Anhängern von Ferdinand Lassalle[4], welche das Stichwort der „Staatshülfe" auf ihre Fahnen schrieben. Diese Partei entwickelte ein gewaltiges Feuer der Initiative, einen an Religionsstiftung mahnenden heiligen Eifer bei einem Programm von auffallender Kleinlichkeit und Zweideutigkeit. Dabei dürfen wir freilich nicht glauben, daß Lassalle selbst in seinem Programm aufgegangen sei, oder geglaubt habe, in seinem „allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht" mit dem durch dasselbe zu erzwingenden Staatskredit für Genossenschaften wirklich die ganze und volle Lösung der Arbeiterfrage gewonnen zu haben. Er war jedenfalls eine jener seltenen Naturen, die nicht im blinden Glauben an ein kleines, relativ nahe liegendes Ziel, sondern im idealen Radikalismus selbst den Antrieb zum unmittelbaren Eingreifen in die Zeit-

verhältnisse finden, was freilich nur möglich ist, wenn ein solcher Kopf wenigstens an zwei Punkte mit der naiven Ueberzeugung eines Propheten glaubt: an die welthistorische Bedeutung des Momentes und an den Beruf seiner eignen Person.

Lassalle's Vorzüge und Fehler*) lassen sich fast alle aus einem einzigen Prinzip ableiten: er ist Philosoph, und zwar Hegelianer. Er nennt sich selbst zuweilen mit Vorliebe einen Ideologen, und er hat durch sein Beispiel wieder einmal bewiesen, daß diese Art von Menschen in der Geschichte eine größere Rolle spielt, als die Praktiker, welche ihren Namen meist davon zu haben scheinen, daß sie nicht handeln, sondern nur vertuschen und verschleppen. Seiner philosophischen Schule verdankt Lassalle die tief begründete, aber dennoch von Willkürlichkeiten nicht freie geschichtliche Weltanschauung. Er verdankt ihr die Neigung und die Gewandtheit, aus den Perioden der Geschichte gewisse herrschende Begriffe herauszugreifen und nach diesen dann Alles zu beurtheilen. Ihr verdankt er die Zuversicht auf die absolute Richtigkeit eines Resultates, wo die strengere Logik auch dem sichersten Denker nur Wahrscheinlichkeit oder vergleichsweise Richtigkeit zugestehen kann. Als Hegelianer konnte er den stolzen Ausspruch thun: „Ich schreibe jede Zeile, die ich schreibe, bewaffnet mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts"; denn was ihm fehlte: die tiefere mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung,[5] ist genau das, was Hegel — freilich nicht zum Vortheil seines Systems — neben der philosophisch-historischen Bildung geringschätzt. Von dem hohlen

*) Wobei wir selbstverständlich nicht den Menschen, sondern den Urheber einer sozialpolitischen Richtung im Auge haben.

Phrasengeklingel so mancher Hegelianer war Lassalle übrigens gänzlich frei; er suchte jeden Begriff mit realem Inhalt zu sättigen und verfuhr dabei nur zu einseitig, indem er sich durch die Konstruktion aus Begriffen hinreißen ließ.

Gleich der Ausgangspunkt für seine sozialen Theorien ist ein geschichtlich-philosophischer: die Behauptung, daß wir mit dem Jahre 1848 in eine neue Epoche eingetreten sind, in welcher der vierte Stand, der Arbeiterstand, sich in derselben Weise zum maßgebenden Stand emporschwingen muß, wie dies die Bourgeoisie durch die große Revolution von 1789 gethan habe. Hier haben wir gleich einen Beweis dafür, wie praktisch die Ideologie ist, indem sie mit ihren Begriffen zugleich ein Stichwort hat, welches die Massen in Bewegung setzt. Der „vierte Stand!" Was ist über diesen Begriff nicht gestritten worden? Man hat ihn leugnen, verbannen, widerlegen wollen — Alles vergeblich. Der vierte Stand ist einmal da, und keine Macht der Erde wird ihn wieder wegbringen, bevor ihm sein Recht geworden ist. Diese Anerkennung kann uns jedoch nicht hindern, die Willkürlichkeiten in Lassalle's Ableitung der Idee dieses Standes zu rügen. Allerdings hat er einige sehr interessante Belege beigebracht für seine Behauptung, daß es die Tendenz der Revolution von 1789 gewesen sei, die Bourgeoisie zur Herrschaft zu bringen (Arbeiterprogramm S. 20—23); allein er selbst bringt auch (S. 43 und 35 a. a. O.) Thatsachen von ganz entgegengesetzter Wirkung herbei, und jene Vorrechte, welche sich die Bourgeoisie noch mitten in den Stürmen der großen Revolution anmaßte, erklären sich viel einfacher als Reste des mittelalterlichen Ständeprinzips. Doch wir wollen uns nicht in Nebenpunkte verlieren. Es mag dahingestellt bleiben, ob der gegenwärtige Kampf des vierten Standes wieder eine

ganz neue Weltepoche bezeichnet, oder ob der Kampf von 1789 von Anfang an eine ganz allgemeine Tendenz gegen alle Standesunterschiede hatte und nur eines Nachtrags bedurfte. Wichtiger ist, daß der Beweis dafür unzulänglich ist, daß mit der Emanzipation des vierten Standes dieser Prozeß für immer am Ende sei. Daß dieser Stand mit dem ganzen Menschengeschlechte gleichbedeutend sei, kann möglicher Weise nichts mehr und nichts weniger sein, als eine Wiederholung des Irrthums, mit welchem der Abbé Sieyes einst ausrief, der dritte Stand müsse Alles sein. Es liegt sogar ganz nahe, anzunehmen, daß nach allgemeiner Errichtung von Produktiv-Assoziationen mit Staatskredit diejenigen Arbeiter, welche davon der Natur ihrer Beschäftigung nach keinen Gebrauch machen können, Knechte, Gepäckträger, Tagelöhner für verschiedene Arbeiten, Handlanger u. s. w. eine Stufe tiefer sinken und den fünften Stand ausmachen werden. Auch sieht man leicht, daß die Idee des Arbeiterstandes an sich so wenig helfen wird, wie seiner Zeit die Proklamirung der Menschenrechte. Es kommt auf die thatsächliche Ausführung an, und wir wüßten nicht, wie hier ein neues Vorwalten des Egoismus vermieden werden sollte, wenn nicht das ausdrückliche Prinzip der Brüderlichkeit das Beste dabei thut. Die bloße Idee der Gleichberechtigung aller im Staate ist weder so neu noch so wirksam, daß von dieser allein das Heil zu erwarten wäre. Auch erklärt Lassalle ja das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht ausdrücklich nur für ein erstes Mittel zum Zweck. Der zweite Schritt besteht eben in der Gründung jener Produktiv-Assoziation. Da dieser Schritt nach Lassalles eigener Ansicht zwar im Großen, aber doch immerhin successiv ausgeführt werden soll; was wird die Arbeiter dieser Genossenschaften verhindern, sobald sie eine gewisse Stärke erreicht

haben, sich durch ihren überwältigenden Einfluß den Vortheil der neuen Einrichtungen allein zuzuwenden, und die Geschichte von 1789 zu wiederholen? Nur ein neues geistiges Prinzip kann dies thun, und zwar ein Prinzip, welches den ganzen Menschen ergreift, welches zugleich staatlich, gesellschaftlich und ethisch revolutionär auftritt; mit einem Worte, ein Prinzip, welches zugleich die Auflösung und die Erfüllung des Christenthums in sich schließt.

Die Einseitigkeit und Unvollständigkeit der geschichtlichen Auffassung, zu welcher Lassalle trotz seiner bewundernswerthen Kenntnisse und eines seltenen Ueberblicks durch die Gewohnheit des Hegel'schen Schematismus verführt wurde, zeigt sich ganz besonders deutlich bei der Betrachtung des Verhältnisses von Kapital und Arbeit. Die zu Grunde liegende Ansicht ist die, daß im Mittelalter die Arbeit als solche werbend war, und daß das Kapital, der wirthschaftlichen Verhältnisse wegen, eine untergeordnete Bedeutung behielt; daß dies Verhältniß mit der französischen Revolution in sein Gegentheil umschlug, indem nun das Kapital werbend wurde, während die Arbeit in eine nur dienende Stellung herabsank; daß endlich in der neuen Weltepoche wieder die Arbeit werbend werden soll, indem sie jedoch nicht einfach wieder zum Standpunkt der ersten Periode zurückkehrt, sondern sich das System der Theilung der Arbeit, durch welches sie in der zweiten Periode unterjocht wurde, nunmehr zu ihrem eigenen Vortheil dienstbar macht.*) Es ist nicht zu leugnen, daß der energischen Opposition gegen die hohlen Abstraktionen der „Freihandelsschule", zu welcher sich Lassalle bei der Begründung seiner

*) Wie aus der obigen Darstellung S. 243—247 hervorgeht, ist dies im Wesentlichen die Theorie von Marx, der jedoch die zweite Periode schon mit der Reformationszeit beginnen läßt.

Ansichten veranlaßt sah, ein bleibender Werth zuzuschreiben ist; aber freilich nur der Werth eines Fermentes zur Umgestaltung der Volkswirthschaft, welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt in der That kaum den Namen einer Wissenschaft verdient. Während aber die Volkswirthschaft der alten Schule viel zu einseitig von allgemeinen Begriffen ausgeht, bei welchen die Mannigfaltigkeit wirklicher Verhältnisse und die dem menschlichen Handeln zu Grunde liegenden moralischen Elemente übersehen werden, hebt Lassalle die Verschiedenheiten der von ihm angenommenen wirthschaftlichen Perioden so einseitig hervor, daß das Allgemeine und Bleibende fast darüber verschwindet. Dies führt ihn zu der gezwungenen und unhaltbaren Annahme, daß das Kapital im Alterthum und im Mittelalter — also während eines sehr ausgedehnten Zeitraumes — sich nur in einem Zustande der Vorbereitung befunden habe und erst mit der französischen Revolution als fertiges Wesen hervorgetreten sei. Es muß dabei außerordentlich auffallen, daß nach einer so ungeheuer langen Periode jetzt plötzlich von 1789 bis 1848 schon wieder eine Weltperiode von eigenem und durchaus verschiedenem Charakter vorüber sein soll. Mit noch größerer Verwunderung aber fragt man sich, wo denn in dieser zweiten Periode eigentlich die Vorbereitung für die dritte, nunmehr anbrechende liegen soll, da doch nach Lassalle's eigener Auffassung die Revolution nicht sowohl neue Zustände schafft, als vielmehr nur die letzten Fesseln abschüttelt, nachdem das neue Prinzip gereift und erstarkt ist. Während das Kapital einige Jahrtausende hindurch Embryo bleibt, um dann plötzlich als gereiftes Ungethüm sechzig Jahre lang beispiellos zu wüthen, soll die industrielle Arbeit während derselben Periode, während welcher sie in ihrer neuen Form erst entstand, und während welcher

sie so furchtbar unterdrückt wurde, auch schon hinlänglich gereift sein, um die Herrschaft zu ergreifen! Zugleich liegt in dieser ganzen Auffassung ein gefährlicher Keimpunkt von Sympathieen mit der Reaktion. So weit wir auch davon entfernt sind, einem so durch und durch revolutionären Denker wie Lassalle den Vorwurf heimlicher oder offener Dienstbarkeit für reaktionäre Interessen machen zu wollen, so können wir doch nicht leugnen, daß sein ungünstiges Urtheil über die große französische Revolution etwas höchst Bedenkliches hat. Hätte Lassalle dagegen den Gesichtspunkt festgehalten, daß die Befreiung des Arbeiterstandes von der Macht des Kapitals nur der letzte Schritt in der völligen Beseitigung des Feudalismus ist, so würde er nicht nur eine einfachere und stichhaltigere geschichtliche Grundanschauung erhalten haben, sondern auch ein reineres Verhältniß zu den fortschreitenden Mächten des Jahrhunderts, ohne daß er deßhalb mit der liberalen Bourgeoisie hätte glimpflicher umzugehen brauchen. Daß die Kapitalmacht im Grunde noch trotz ihres scheinbaren Gegensatzes den feudalen Zuständen entstammt, hat Niemand schärfer nachgewiesen, als gerade Lassalle. Mit welchem Hohn verfolgt er nicht die Idee von der Entstehung des Kapitals durch Sparen; mit welcher Bitterkeit sucht er die Idee des „Entbehrungslohnes" zu brandmarken! Hätte Lassalle nicht in dieser Polemik die theoretischen Irrthümer wohldenkender und bedeutender Männer wie Verbrechen behandelt, so würden wir nicht anstehen, gerade diesem Theile seiner Leistungen einen bedeutenden Werth zuzusprechen. So sicher es auch ist, daß unter günstigen Umständen und ausnahmsweise das Kapital durch Ersparniß entstehen kann, so entstammen doch unsere Kapitalien im großen Ganzen theils direkt theils indirekt dem herrschaftlichen Besitz und den Privilegien der

Feudalzeit, welche durch die modernen wirthschaftlichen Grundsätze flüssig geworden, sich in der Industrie grenzenlos vermehrten. Sonach wird aber auch die Befreiung der Arbeiter von der Herrschaft des Kapitals zwar eine nothwendige Fortsetzung, aber immerhin doch nur Fortsetzung und Vollendung des Werkes sein, welches mit der französischen Revolution begann.

Lassalle's Rathschläge in Beziehung auf die Lösung der sozialen Frage laufen bekanntlich auf die Gründung von Produktiv-Assoziationen mit Staatskredit hinaus, und als Mittel zur Erreichung dieses Zieles empfiehlt er die unablässige Agitation für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht. Fragt man sich nun, wie diese Lösung sich zu der von Lassalle selbst hervorgezogenen großen Hauptschwierigkeit der Ricardo'schen Regel verhält, so enthüllt sich ein überraschendes Resultat. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, daß das dieser Regel zu Grunde liegende Gesetz dadurch allein noch nicht geändert wird, daß die Arbeiter zu Unternehmern werden. Die Ricardo'sche Regel ist ja eben nur diejenige Form, welche der Kampf um das Dasein in der Epoche der Kapitalherrschaft angenommen hat. Das Gesetz aber, welches überhaupt das Verkümmern der Mehrzahl zu Gunsten einer wuchernden Minderzahl bedingt, ist gar nicht an die Herrschaft von Nachfrage und Angebot gebunden. In jenen mittelalterlichen Zuständen, deren Gegensatz gegen die gegenwärtige Epoche Lassalle so lebhaft geschildert hat, war das Elend nicht minder geschäftig als jetzt, wenn es auch keine Arbeiter in unserem gegenwärtigen Sinne traf, sondern beherrschte, unterdrückte, enterbte, verpflichtete Individuen der verschiedenartigsten Verhältnisse. So könnte man denn auch fürchten, daß die Arbeiter-Unternehmer, das

Gelingen des Experimentes vorausgesetzt, bald so zahlreich würden, daß ihre Existenz, ungeachtet des Unternehmergewinns, wieder auf den tiefsten Stand herabgedrückt würde. Es läge sogar die Befürchtung nahe, daß die zu starke Vermehrung der Fabriken und der in ihnen beschäftigten Arbeiter sehr bald den Unternehmergewinn auf Null herabdrücken und gleichsam eine permanente Handelskrisis durch Ueberproduktion herbeiführen würde. Dies ließe sich nun zwar durch gesetzliche Maßregeln, wenn man einmal den Weg der politischen Organisation betreten hat, wohl verhüten, aber schwerlich ließe es sich in einer Weise verhüten, welche nicht anderweitige Mißstände und einen sehr fühlbaren Druck, damit aber Verstimmung und allgemeine Unzufriedenheit hervorrufen würde.

Das einzige Mittel, diesen üblen Folgen zu entgehen, ist in der Erhöhung der Lebenshaltung zu suchen und zwar in einer solchen Erhöhung, welche zugleich das Leben veredelt und durch geistige Arbeit und geistige Genüsse über die Abhängigkeit von den unmittelbarsten sinnlichen Bedingungen des Daseins erhebt. Dazu aber gehört Anregung und Zeit. Eine der wichtigsten Anregungen des Geistes und auf die Dauer wohl die unentbehrlichste, besteht aber stets in einer mit dem Selbstbewußtsein des freien Bürgers verbundenen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. An diese natürliche Basis aller höheren Bildung können sich auch schon bei den bescheidensten äußeren Mitteln die wichtigsten Elemente intellektueller und ästhetischer Kultur anlehnen; ohne sie dagegen werden alle Bildungsbestrebungen in eitle Spielerei und lebensunfähige Treibhauszucht ausarten. Daher ist es durchaus nicht gleichgültig, ob solche Produktiv-Genossenschaften — was Lassalle im Dunkeln läßt — von

einem absolutistischen Staate organisirt, oder auf dem Boden einer möglichst vollkommenen politischen Freiheit entwickelt werden, und schwerlich ist außerdem auf ein Gedeihen dieser Unternehmungen zu rechnen, wenn ihnen nicht ein hoher Grad von genossenschaftlicher Selbstbildung und Gewöhnung an Arbeit und Kampf für gemeinsame Interessen schon fertig entgegenkommt. Diese Gedanken müssen, abgesehen von andern Schwierigkeiten, die oft genug übertrieben werden, zu dem Bedenken leiten, ob es vernünftig und möglich sei, mit der künstlichen Herstellung von Produktiv-Assoziationen im Großen gleich anzufangen. Werden sie militärisch-bureaukratisch von oben herab organisirt — einerlei ob das Staatsoberhaupt die Krone oder die Jakobiner-Mütze trage — so kommt der Arbeiter von vorn herein aus dem Regen in die Traufe; werden sie aber als republikanische Fabriken organisirt — was wiederum denkbar ist, einerlei, ob die Spitze des Staates eine monarchische oder republikanische ist, — so fragt es sich, ob man für diese industriellen Republiken die Bürger findet. Man kann allerdings auch hier den bekannten Satz anwenden, daß man im Wasser schwimmen lernt, allein bei einer verständigen Betrachtung der Dinge wird man einsehen, daß der weit näher liegende Schritt, den Fabriken zunächst nicht die republikanische, sondern die konstitutionelle Form zu geben, seine bedeutenden Vorzüge hat. Und diese konstitutionelle Form der Fabrik ist es im Grunde, was die Gewerkschaften anstreben, die durch den natürlichen Takt der Arbeiter einstweilen bei weitem den Produktiv-Genossenschaften vorgezogen werden. Wir werden bald sehen, daß diese Unternehmungen noch den besonderen Vortheil haben, daß sie eine allmälige Steigerung in der wirthschaftlichen Freiheit der Arbeiter zulassen; daß diese, in demselben Maße, in

welchem ihr Verständniß für den Gang des Geschäftes, ihre Einigkeit und Gewöhnung an Organisation, ihre Festigkeit und Selbstbeherrschung zunehmen, auch ihre Anforderungen steigern und einen immer größern Einfluß auf die Leitung des Geschäftes gewinnen können.

Zunächst haben wir aber noch in einer andern Beziehung zu zeigen, daß auch Zeit dazu gehört, zu einer allgemeinen Verwendung der Produktiv-Genossenschaften zu gelangen. Könnte man nämlich mit einer Aufwendung von Staatsmitteln, die weit bedeutender sein müßte — aber auch sein könnte, — als Lassalle sie sich vorstellt, sofort in größtem Umfange Produktiv-Genossenschaften errichten und dadurch das Loos aller Mitglieder derselben bedeutend verbessern, so würde eine schwere Krisis über diejenigen Arbeiter hereinbrechen, welche noch nicht in diese Genossenschaften aufgenommen werden können. So lange noch bei der großen Masse der Menschen der Hunger oder doch wenigstens der Mangel an guter und kräftiger Nahrung eine tägliche Erscheinung ist, so lange wir noch sehen, daß der Konsum selbst der nothwendigsten Lebensmittel mit den Preisen auf- und niederschwankt: so lange kann man nicht daran zweifeln, daß die nächste und durchschlagendste Folge jener Verbesserung in der Lage so vieler Menschen die Nachfrage nach Lebensmitteln ganz bedeutend erhöhen würde. Das Angebot kann aber nicht in gleichem Maße steigen und somit würde unausbleiblich Theurung und ernstlicher Mangel für alle diejenigen entstehen, deren Loos noch einer zukünftigen Verbesserung harrt. Geht dagegen der gleiche Prozeß langsam und allmälig vor sich, so wird mit den mäßig aber stetig steigenden Preisen der Lebensmittel sich die landwirthschaftliche Produktion vermehren. Hier kann nun aber wieder ein doppelter Weg eingeschlagen

werden: entweder vermehrt sie sich, wie in England, nach dem System der gleichsam industriellen Ausbeutung großer Landkomplexe, und dann droht die Lage der ländlichen Arbeiter schlimmer zu werden, als jetzt diejenige der industriellen ist; oder es wird wenigstens für diejenigen Gegenden, wo Latifundien vorherrschen, gleichzeitig ebenfalls der Weg der sozialen Reform eingeschlagen. Dabei sind wieder zwei verschiedene Richtungen möglich, welche beide auch schon für England von den Sozial-Reformern in Betracht gezogen wurden: entweder Durchführung der Parzellirung des Bodens und der Vertheilung an kleine Eigenthümer, oder, und dies wäre das konsequenteste: genossenschaftliche Bewirthschaftung der großen Grundstücke. Beide Systeme wären wahrscheinlich fähig, den Ertrag des Bodens bedeutend zu steigern, doch wäre das letztere rationeller, aber auch schwieriger. Man könnte dabei wieder an ein System der Zwangs-Verpachtung unter Vermittlung des Staates denken, oder an ein Expropriationsgesetz zu Gunsten landwirthschaftlicher Arbeiter-Genossenschaften, oder endlich auch an das System der Aufhebung des privaten Grundeigenthums, von welchem weiter unten noch die Rede sein wird. Für alle diese Operationen aber bedarf es um so mehr einer erheblichen Zeit der Vorbereitungen und Versuche, als hier noch fast gar keine Vorarbeit im Geiste derjenigen vorhanden ist, auf deren Schultern die Reform ruhen müßte: der ländlichen Arbeiter.

Man sieht also bei genauerer Untersuchung, daß die Stichworte der „Staatshülfe" und der „Selbsthülfe" nicht nur theorethisch fast überall die Hauptsache im Unklaren lassen, sondern daß auch die Parteien, welche sich um sie gesammelt haben, nicht im Besitz eines klaren Programms zur Lösung der sozialen Frage sein können. Dieser Uebelstand könnte

zwar von den Lassalleanern mit Rücksicht auf den schlechthin revolutionären Charakter ihrer Bestrebungen für unerheblich erklärt werden, allein mit dieser Seite ihrer Wirksamkeit haben wir es hier nicht zu thun. Es handelt sich hier um die Prinzipien einer staatsmännischen Lösung der Arbeiterfrage; von dem Rechnen auf die Naturgewalt der Revolution und die Konsequenz der Geschichte war schon oben die Rede.

Ungleich klarer ist das Prinzip derjenigen, welche die Arbeiterfrage in erster Linie durch systematische Ausbildung und Förderung der Gewerkvereine lösen wollen.

Diese Vereine sind in England naturwüchsig hervorgegangen aus dem alten, dort niemals erloschenem Kampfe gegen die Unterdrückung der Arbeiter durch die Kapitalmacht. Die „Selbsthülfe" ist hier nur das Nothmittel, welches ergriffen wurde, als der Staat und die Gesetzgebung die Arbeiter im Stich ließen. Die meisten dieser Vereine würden längst wieder eingegangen sein oder doch sich niemals zu ihrer gegenwärtigen Macht entwickelt haben, wenn der Staat die nöthigsten Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter erlassen und ihre Befolgung erzwungen hätte. Gleichwohl hat gerade hier die Selbsthülfe, weil sie durchaus ernst genommen wurde, auch die mächtigste ethische Wirkung geübt und die Arbeiter moralisch und intellektuell hoch über ihren früheren Zustand erhoben.[6] Die Folge davon ist, daß sie mehr und mehr das Gewicht ihres Einflusses geltend machen, wo früher stillschweigend über sie verfügt wurde. Schon jetzt erstrecken die Gewerkvereine ihren Anspruch auf Mitberathung nicht nur auf Fragen, wie die Fabrikordnungen, das Lehrlingswesen, die Arbeitszeit, und vor allen Dingen die Lohnhöhe, sondern sie erlauben sich auch gelegentlich, den Fabrikherren Bemerkungen zu machen über die Vermeidung von Ueberproduktion,

über die Verkaufspreise der Produkte und ähnliche Angelegenheiten der Geschäftsleitung, die ja immer auch mit dem Wohl und Wehe der Arbeiter aufs engste zusammenhängen. Allerdings werden solche Ansprüche noch regelmäßig als schamlose Anmaßung zurückgewiesen, allein die Ansprüche werden doch erhoben, und da sie meist von einem sehr sorgfältigen Studium der Verhältnisse zeugen, so kann es nicht ausbleiben, daß sie sich mit der Zeit werden geltend machen. Damit aber wären die Gewerkvereine weit über ihren ursprünglichen Zweck hinausgeschritten und hätten diejenige Position errungen, welche wir oben als eine konstitutionelle Verfassung der Fabrik bezeichnet haben. Würde diese in einem industriellen Lande allgemein errungen, so wäre die wichtigste Vorbereitung zur republikanischen Verfassung der Fabrik, d. h. zur allgemeinen Einführung von Produktiv-Genossenschaften, auf Rechnung der Arbeiter geschehen, und zwar um so vollständiger, wenn auch das System der Betheiligung am Gewinn und Verlust sich noch mehr eingebürgert hätte. Auf der andern Seite kann man auch bemerken, daß mit allgemeiner Erreichung dieser Stufe das Bedürfniß des Uebergangs zur Produktiv-Genossenschaft abnehmen würde; daher sich sehr wohl eine Periode in der industriellen Produktion denken läßt, in welcher republikanische, konstitutionelle und vielleicht sogar noch absolutistische Fabriken nach altem Styl nebeneinander bestehen und mit einander wetteifern würden. Daß sich dabei auch in den letzteren die Arbeiter in materieller Hinsicht besser befinden würden, als gegenwärtig, folgt schon aus den Gesetzen der Konkurrenz. Nun wird aber nicht nur dieser ganze Weg ein äußerst mühsamer, von beständigen Rückschlägen oder Ueberstürzung begleiteter sein, sondern es werden auch die Arbeitgeber jede günstige Gelegenheit benutzen, um, sei es

durch „Selbsthülfe", sei es durch „Staatshülfe", ihre alte Alleinherrschaft wieder zu gewinnen. Daher liegt der Gedanke sehr nahe, die Emanzipation der Arbeiter auf diesem Wege durch staatliche Maßregeln zu unterstützen, um den Prozeß der Herbeiführung neuer und besserer Zustände abzukürzen, die Kämpfe zu mildern und in die Form rationell geführter Debatten zu bringen und die Entscheidung aller Streitfragen zu erleichtern und mit höherer Autorität zu versehen. Dabei muß jedoch wohl bedacht werden, daß eine Organisation, welche schlechthin die Thätigkeit der Vereine durch die Thätigkeit von Staatsbeamten ersetzen wollte, sehr nachtheilig wirken würde, weil das ethische Moment des freien Kampfes um das Recht, die intellektuell bildende Selbstthätigkeit der Arbeiter und ihre Fähigkeit, sich zu organisiren, darunter leiden würden. Im Allgemeinen sind die Arbeiter auch in dem kampfgewohnten England nur zu leicht geneigt, ihr Recht auf dem bequemeren Wege der Entscheidung durch Staatsbeamte, Gerichtshöfe, oder auch durch private Schiedsgerichte zu erreichen, als durch jene Kämpfe der Arbeitseinstellungen, welche sie schon so oft mit heroischem Muthe und unglaublicher Aufopferungsfähigkeit durchgefochten haben. Sie wissen nicht, wie viel sie in ihrer eigenen sittlichen Kraft und damit in ihrer ganzen sozialpolitischen Stellung diesen Kämpfen verdanken; denn sie kämpfen nicht, um sich zu üben und sich geistig zu erheben, sondern, wie natürlich, um ihren Zweck zu erreichen. Gleichwohl aber gewinnen sie durch den Kampf selbst etwas Wichtigeres als das nächste Ziel, nach welchem sie trachteten; und wenn sie es in England schon jetzt erreicht haben, daß sie bei den Verhandlungen mit den Arbeitgebern nicht als eine tiefer stehende Kaste, sondern als gleichberechtigte Männer behandelt werden, so haben sie dies vor allen Dingen ihrer

bewunderungswürdigen Haltung in den Lohnkämpfen zu verdanken. Auf dem gleichen Wege bilden sie ihre politischen Fähigkeiten und wenn die Arbeiter Englands es je erreichen, im Parlament nicht nur Vertreter, sondern auch Einfluß zu haben, so ist diese Frucht auf dem gleichen Boden erwachsen. Daher muß, wo die Entwicklung einmal diesen Gang geht, durchaus darauf gehalten werden, daß bei einer staatlichen Einmischung den Arbeitern nach wie vor Gelegenheit gegeben werde, in eigener Untersuchung und Prüfung aller einschlagenden Verhältnisse ihre Kräfte zu entwickeln und, wenn auch in geregelteren Bahnen, selbst für ihr Wohl zu wirken.

Wo die Gewohnheit der Selbsthülfe so mächtig und die Staatsmaschine so schwerfällig ist, wie in England, ist es daher ganz natürlich und richtig, daß die friedlicheren Bahnen der Entscheidung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zunächst auf privatem Wege gesucht werden, wie dies in den Arbeitskammern nach den Systemen von Kettle und Mundella[7] versucht wird; gleichwohl hat auch in England der Gedanke an ein Eingreifen des Staates in diese Verhältnisse schon Anklang gefunden.[8] Die dortigen Arbeitskammern ruhen ganz auf der Organisation der Gewerkvereine, welche also nicht preisgegeben wird, sondern im Gegentheil in den vertragsmäßigen Verhandlungen nur eine höhere Form erhält. Kann etwas Aehnliches, nur mit größerer Allgemeinheit, Regelmäßigkeit und Sicherheit durch die Gesetzgebung erzielt werden, so ist durchaus nicht einzusehen, warum man diese Art von Staatshülfe nicht benutzen sollte. Weit entfernt verwerflich zu sein, ist sie vielmehr geradezu noch eine Errungenschaft an sich, abgesehen vom nächsten ökonomischen Zweck, sobald sie in der richtigen Weise in's Werk gesetzt wird.

In Deutschland ist man nun im Begriff, wie man ge-

wünscht hat, den englischen Konstitutionalismus zu kopiren, so auch diese Art von Repräsentation der Arbeiter nachzuahmen; man vergißt aber dabei nur gar zu leicht, wie unzertrennlich das Wesen dieser englischen Einrichtungen ist von den Kämpfen, aus denen sie hervorgegangen sind. Bei uns soll das Alles im Handumwenden fertig sein. Dr. Max Hirsch organisirt die Gewerkvereine, und bevor diese noch irgend eine nennenswerthe Schlacht geliefert haben, steht schon Brentano mit den „Einigungsämtern" bereit. Es ist freilich weder wahrscheinlich, noch nöthig, noch wünschenswerth, daß wir die ganze Bahn der sozialen Kämpfe, welche England durchgemacht hat, auch in gleicher Schärfe durchmachen müssen. Man kann auch unter den Nationen von seinem Nachbar lernen und wer später einen Weg betritt, kann manche Mühe, die der erste Pfadfinder durchmachen mußte, sparen. Aber die richtigen Prinzipien dürfen über dieser Sucht, bequem an's Ziel zu kommen, nicht vernachlässigt werden, und diese sagen uns, daß alle solche Institutionen ihren Werth nur da haben können, wo sie auf lebendige Weise gewonnen und mit dem Geist, dem sie Ausdruck geben, ganz durchdrungen sind. Wenn Goethe den sinnvollen Ausspruch thut: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen", so darf man wohl sagen, daß der gleiche Grundsatz auch auf entlehnte Formen des politischen und sozialen Lebens Anwendung findet.

Will man also mit den Einigungsämtern und ähnlichen „Lösungsversuchen" gar zu bequem um den Ernst der Arbeiterfrage herumkommen, so wird man sein Ziel nicht erreichen und den Staat, insofern er sich einmischt, nur unnütz kompromittiren. Aber auch, wenn es gelingen sollte, was wir nicht für absolut unmöglich halten, auf diesem Gebiete Ein-

richtungen zu schaffen, welche sich ebenso entschieden als nützlich bewähren, wie z. B. in England die Einrichtung der Fabrikinspektoren, so hat man damit doch weiter nichts erreicht, als daß man die roheste Form des Lohnkampfes etwas mildert und das Streben der Arbeiter nach einer höheren sozialen Stellung in andere, für den Augenblick minder bedrohlich scheinende Bahnen ablenkt. Es wäre sehr thöricht zu glauben, daß sich die ganze Arbeiterbewegung mit einer Vermittlung von Staatsbeamten in Lohnstreitigkeiten beruhigen ließe. Um auch nur den geringen auf diesem Wege überhaupt möglichen Beitrag zur glücklichen Ueberwindung der großen Krisis zu sichern, müßte die Einrichtung genau das Gegentheil von dem bisher beliebten Prinzip autoritätssüchtiger Bevormundung sich zur Richtschnur nehmen. Die Arbeiter müßten zu einem freien, in der gesetzlichen Form geführten, aber übrigens durchaus rückhaltlosen Kampf für ihr Recht und ihre Interessen förmlich ermuntert und herangebildet werden. Aber woher zu einer solchen Behandlung der Sache die Beamten nehmen? Auch diese müßten erst dazu gebildet werden und dazu bedarf es wiederum der Zeit, der allmäligen Gewöhnung an die volle Realität des Gedankens, den als inhaltleere Phrase Jeder im Munde führt, daß die Arbeiter auch Menschen sind.

Doch wir wollen die Sorge dafür denen überlassen, welche sich in erster Linie für irgend eine Spezialität dieser Art interessiren. Es gilt jetzt, diejenigen allgemeinen Prinzipien aufzustellen, welche uns in dem ganzen Gewirr der schon gemachten und künftig noch zu machenden Verbesserungsvorschläge sicher leiten können.

Das erste dieser Prinzipien ist die Anerkennung der Arbeiterfrage in dem großen und umfassenden

Sinne, in welchem wir sie hier dargelegt haben. Wer die Sache zu leicht nimmt, wird auch unzulängliche Mittel wählen oder, was das wichtigere ist, *die Mittel, welche sich darbieten, nicht im richtigen Geist und Sinn verwenden.* Wenn Jemand noch auf dem Standpunkte steht, daß er glaubt, der Hauptpunkt bei der Lösung der Arbeiterfrage sei, den Arbeitern „das Bewußtsein von der Angemessenheit ihrer Lebenslage wieder einzuflößen", so ist von ihm nichts Nützliches zu erwarten, außer insofern er unwissend durch seine Thätigkeit auf diesem Gebiete dazu beiträgt, den einem größeren Ziele zustrebenden Strom in Bewegung zu halten. Wer noch den schlechten Geschmack hat, in Kammerreden oder Zeitungsartikeln, wo nicht gar in besonderen Broschüren *Franklin* zu zitiren, um zu beweisen, daß die Arbeiter ihr Loos einzig durch Fleiß und Sparsamkeit verbessern können, fällt einfach außer Betracht. Die Versuche wohlmeinender Fabrikanten, Gutsherren und anderer Unternehmer, durch „gute Behandlung" der Arbeiter und allerlei kleine Hausmittelchen den sozialen Frieden wieder herzustellen, haben nur als Symptome der allgemeinen Bewegung der Gemüther einige Bedeutung. Greifen sie aber aus irgend welchen Motiven zu Mitteln, wie z. B. Bau guter Arbeiterwohnungen, die das Loos der Arbeiter wirklich einigermaßen bessern, so werden sie unabänderlich früher oder später über „Undank", „Verführung durch fremde Elemente" u. dgl. zu klagen haben.

Das zweite Prinzip ist, daß jede einzelne Maßregel auf den Zweck einer *wirklichen und vollständigen Emanzipation der Arbeiter* aus ihrer unwürdigen Abhängigkeit von den Unternehmern gerichtet sei; man möge sich nun das Ziel selbst in größerer oder geringerer Ferne vorstellen.

Dies kann nur dadurch geschehen, daß die republikanisch oder konstitutionell verwaltete Fabrik herrschend wird oder doch wenigstens so stark vertreten, daß sie im Stande ist, den Ton anzugeben. Daß hiezu Erziehung und Selbsterziehung der Arbeiter nothwendig ist, haben wir gezeigt. Gerade deßhalb ist es aber so ungemein wichtig, in welchem Sinne ein Konsumverein, ein Arbeiter-Bildungsverein, eine Gewerkgenossenschaft u. s. w. begründet wird. Mit diesen Schöpfungen an sich ist nichts gethan, außer insofern auch hier wieder selbst die verfehltesten und unnützesten Unternehmungen dazu dienen, die allgemeine Bewegung für Sozialreform im Gange zu halten. — Ebenso wird jede politische Maßregel zu verwerfen sein, welche die Tendenz hat, etwa gegen kleine materielle Verbesserungen in der Lage der Arbeiter, die alte Abhängigkeit derselben und ihre moralische Unterordnung unter die Arbeitgeber oder unter die höheren Klassen überhaupt zu erhalten und zu befestigen. — Eine besonders komische Rolle gegenüber diesem Prinzip spielt der Vorschlag, die Arbeiter durch Vorlesungen über Volkswirthschaft oder durch kleine sozialwissenschaftliche Katechismen über die Unabänderlichkeit des Naturgesetzes zu belehren, nach welchem es Kapitalisten („reichlich genießende") und mittellose Lohnarbeiter gibt. Man möge den Arbeitern Volkswirthschaft einpauken, so viel und in welchem Sinne man will, das Resultat wird immer dasselbe sein: sie werden mit einem Gemisch von Neugier und Mißtrauen hören, werden sich merken, was sie brauchen können und werden das Fazit alsdann nöthigen Falls auf den Kopf stellen. Es wird immer die Geschichte vom Huhn sein, welches Enteneier ausbrütet.

Das dritte Prinzip ist, daß man die materielle

Hebung der Arbeiter nicht von der intellektuellen und moralischen trenne. Auch dies Prinzip ist nicht etwa so zu verstehen, daß jede bloß auf materielle Verbesserungen in der Lage der Arbeiter gerichtete Unternehmung schlechthin verwerflich wäre. Unbedingt verwerflich ist eine solche Unternehmung nur dann, wenn sie darauf berechnet ist, durch materielle Vortheile den Arbeiter wieder mit seinem bisherigen Zustande der Unwissenheit und Unterwürfigkeit auszusöhnen. Die intellektuelle und moralische Hebung der Arbeiter ist nun aber ganz besonders der Punkt, wo der Staat mit Erfolg eingreifen kann. Hier gilt aber auch die Einheit der geforderten Kulturaufgabe in umgekehrter Richtung. Alle Unternehmungen des Staates, der Kirche, der Schule, welche darauf abzwecken, die Arbeiter durch verbesserten Unterricht und Pflege der Moralität in seinem Privatleben zu der alten „Zufriedenheit" zurückzuführen, werden mit Naturnothwendigkeit ihren Zweck verfehlen. Der allgemeine Volksunterricht muß vielmehr um eine bedeutende Stufe gehoben werden in der ausdrücklichen Absicht, dadurch die Kluft zwischen höheren und niederen Klassen auszugleichen. Stoff und Methode des Unterrichts, namentlich auch in den für die reifere Jugend bestimmten Fortbildungsschulen müssen den klaren Zweck verfolgen, den Einzelnen in der Natur, in der Gesellschaft und im Staatsleben zu orientiren und ihm die zukünftige selbstständige Wahrnehmung seiner Interessen, sowohl für sich allein, als auch im Verein mit andern, möglich zu machen. Die moralische Hebung aber, so weit sie dem Staate zufällt, ist vor allen Dingen darauf zu richten, das ethische Band zwischen den Arbeitern und den engeren und weiteren Kreisen der Gesammtheit, in welchen sie leben, wieder herzustellen. Dies kann aber auf keine andere Weise

geschehen, als dadurch, daß sie als gleichberechtigte Glieder dieser Kreise an der Leitung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten betheiligt werden, und daß diese Angelegenheiten, was bis jetzt fast nirgends der Fall ist, in einem Geiste geleitet werden, der den Arbeitern Grund gibt, sich von der Heilsamkeit und Ersprießlichkeit des Bandes zu überzeugen, durch welches sie an die Gemeinde, an Schulkreise, an den Staat und die ganze Gesellschaft geknüpft sind. Es muß mit einem Worte die Rechtsgleichheit, die bis jetzt nicht viel mehr als eine Phrase ist, in die Wirklichkeit übergeführt und in allen einzelnen Zweigen des öffentlichen Lebens ausgeprägt werden.

Das vierte Prinzip endlich ist dies, daß die Arbeiterfrage stets im Zusammenhang mit der allgemeinen sozialen Frage erfaßt werde, von der sie nur eine Erscheinungsform, wenn auch in unserm Zeitalter die dominirende Erscheinungsform ist. Hier freilich eröffnen sich die schwierigsten und für den Augenblick am meisten fern liegenden Aufgaben, aber auch diejenigen, welche auf die Dauer den größten Einfluß üben. Es handelt sich darum, die ganze Periode fortschreitender Differenzirung in der Vermögenslage der Individuen durch den stillen und stetigen Einfluß der Gesetze in eine Periode zunehmender Ausgleichung zu verwandeln. Hier kommen die früher besprochenen Maßregeln einer Reform des Erbrechtes, der Parzellirung des Großgrundbesitzes, eventuell, namentlich in Städten, wo die Prioritätsrente wuchert, der Aufhebung des privaten Grundeigenthums in Betracht.[8] Hierher gehören ferner eine Reihe bis jetzt gar nicht erwähnter Maßregeln, deren Zusammenhang mit der Arbeiterfrage nicht so unmittelbar evident, aber doch aus dem Prinzip der Dezentralisation leicht abzuleiten ist: Pflege des Lokalverkehrs durch Vizinalstraßen und Regionalbahnen; billige

Lokaltarife statt der jetzt ausschließlich herrschenden Richtung auf billigen Transit und Herabsetzung der Transportkosten für große Entfernungen; Herabsetzung der Tarife für Personenbeförderung gegenüber der einseitigen Herabdrückung der Gütertarife. Auch die Ausgleichung der Lasten zwischen den reichen Zentralpunkten und armen, entlegenen Gemeinden, z. B. durch erhebliche Staatszuschüsse für Schulen, Armenpflege u. s. w. mag hier um so eher beiläufig erwähnt werden, je weiter man in Deutschland in diesen Dingen noch vom Richtigen entfernt ist. Die Theorie, welche die Gemeinde gänzlich isolirt und ihr zumuthet, unter allen Umständen die Lasten ihrer Kulturanstalten aus eigenen Mitteln zu tragen, ruht auf einer völligen Unkenntniß oder Nichtbeachtung der Gesetze, welche den Organismus unserer Staaten beherrschen und verkennt namentlich, eine wie schwere Steuer durch die politische und soziale Zentralisation den Landbezirken zu Gunsten der Verkehrsmittelpunkte und Verwaltungssitze auferlegt wird. Endlich dürfen wir nicht verschweigen, daß auch die Forderung der politischen Dezentralisation mit möglichst demokratischer Einrichtung der lokalen und der Kreis- und Bezirksverwaltungen hier eine erhöhte Bedeutung gewinnt, während die gleiche Forderung sich auch aus dem vierten Prinzip schon ableiten läßt.

Der Durchführung dieses Prinzips stellen sich offenbar die größten Schwierigkeiten entgegen, und zwar keineswegs nur deßhalb, weil einige seiner Konsequenzen, wie Reform des Erbrechtes und des Grundbesitzes, ziemlich weit gehen, sondern noch mehr, weil die große Bewegung im Völkerleben, welche man schlechtweg den „Fortschritt" zu nennen pflegt, und von der man es liebt, nur die Lichtseiten zu betrachten, durch das Prinzip der sozialen Dezentralisation

gekreuzt würde. Gegenwärtig freut sich noch Jedermann daran, wenn die großen Städte immer volkreicher werden, während die armen und ohnehin schon dünn bevölkerten Landgegenden beständig Einwohner verlieren. Man freut sich, wenn industrielle Gegenden, welche einmal einen gewissen Vorsprung erlangt haben, ihr Absatzgebiet, begünstigt durch Differenzialtarife, immer mehr ausdehnen und dabei tausende von besitzlosen und heimathlosen Arbeitern auf einem kleinen Fleck versammeln können. Die Ansammlung großer Vermögen und der damit steigende Luxus gelten als sichere Zeichen der Blüthe eines Landes, und wenn ja einmal Bedenken gegen die Heilsamkeit dieses Zustandes auftauchen wollen, so schlägt der Wetteifer mit dem Auslande sie alle nieder. Läge nicht diesem Streben etwas relativ Berechtigtes zu Grunde, so hätten die zahlreichen Warnungsstimmen schon eher einigen Einfluß erlangen müssen, allein es ist leider wahr, daß die Trägheit der menschlichen Natur durch nichts so sicher überwunden wird, als durch das Zentralisationsprinzip mit seinen Folgen. Das Uebergewicht der Hauptstädte bildet einen Zusammenfluß wetteifernder denkender Köpfe; hier bricht sich zuerst der freie Gedanke Bahn; hier werden Erfindungen gemacht, die Künste vervollkommnet, die Wissenschaften gepflegt. Der Reichthum, der sich hier sammelt, fördert das Laster, aber auch das Talent; der Luxus weckt den Sinn für Eleganz und Pracht und gibt damit oft auch dem reineren Schönheitssinn Gelegenheit, sich zu entfalten. Bis zu einem gewissen Grade ist es auch richtig, daß einzelne sehr große Geschäfte sich auf dem Weltmarkt besser geltend zu machen wissen, als viele kleinere. Es soll nicht einmal bestritten werden, daß Geldgier und Ehrgeiz den großen industriellen Eroberer, der über viele Tausende von Arbeiterhänden ge-

bietet, oft zu größeren Leistungen spornen, als sie je von republikanischen Fabriken zu erwarten wären. Namentlich einen Punkt hebt man zum Vortheil des einzelnen Unternehmers hervor: daß er weit mehr geneigt sein werde, als eine Gesammtheit von Mitbesitzern, das Erworbene in Vergrößerung und Verbesserung des Unternehmens anzulegen. Dies ist, was wenigstens die Vergrößerung betrifft, vollkommen zuzugeben, aber damit wird auch wieder nichts besagt, als daß die Zentralisation des Geschäftsbetriebes und des Kapitalbesitzes vortrefflich mit der allgemeinen Zentralisation Hand in Hand geht. Mit dieser wuchern die Uebel, die wir hinlänglich kennen gelernt haben. In der rauhen Schule der Kapitalherrschaft werden Kräfte gezogen, die alsbald nach Freiheit streben. Es kommt eine Zeit, wo die Uebel der Zentralisation ihre Vortheile überwiegen, während das Streben der Arbeiter nach Freiheit übermächtig wird. Einer solchen Zeit geht Europa entgegen, und schon durch die Gleichmäßigkeit des Umschwungs, der sich vorbereitet, werden die Nachtheile, die sich etwa für ein einzelnes Land aus dem Uebergang zur Dezentralisation ergeben könnten, aufgehoben. Der wahre Kulturfortschritt aber, weit entfernt, damit gelähmt oder aufgehoben zu werden, wird nur auf eine breitere Basis gesetzt und mehr nach Innen gewandt. Das wahrhaft Schöne und Edle muß an die Stelle treten, welche jetzt auf der einen Seite Prunk und maßlose Verschwendung, auf der andern Armuth und Oede einnehmen. Die physische und geistige Veredlung eines ganzen Stammes kann ja ohnehin nur aus der Verbreitung einer mäßigen aber ausreichenden Fülle von Kulturgütern über alle Gegenden des Landes und über alle Klassen der Bevölkerung hervorgehen.

Als fünftes und letztes Hauptprinzip können wir endlich noch die Gewährung möglichster Freiheit der Bewegung für alle diejenigen Schritte fordern, durch welche sich die Arbeiter selbst aus ihrer bisherigen Ohnmacht und Erniedrigung zu erheben suchen. Wir zählen dahin nicht nur die Unternehmungen der sozialen Selbsthülfe im engeren Sinne des Wortes, sondern namentlich auch die nationalen und internationalen Verbindungen der Arbeiter zum Widerstande gegen die Kapitalmacht, ihre Vereine aller Art, ihre Presse u. s. w. — Die Furcht, welche man vor diesen Regungen einer neuen Macht empfindet, ist allerdings nicht ganz unbegründet, allein weit mehr sind doch die ungesunden Verhältnisse zu fürchten, welche sich aus einem verborgenen und unterirdischen Fortwuchern der sozialen Uebel und der aus ihnen entspringenden Stimmungen ergeben. — Die Arbeiterpresse hat neuerdings die Aufmerksamkeit sozialpolitischer Schriftsteller auf sich gezogen. Man mußte sie förmlich entdecken: so vollständig pflegt sie von der vornehmeren Presse ignorirt zu werden. Es wäre hoch an der Zeit, daß auch darin ein anderer Ton einträte, und daß man lernte, die Aeußerungen einer nur zu tief begründeten und bedeutungsvollen Bewegung mit etwas anderen Gefühlen zu betrachten, als mit dem seltsamen Wechsel von maßloser Verachtung und schlecht verhehltem Entsetzen, den man jetzt gegenüber dieser so natürlichen und ganz in den Verhältnissen begründeten Erscheinung kund zu geben pflegt.

* * *

Werden diese Prinzipien einer „Lösung der Arbeiterfrage" Boden finden, oder wird die Arbeiterfrage früher oder später sich lösen, wie sich ein Gewitter löst, wie eine blinde Naturgewalt unter Trümmern und Schrecken sich Bahn bricht?

— Diese Frage wagen wir heute weniger als je zu beantworten. Wir verzichten sogar auf eine Darlegung der Umstände, welche die Orientirung in der Gegenwart erschweren und den Horizont verdunkeln, denn schon die Schilderung dieser Umstände würde uns auf ein Gebiet führen, wo wir uns nicht mehr sicher fühlen. Mögen die Dinge sich aber gestalten, wie sie wollen, so wird auf alle Fälle die Kenntniß der natürlichen Ursachen des großen sozialen Kampfes und der allgemeinen Bedingungen einer glücklichen Lösung der Krisis von Nutzen sein. Nichts wäre dringender zu wünschen, als daß auch die Gebildeten, die einflußreichen Männer in allen Schichten der Gesellschaft diesen Fragen ein gleich eifriges Studium zuwenden möchten, wie dies die Führer der Arbeiter längst gethan haben. Es ist ihre eigene Sache, um die es sich handelt, so gut wie die Sache der Arbeiter; denn es handelt sich in der That um den Fortbestand der heutigen Gesellschaft, oder vielleicht richtiger gesagt, um die glückliche Hinüberführung der Errungenschaften unserer Kultur auf den Boden einer neuen Gesellschaft.

Die Prinzipien, welche wir aufgestellt haben, sind kein Programm, sondern einfach kritische Gesichtspunkte der Beurtheilung aller von irgend welchen Parteien vorzubringenden Programme und Vorschläge. Möge man diese kritischen Gesichtspunkte selbst wieder der Kritik unterwerfen, aber ohne sie von dem Boden der gesammten Darlegung loszureißen, aus welcher sie erwachsen sind. Wir wissen wohl, daß die wirkliche Gestaltung der Dinge niemals genau der Linie solcher Ideen folgt, aber wir wissen auch, daß der Bestand klarer und bestimmter Ideen niemals ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse ist, die Dinge mögen sich noch so seltsam kreuzen. Der Realpolitiker behält für den Augenblick Recht: den Ideen folgen die großen Zeiträume.

Die Weltgeschichte hat mancherlei Pfade. Nicht nur auf dem Wege des äußeren Sieges, sondern auch auf dem Wege beständiger Niederlagen und Verfolgungen, brechen die Ideen einer neuen Zeit sich Bahn und der Untergang ganzer Kultur-Epochen ist schon oft das Mittel gewesen, um neue und höhere Formen des gesellschaftlichen Lebens aus den Trümmern einer unhaltbaren Vergangenheit hervorgehen zu lassen. Der Untergang des Ueberlebten vollzieht sich aber wiederum ebenso wohl auf dem Wege des äußeren Sieges über die treibenden Lebenskeime einer neuen Zeit, wie auf dem Wege der Niederlage und Zerrüttung; denn die Gewaltherrschaft des Veralteten treibt unaufhaltsam das geistige Leben in neue Bahnen und läßt es auf neuem Boden wurzeln und aufblühen, während den Enkeln der Sieger nichts bleibt als das Ersticken in der eigenen Rüstung und das unveräußerliche Erbtheil einer verachteten Barbarei und jahrhundertelangen Sinkens und Absterbens. — Die Frage der Sozialreform wird zur Lebensfrage der modernen Kultur in Europa werden, wie sie einst die Lebensfrage der antiken Kultur war; dort folgte Untergang, Zerstörung und Aufbau auf einem neuen Boden; für unsere Zeit halten wir eine bessere Hoffnung fest. Wir glauben aber nicht, daß die soziale Frage durch irgend ein denkbares Mittel am Morgen nach einer Revolution gelöst werden kann, weil sie im Wesentlichen eine Frage der geistigen Beschaffenheit der Generation und einer Reform aller Anschauungen und Grundsätze ist. Daher handelt es sich darum, eine ganze Periode herbeizuführen, in welcher sich der treibende Keim eines neuen sozialen Lebens ungehemmt entfalten, der Drang der arbeitenden Klassen nach Vervollkommnung ihrer selbst und Erringung eines würdigen Daseins frei ausleben kann, ohne daß die Staatsgewalt sofort wieder miß-

braucht werde, um Unreifes zu fixiren, Subjektives über Gebühr zu verallgemeinern und gleichsam das Faß zu schließen, bevor die Gährung zu Ende ist. Sonach läuft denn Kern und Wesen der ganzen gegenwärtigen Arbeiterbewegung auf einen großen geistigen Kampf hinaus, dessen Ziel und Ende nur in der Besiegung der falschen Willensrichtung zu suchen ist, die sich allen durchgreifenden Verbesserungen in der Lage des eigentlichen Volkes von jeher entgegengestellt hat. Dieser Kampf ist aber nicht rein äußerlich zu fassen, sondern er ist zugleich in dem Gemüth jedes Einzelnen auszufechten. Nichts ist leichter, als daß in erregten Zeiten Verzagtheit in Trotz, Kriecherei in Grausamkeit umschlägt; denn eben wo das höhere Bewußtsein der Berechtigung fehlt, da wird der Durchbruch altgewohnter Schranken leicht zur verwüstenden Ueberschwemmung. Nicht mit Unrecht zittert man vor dem Sklaven, der plötzlich die Kette bricht; während das Walten des freien Mannes Vertrauen einflößt. Deßhalb müssen wir auch wünschen, daß der Arbeiter nicht von der Freiheit im Sturm irgend einer europäischen Bewegung überrascht werde. Wilde Gedanken von Haß und Rache werden durch nichts so sicher verbannt, als durch die geistige Arbeit, welche mit freiem Sinn die Verhältnisse des Lebens durchdenkt und sich mit männlicher Offenheit der Erreichung eines bestimmten Zieles widmet. Wem der Glanz der Großen dieser Welt noch imponirt; wer durch Furcht, durch Augendienerei, durch Entwürdigung seiner selbst noch heute dem Götzen der Gewalt geopfert hat; gerade der wird am ehesten, wenn morgen ein Wirbelwind diese Altäre stürzt, die gefallene Größe verhöhnen oder in unmenschlichem Wüthen sich für die Schmach früherer Erniedrigung zu entschädigen suchen. So brachen die Gräuel der französischen Revolution hervor aus

den unterdrückten Massen, welche nur die Zersetzung und endlich die Sprengung der alten Autoritäten wahrnahmen, welche aber niemals an den erhabenen Ideen der leitenden Geister wirklichen Antheil gehabt hatten. Es ist Zeit, daß die europäische Menschheit vor der Wiederholung eines so großen Unglücks gewarnt werde. Es ist aber auch Zeit, daß der großen Wendung der Dinge, die unausbleiblich herannaht, mit Besonnenheit und Einsicht vorgearbeitet werde. Die Offenheit und Wahrheit ist das große Mittel, welches beide Zwecke erfüllt, welches das Ersehnte befördert und das Gefürchtete abwendet. Darum möge man die Arbeiter nicht nur gewähren lassen, wenn sie ernsten Blicks ihre Lage prüfen, wenn sie statt sich dem finstern Groll und dumpfem Zagen hinzugeben, ihr Auge dem Sonnenlicht eines neuen Zeitalters zuwenden und die Mittel und Wege erwägen, wie es herbeizuführen sei; man möge sich freuen, daß sie darauf aus sind, sich als menschliche Wesen im Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer höheren Bestimmung jene Freiheit zu erringen, die nur dem Segen bringt, der sie *errungen* hat. Man sollte nicht die Gefahr, sondern den *Anfang der Rettung* aus einer großen Gefahr in dieser Bewegung erblicken. Und, wie der Arbeiter diesen Kampf innerlich durchkämpfen und sich zur geistigen Selbstständigkeit und Freiheit erheben muß, bevor er den Sieg erringen und benutzen kann, so können auch die übrigen Klassen der Bevölkerung sich diesem Kampf nicht entziehen. Wer hat es nicht oft auf den Blättern der Geschichte mit Staunen verzeichnet gesehen, wie im Moment einer großen Umwälzung die Wirkung des neuen Gedankens auch die Gemüther der bevorzugtesten Kinder der Vergangenheit mit geheimnißvollem Zauber ergreift? Das ist nicht Furcht, was die Hand am Schwerte lähmt; das ist nicht Ueberraschung,

was das drohende Szepter plötzlich in den Staub sinken läßt; nicht gemeine Beschränktheit, was die schlau berechneten Rathschläge zum Verderben wendet: es ist eine verborgene Macht, die aus den Tiefen des gemeinsamen Daseins hervorbricht; es ist das überwältigende Gefühl der großen Wendung der Dinge, welches in die Herzen aller Betheiligten einzieht, auf welcher Seite sie auch stehen mögen. Weshalb aber den Sturz und die Verzweiflung heraufbeschwören? Wahrheit und Offenheit können davor behüten. Wer den starren Egoismus in sich selbst besiegt, den wird das Rad der Zeiten nicht zermalmen. Er wird selbst der Sieger sein, ob er auch ein unseliges Recht zum Opfer bringt. Nicht den wollen wir loben, der die Hebung des Arbeiterstandes rühmt, und in demselben Athemzug hinzusetzt, daß sie dem Unternehmer Vortheil bringt; sondern den, welcher, *des äußeren Nachtheils sicher, der Menschlichkeit die Ehre gibt* und zur gerechteren Vertheilung von Genuß und Anstrengung mit Bewußtsein die Hand bietet. Wenn eine solche Gesinnung sich allgemein verbreitete, so wären die Opfer gering und die Vortheile unermeßlich. Wir hoffen nicht darauf; aber schon die Entschlossenheit weniger edel denkender Männer vermag viel zur Linderung des Uebergangs und zur Verherrlichung der neuen Epoche. Soll die Menschheit ewig mit der Barbarei wieder beginnen, wenn eine Kulturperiode sich ausgelebt hat und ein neues Zeitalter anfängt? Wir sagen nein! Es ist der Aufklärung der Gegenwart unwürdig, diesen Gedanken zu fassen. Von der Hand, welche jetzt dem Arbeiter sich hülfreich entgegenstreckt, wird er einst auch das Palladium freieren Denkens und edlerer Sitte entgegennehmen. Eine neue Blüthe der Kunst und Wissenschaft, der Humanität und Sittlichkeit wird sich über den Trümmern der vergangenen Weltordnung schnell

und herrlich entfalten. Bildung und Brüderlichkeit werden dann die guten Genien sein, welche die Mehrheit von Stufe zu Stufe aufwärts leiten. Jahrhunderte mögen vergehen, bevor der Kampf um das Dasein in ein friedliches Zusammenleben der Völker des Erdbodens verwandelt ist; allein der Wendepunkt der Zeiten, der Sieg des guten Willens zur Besserung unserer Zustände kann nicht in allzugroßer Ferne liegen. Gewiß wird dieser Sieg niemals ein vollkommener sein; allein es ist schon etwas Großes, wenn der Grundsatz beständiger und aufrichtiger Arbeit am Wohl der Massen zur öffentlichen Anerkennung kommt und den Grundsatz der unbedingten Erhaltung aller bestehenden Rechte und Lasten aus dem Bewußtsein der Regierungen und der Völker verdrängt.

Anmerkungen zum siebenten Kapitel.

[1] Vgl. hiezu H. v. Scheel, die Theorie der sozialen Frage, Jena 1871.

[2] Hermann Schulze, geb. 1808 zu Delitzsch in der preußischen Provinz Sachsen, studirte in Leipzig und Halle Rechtswissenschaft, wurde Assessor beim Kammergericht in Berlin und 1841 Justiziar seiner Vaterstadt Delitzsch, von welcher er auch 1848 als Abgeordneter in die Nationalversammlung und im folgenden Jahre in die zweite Kammer gewählt wurde. Nach parlamentarischem Brauch wurde er hier zur Unterscheidung von andern Volksvertretern gleichen Namens durch Anhängung seines Wahlkreises näher bezeichnet und der Name Schulze-Delitzsch verschmolz dermaßen mit seiner wachsenden Berühmtheit, daß er üblich blieb, auch nachdem Schulze eine Wahl in Berlin angenommen hatte und also in der Kammer nach üblicher Weise „Schulze-Berlin" bezeichnet werden mußte. Sein Ruf verbreitete sich zuerst in weitere Kreise durch seine Theilnahme am Steuerverweigerungsbeschluß (November 1848), seine Vertheidigungsrede und die glänzenden Demonstrationen, mit denen er nach seiner Freisprechung in Berlin, Potsdam und Delitzsch gefeiert wurde. Im Jahre 1850 versetzte ihn die Regierung, um ihn unschädlich zu machen, als Kreisrichter nach Wreschen in der Wasserpolakei, trug jedoch durch Urlaubsverweigerung und andere Chikanen nur dazu bei, daß Schulze's Name beständig im Gedächtniß des Publikums blieb und daß er 1852 sein Amt niederlegte und seine ganze Kraft auf die schon 1849 begonnene Thätigkeit für das Genossenschaftswesen verwandte.

In Berlin kam Schulze im Jahre 1848 in den Strudel einer sozialpolitischen Bewegung, in welcher die zünftlerisch reaktionären Bestrebungen der Handwerksmeister mit den sozialistischen Tendenzen der Arbeiter und den demokratischen Ideen weiterer Kreise bunt durcheinander schwirrten. Genossenschaften und Vereine der verschiedensten Art, theils nach dem Muster der sozialistischen Genossenschaften Englands und Frankreichs, theils nach originellem Zuschnitt tauchten auf und verschwanden, sei es, daß sie in sich selbst zerfielen, sei es, daß sie von der Polizeigewalt niedergeschlagen oder zu Tode gemaßregelt wurden. Unter diesen gab es auch Vorschußvereine, die aber auf Unterstützung der wohlhabenden Klassen durch Geschenke und zinsfreie Darlehen berechnet waren. Schulze, der sich für die soziale Frage lebhaft interessirte, obwohl er für den brennenden Punkt derselben, die Lage der Lohnarbeiter der Industrie, kein Verständniß hatte, begründete 1849 in Delitzsch und dem benachbarten Eilenburg zwei Assoziationen (der Schuhmacher und Tischler) für gemeinsamen Bezug von Rohstoffen, wobei er zur Erzielung des erforderlichen Kredits zuerst das Prinzip der Solidarhaft in Anwendung brachte. Im folgenden Jahr gründete er in Delitzsch einen Vorschußverein, noch fast nach Berliner Muster, jedoch mit Verpflichtung der Kreditsuchenden zur Mitgliedschaft und zu kleinen Monatsbeiträgen; erst 1851 wurde in Eilenburg durch Dr. Bernhardi und den Schneidermeister Bürmann ein Darlehenskassenverein gegründet, welcher das Prinzip der Solidarhaft zur Beschaffung größerer Geldmittel in Anwendung brachte. Im folgenden Jahre reorganisirte dann Schulze auf Grundlage des gleichen Prinzips den Vorschußverein in Delitzsch, dessen bis dahin äußerst geringfügiger Umsatz (827 Thaler) sich sofort im nächsten Jahre verzehnfachte und seitdem in allmäliger Progression auf das Hundertfache stieg, ohne jedoch den Umsatz der größeren Volksbanken, die sich aus Schulze'schen Anfängen in freierer Weise entwickelten, von ferne zu erreichen. In den drei folgenden Jahren entstanden fünf neue Vereine an verschiedenen Orten nach Delitzscher Muster; 1855 erschien Schulze's Buch über Vorschuß- und Kreditvereine als Volksbanken, welchem derselbe hauptsächlich die mit 1856 beginnende progressive Ausbreitung dieser Vereine zuschreibt. Wichtiger war jedoch ohne Zweifel der Einfluß, den sich Schulze und seine Anhänger in der Tagespresse zu erwerben wußten, die Adoptirung seines Werkes durch die in jenen Jahren sich bildende

Schule der Kongreßvolkswirthschafter, die Verschmelzung der Sache mit den gerade damals wieder erwachenden demokratischen Bestrebungen, vor allen Dingen aber das längst vorhandene und nur von einer perfiden Gesetzgebung künstlich niedergehaltene Bedürfniß eines geregelten Kreditwesens für das Kleingewerbe. Schulze hatte mit seinem Statut glücklich die Klippe umschifft, welche das allgemeine Landrecht (und später noch schroffer das deutsche Handelsgesetzbuch!) einem volksthümlichen Bankwesen entgegenstellten und so entwickelte sich ein solches aus den Vorschußvereinen unter unaufhaltsamer, vom „Schöpfer" dieser Anstalten anfangs mit Mißtrauen und Zagen beobachteter Umgestaltung der ursprünglichen Verkehrsformen.

Schulze's Wirkungskreis bewegte sich fast ausschließlich unter den kleinen Gewerbetreibenden und Handwerkern, wobei ihm die gewöhnlichen Verhältnisse eines von der Industrie wenig berührten Landstädtchens maßgebend waren. Daher stammt der bezeichnende Titel „Innung der Zukunft", welcher, von Schulze erfunden, einem 1854 begründeten Beiblatt zur deutschen Gewerbezeitung gegeben wurde, das 1861 als selbstständiges Monatsblatt in die Redaktion Schulze's überging (später in die „Blätter für Genossenschaftswesen" umgewandelt). Im Herbst 1857 trug Schulze bei Gelegenheit des internationalen Wohlthätigkeitskongresses in Frankfurt am Main (wie Max Wirth in seiner Vorrede zur Uebersetzung von Carey's Grundlagen der Sozialwissenschaft erzählt) seine Ideen einem engeren Kreise deutscher Volkswirthschafter vor und 1858 wurde auf dem ersten „Kongreß deutscher Volkswirthe" in Gotha der Bund zwischen Schulze und den Vorkämpfern der Kapitalistenpartei besiegelt. Max Wirth besonders, der damals gerade mit seinen oberflächlichen, aber geschickt zugeschnittenen „Grundzügen der Nationalökonomie" großen Erfolg hatte und der den verhaßten Sozialismus schon einmal durch den sklavereifreundlichen*) Schutzzöllner Carey nebst dessen Plagiator Bastiat todtgeschlagen hatte, ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihn durch den von ihm erfundenen mythologischen Schulze noch einmal todtzuschlagen. Zahlreiche Literaten und Volkswirthschafter bliesen in das gleiche Horn und priesen Schulze im In- und Auslande als den großen Drachentödter und Arbeiterheiland

*) S. den Beweis hiefür im Journal des économistes. Dezbr. 1868. — Vgl. Carey's Werk: the slave trade. Philadelphia, 1853.

zu einer Zeit, wo dieser mit den Lohnarbeitern noch nichts zu schaffen hatte. Erst durch seinen unglücklichen Konflikt mit Lassalle (1862—64) ließ sich Schulze, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand verleiten, einen übermüthigen Ton anzuschlagen und sich in eine theoretische Polemik über die gesammte soziale Frage einzulassen, der er nicht gewachsen war. Daneben aber ging seine ebenso erfolgreiche als nützliche Thätigkeit ungehindert voran, wenn auch an die Stelle der fruchtbaren Anregung mehr und mehr die Sorge für eine zentralisirende Organisation der Vereinsverbände trat, über deren Werth ein sicheres Urtheil noch kaum möglich ist. Schon 1859 wurde der Verband deutscher Genossenschaften gegründet, welchem Schulze seit 1860 als „Anwalt" (ursprünglich nur als Chef des „Zentral-Korrespondenz-Büreaus") vorsteht. 1861 wurde er für Berlin gewählt; 1862 siedelte er nach Potsdam über. Ein namhafter, von den Genossenschaften in Verbindung mit politischen Parteifreunden aufgebrachter Dotationsfond sichert ihm eine angenehme Unabhängigkeit; sein Einfluß vermag sich jedoch, obwohl in letzter Zeit wieder steigend, nicht wieder auf die 1863 erreichte Höhe zu erheben. Zahlreiche „Schulzeaner" haben eingesehen, daß es zur Lösung der Arbeiterfrage doch anderer und tiefer greifender Mittel bedarf, als der Stiftung bloßer Genossenschaften auf dem Boden des bestehendem Staats- und Privatrechts, und wenn wir nicht irren, ist auch Schulze einigermaßen von der Idee zurückgekommen, als lasse sich das Ziel in der ungetrübtesten Harmonie mit den Unternehmern erreichen. Wenigstens scheint sein bekanntes Auftreten bei Gelegenheit der Waldenburger Arbeitseinstellung darauf hinzudeuten.

[3] Die Arbeiterbildungsvereine, welche im Jahr 1864 die Hauptmasse des im „Vereinstage deutscher Arbeitervereine" repräsentirten weitverzweigten Verbandes bildeten, folgten damals noch streng der von der „Fortschrittspartei" und dem „Nationalverein" (aus dessen Kasse sie auch eine Subvention empfingen) ihnen vorgezeichneten Lebensregel und die Fortschrittspartei war damals in Fragen der Sozialreform auf politischem Wege ängstlicher, zurückhaltender und negativer als heute irgend eine andere Partei, die „Altliberalen", in denen man vorzugsweise die Kapitalistenpartei erkennen kann, nicht ausgenommen. Auf dem Vereinstag zu Leipzig (den 23. und 24. Oktober) kam es zu einem Konflikt mit den Lassalleanern, der mich, in Verbindung mit meiner

Wahl in den Ausschuß des Vereinstages, hauptsächlich dazu bestimmte, um nicht den Vorwurf einer zweideutigen Haltung auf mich zu laden, die erste Auflage der dem Leser vorliegenden Schrift zu schreiben. Meine Neigung, in den Bestrebungen der Lassalleaner ein berechtigtes Moment zu finden, während ich gleichzeitig mit Vorliebe für das Genossenschaftswesen thätig war, schien um so mehr eine Legitimation im Nachweis des Zusammenhangs mit tiefbegründeten eigenen Ueberzeugungen zu fordern, als damals das Feldgeschrei: „Hie Schulze!" „Hie Lassalle!" mit einer Ausschließlichkeit vernommen wurde, als bildeten die Systeme beider Stimmführer einen kontradiktorischen Gegensatz. Für das politische Wirken innerhalb der „Fortschrittspartei" galt es überhaupt als eine Ketzerei ersten Ranges, zu Lassalle nur irgendwie ein objektives, geschweige sympathisches Verhältniß einzunehmen. Das allgemeine und direkte Wahlrecht mochte man nicht theoretisch verleugnen, aber man mochte auch nicht gern davon reden hören und der Abscheu gegen „Staatshülfe" war so groß, daß man darüber auch das ungeheure Interesse übersah, welches der Arbeiter als solcher schon blos wegen des Kampfes für die soziale Gerechtigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung an der Politik nehmen muß.

Gegenwärtig zählen sich die meisten Stimmführer jenes Vereinstages mit der Mehrzahl der Vereine zur Sozialdemokratie, wenn auch einerseits der Krieg von 1866 einen Bruch hervorgebracht hat, dessen Ursachen nicht auf dem sozialpolitischen Gebiet liegen und anderseits eine Minderheit von Vereinen alle Politik überhaupt nach wie vor von ihren Bestrebungen ausschließt. Aber selbst diese Minderheit steht den Forderungen der Sozialdemokratie heute kaum so scharf gegenüber wie 1865 die ganze Masse dieser Vereine.

Während der eine meiner damaligen Kollegen vom Ausschuß des Vereinstags deutscher Arbeitervereine, der Reichstagsabgeordnete Bebel, jetzt das Haupt einer zweiten, den Lassalleanern freilich immer noch schroff gegenüberstehenden sozialdemokratischen Partei geworden ist, hat sich ein anderer, Herr Dr. Max Hirsch, ebenfalls Abgeordneter im norddeutschen Reichstage, große Mühe darum gegeben, die englischen Gewerkschaftsvereine auf deutschen Boden zu verpflanzen. Hier ist nun freilich der Gegensatz gegen die Lassalleaner, die auf einer ganz andern Grundlage ebenfalls Gewerkvereine zu bilden unternommen haben, wo möglich noch größer. Herr Dr. Hirsch gilt noch heute als entschie-

dener „Schulzeaner“ und wird von den „Lassalleanern“ kaum weniger intensiv gehaßt, als damals; betrachtet man aber nicht diesen Gegensatz, sondern die absoluten Ziele, welche in diesen Kreisen jetzt verfolgt werden und vergleicht sie mit den damaligen Bestrebungen, so wird man sagen müssen: der ganze Schauplatz, sammt der Stellung der Parteien auf demselben, sammt der öffentlichen Meinung und sammt den Gegenständen, um die es sich handelt, hat sich in der Richtung der Sozialdemokratie verschoben.

[4] Ferdinand Lassalle, geb. den 11. April 1825 zu Breslau, wurde, nachdem er bis zum 13. Jahre das Gymnasium besucht, von seinem Vater, einem reichen jüdischen Kaufmann, auf die Handelsschule in Leipzig geschickt, die er jedoch in Folge seiner unüberwindlichen Neigung zu wissenschaftlichen Studien wieder verließ. Kaum 17 Jahre alt bestand er das Abiturientenexamen und studirte in Breslau und Berlin Philosophie und Philologie. In Berlin wurde er mit A. von Humboldt bekannt; bei einer Reise nach Paris (1846) besuchte er Heine, der von der Bedeutung dieses jungen Mannes den lebhaftesten Eindruck bekam. Im Winter 1844 auf 45 lernte er die Gräfin Sophie von Hatzfeld kennen, eine Bekanntschaft, die auf seinen Lebensgang entscheidenden Einfluß übte, indem sie ihn von der beabsichtigten Einschlagung einer akademischen Laufbahn ablenkte und ihn unmittelbar in einen Strudel verwickelter Geschäfte, schwieriger juristischer Arbeiten und endloser Prozesse fortriß. Acht Jahre hindurch verfocht er die Sache der in einen Scheidungsprozeß mit ihrem Gemahl verwickelten Gräfin mit ebenso viel Erfolg als Aufopferung. Großes Aufsehen machte im Jahr 1848 ein Prozeß wegen Kassettendiebstahls, in welchem Lassalle als intellektueller Urheber des Versuchs, ein für seine Prozeßsache wichtiges Aktenstück zu entwenden angeklagt, aber nach einer glänzenden Selbstvertheidigung freigesprochen wurde. In Düsseldorf, wo Lassalle während dieser Zeit lebte, wurde er der Führer der sozialdemokratischen Bewegung; im November wurde er wegen Aufreizung der Bürger zum bewaffneten Widerstand angeklagt, von den Geschworenen freigesprochen, aber trotzdem in Haft behalten und nur wegen bloßer Aufforderung zur Widersetzlichkeit gegen Beamte abermals angeklagt und endlich zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Gegen eine Begnadigung, welche Humboldt vermitteln wollte, protestirte er. Im Frühjahr 1857 begab er sich nach

Berlin, wo er sich nun mehrere Jahre lang ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten widmete. Im gleichen Jahre erschien seine „Philosophie Herakleitos des Dunkeln", ein Werk voll Scharfsinn und Gelehrsamkeit (nur an zu starker Hineintragung der Hegel'schen Philosophie in diejenige Heraklits leidend), welches Lassalle in der Hauptsache schon als Student, kaum 19 Jahre alt, vollendet hatte. Nach mehreren, minder bedeutenden Schriften (darunter das an großen Ideen reiche, aber künstlerisch mangelhafte Trauerspiel: Franz von Sickingen) veröffentlichte er sein Hauptwerk: „das System der erworbenen Rechte; eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie" (Leipzig, 2 Bde.). Dies Werk, welches dem Verfasser eine bleibende Stelle in der Geschichte der Rechtswissenschaft und der Rechtsphilosophie sichert, enthält im ersten Bande (unter dem Spezialtitel „Theorie der erworbenen Rechte und der Kollision der Gesetze") insbesondere eine ebenso scharfsinnige als gründliche Untersuchung über den Anspruch der erworbenen Rechte auf Schutz gegen den rückwirkenden Einfluß späterer Gesetze und über die Grenzen dieses Schutzes gegenüber dem unveräußerlichen Recht der Gesellschaft auf die Gestaltung ihrer Rechtszustände gemäß dem jedesmaligen Inhalt ihres in fortschreitender Entwicklung begriffenen Rechtsbewußtseins. Der 2. Band („das Wesen des römischen und germanischen Erbrechts in historisch philosophischer Entwicklung") enthält eine höchst bedeutende und lichtvolle Untersuchung über den Grundgedanken des römischen Erbrechts (als Willenskontinuation des Erblassers durch den Erben) und die Erklärung aller seiner besonderen Erscheinungen aus diesem Grundprinzip. Kürzer und nur als eine Beleuchtung durch den Gegensatz des römischen Erbrechts behandelt ist das germanische, welches gleichzeitig als die Hauptgrundlage des modernen Erbrechtes nachgewiesen wird, in welchem die aus dem römischen Recht eingedrungenen Elemente (das Testamentrecht) fremdartig und unorganisch dastehen.

Das „System der erworbenen Rechte" wird in seiner wissenschaftlichen Bedeutung auch von den Fachmännern apologetischer Richtung (die selbstverständlich in Deutschland durch den Einfluß der Regierungen auf die Hochschulen sonst fast allein das Feld beherrschen) anerkannt. (Vgl. z. B. Schäffle, Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 19 u. ff.). Lassalles Buch ist ihnen aber unheimlich, da sie wohl fühlen, daß das eigentliche Fazit des Buches erst hinter der letzten

Zeile kommt, ohne daß sie dasselbe doch (Mangels philosophischer Studien) klar zu entziffern vermöchten.

Kaum war dies bedeutende, streng objektiv gehaltene Werk vollendet, so wandte sich Lassalle einer polemischen und praktischen Thätigkeit zu, die sich als Kampf gegen den faulen und oberflächlichen Liberalismus und Dringen auf ein tieferes Erfassen der Zeitidee nothwendig mehr und mehr auf die Arbeiterfrage konzentriren mußte. Nachdem er zunächst, gleichsam im Vorbeiwege, den Literarhistoriker „Julian Schmidt" mit beißenden Setzerscholien (1862) bedient hatte, die neben manchem Gesuchten und unbilligen eine Fülle bitterer Wahrheiten enthalten, griff in seinen Vorträgen „über Verfassungswesen" und „Was nun?" die flaue, im bloßen Wortkampf und Beschlüssen ohne Macht ihr Genüge findende Politik der Fortschrittspartei an. Sodann hielt er (ebenfalls 1862) im Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt einen Vortrag „über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes", der ihm eine Verurtheilung zu 4 Monaten Gefängniß eintrug. Die Vertheidigungsrede: „Die Wissenschaft und die Arbeiter", eine Beurtheilung des Kriminalurtheils „mit kritischen Randnoten" und die Vertheidigungsrede in zweiter Instanz: „Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen" führten zu einer schärferen Hervorkehrung und weiteren Verbreitung seiner Ansichten und lenkten in den schon längst mit der Haltung der Fortschrittspartei unzufriedenen Arbeiterkreisen die Aufmerksamkeit auf Lassalle. Ein in Leipzig zusammengetretenes Komite für Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses wandte sich an Lassalle, der in seinem „offenen Antwortschreiben" (Zürich 1863) sein Programm bekannt machte und die Gründung eines „allgemeinen deutschen Arbeitervereins anempfahl. Dieser trat am 23. Mai 1863 in's Leben und Lassalle wurde Präsident desselben. Nach verschiedenen kleineren sozialdemokratischen und polemischen Schriften schrieb er 1864 als Antwort auf Schulze's Kapitel zu einem Arbeiterkatechismus (1863) die fulminante Streitschrift: „Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Kapital und Arbeit". Nicht lange nachher fiel er zu Genf im Duell gegen Herrn von Rakowitz am 31. August 1864. —

[5] Die Geringschätzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung durch Hegel ist mir mit dem Hinweis auf dessen mathematische Kenntnisse bestritten worden (so in einem verdankenswerthen Briefe des um die Arbeiterfrage hochverdienten Herrn F. Engels in Manchester, der als gründlicher Kenner der Hegel'schen Philosophie und als Mitarbeiter von Karl Marx bekannt ist). Auch die naturwissenschaftlichen Kenntnisse Hegel's werden von Anhängern Hegel's, wie z. B. Rosenkranz (Hegel's Leben, S. 220) mit Vorliebe betont. Dies ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß Hegel den Bildungswerth der mathematischen Studien gegenüber den historisch-philosophischen viel zu gering anschlug, daß er die Methode der Mathematik, insbesondere der höheren Analysis unbillig und ohne wahres Verständniß für den Geist derselben kritisirt hat und daß sein ganzes System so einseitig das Moment der Entwicklung des Begriffes verfolgt, daß die präzise Auffassung des Objekts darunter Noth leidet. Ueber seine geringschätzige Behandlung des Analysis des Unendlichen vgl. z. B. Schwarz, Versuch einer Philosophie der Mathematik verbunden mit einer Kritik der Aufstellungen Hegel's. Seine einseitige Ueberschätzung der altklassischen Studien (und zwar im historischen Sinne) erhellt klar aus seinen Schulreden und amtlichen Aufsätzen. In einem Bericht an das preußische Ministerium vom 7. Februar 1823 (mitgeth. bei Thaulow, Hegel's Ans. über Erzieh. u. Unterr. III. S. 275 u. ff.) nennt er als Hauptstoffe der Gymnasialbildung in Beziehung auf allgemeine Geistesbildung die klassischen Anschauungen und die Religion, denen dann als formale Vorbereitung auf die eigentliche philosophische Bildung noch die Anfangsgründe der Logik zugesellt werden. Von einem geistbildenden Einfluß der Mathematik ist keine Rede. Wo Hegel die mathematischen Fächer erwähnt (vgl. z. B. die Rektoratsrede am Nürnb. Gymnasium vom Herbst 1809, bei Thaulow III. S. 184 u. ff.), befaßt er sie unterschiedslos unter den Fächern, welche wegen der äußerlichen Nützlichkeit der Kenntnisse aufgenommen sind und deren ausgedehnteren Betrieb er nur als eine Konzession an die öffentliche Meinung betrachtet.

[6] Sehr richtig sagt Brentano, Arbeitergilden der Gegenwart, II. S. 21: „In der That ist für den Arbeiter der Schutz mittelst Koalitionen viel wünschenswerther, wirksamer und sachentsprechender als der durch Gesetze. Denn abgesehen von der großen Bedeutung der Koali-

tion für die Erziehung des Arbeiters beschäftigt sich nicht bloß mit oberflächlicher Beseitigung von Symptomen; sie geht auf den Grund des Uebels und sucht dessen Ursache zu heben: denn durch sie kommt der Arbeiter in die Lage, in der sich jeder andere Waarenverkäufer befindet. Durch die Koalition bekommt der Arbeiter eine Kontrole über das Angebot seiner Waare auf dem Markte; durch sie wird ihm möglich, seine Waare mit Vorbehalt anzubieten und bei Feststellung ihrer Kaufsbedingungen mitzusprechen; durch sie also erhält er die Unabhängigkeit anderer Verkäufer, und indem er durch sie die Freiheit und die Macht der Selbstbestimmung über eine Person erhält, wie sie jeder andere Verkäufer besitzt, indem er durch sie die Nachtheile der Verbindung seiner Waare mit seiner Person aufzuheben im Stande ist, wird durch sie seine Waare gleichsam von ihm getrennt und dadurch erst zu einer Waare wie andere. Erst durch die Koalition also wird die Arbeit zur eigentlichen Waare und der Arbeiter zum eigentlichen Waarenverkäufer. Wo immer er des Schutzes bedarf, kann er sich ihn nun sofort nach Bedürfniß verschaffen."

[7] Genauere Auskunft über die Arbeitskammern nach den Systemen Mundella und Kettle findet man bei Brentano, Arbeitergilden der Gegenwart, II, S. 273 u. ff. — Vgl. ferner die Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik vom 12. und 13. Oktober 1873 (Leipzig 1874), S. 151—194; insbesondere das Referat des Dr. Max Hirsch und die von demselben und von Professor Brentano ausgearbeiteten Gesetzentwürfe, durch welche den Schiedssprüchen richtig gebildeter Einigungsämter Rechtskraft verliehen werden soll.

[8] Von Sybel in seinen Vorträgen über die Lehren des heutigen Sozialismus und Kommunismus (Bonn 1872) zählt mich (S. 82) zu den „entschiedenen" Anhängern der Aufhebung des privaten Grundeigenthums und sucht weiterhin in wohlmeinender Weise (S. 87 u. f.) dieser Ansicht eine relativ günstige Seite abzugewinnen, indem er bemerkt, daß ich dabei ganz sicher nicht den rohen Dorfkommunismus und jährlichen Ackerwechsel der alten Germanen oder der heutigen Russen im Sinne habe. „Vielleicht kommt man seiner Vorstellung nahe", heißt es dann weiter, „wenn man sich alle heutigen Grundbesitzer in Domänenpächter verwandelt denkt." Hiezu sind einige

Bemerkungen zu machen. Zunächst bin ich keineswegs unbedingter Anhänger des Bodenkommunismus, sondern nur unbedingter Gegner der landläufigen Vorurtheile gegen diesen sozialen Gedanken. Ich halte den Bodenkommunismus nur da für den richtigen Weg, wo ohnehin schon wegen übermäßiger Ausdehnung der Latifundien kein Privatgrundbesitz als durchgehender, Anschauungen und Gewohnheiten des Volkes bestimmender Faktor des sozialen Lebens besteht; also vor allen Dingen in England; doch lasse ich selbst hier die Möglichkeit offen, daß auch auf dem umgekehrten Wege der Zerstückelung des Bodens und der Ueberführung desselben in die Hand kleinerer Grundbesitzer eine genügende Sozialreform zu erzielen sei. Für Länder aber, wo kleiner Grundbesitz in hinlänglicher Ausdehnung besteht, wie Frankreich, die Schweiz und Westdeutschland, scheint mir der eigentliche Bodenkommunismus schon wegen der tief gewurzelten Neigung der Bevölkerung zum Grundbesitz ganz aussichtslos. Hier ist der soziale Fortschritt vielmehr theils in der freien genossenschaftlichen Zusammenwirkung der Nachbarn, theils aber in der Reform des Bodenkreditwesens zu suchen. — Unter allen Umständen aber bin ich der Ansicht, daß es überall da, wo das wahre Wesen des Privatgrundbesitzes aufgehoben ist und das Eigenthumsrecht zu einem bloßen Mittel wird, Tribut von fremder Arbeit zu erheben (vgl. Anm. 8 zum 6. Kapitel), wie namentlich in unsern Großstädten, sehr thöricht ist, sich durch vage Begriffe von der Unantastbarkeit der Grundlagen unsrer Gesellschaft von Maßregeln abschrecken zu lassen, welche eigentlich Jedermann bei unbefangenem Nachdenken als die einzig richtigen und durchgreifenden erkennen muß. Ein Gesetz über Expropriation des städtischen Grundbesitzes, oder vielleicht noch besser über Expropriation der Grundstücke innerhalb eines bisher noch nicht bebauten Gürtels um die Stadt herum würde ich daher lieber heute als morgen entstehen sehen, und wäre überzeugt, daß dieser kleine Schritt zum Bodenkommunismus bei einigermaßen verständiger Ausführung von Anfang an und ohne alle Uebergangsnoth von den wohlthätigsten Folgen begleitet sein müßte.

Weiter muß aber hier bemerkt werden, daß nicht nur ich, als „gebildeter Mann“ (S. 87) keine Rückkehr zum alten Dorfkommunismus will, sondern daß eine solche Tendenz (einige Russen abgerechnet) überhaupt in der sozialistischen Welt keine irgend erhebliche Vertretung

hat. Auf der andern Seite läßt das Bild der Verwandlung der jetzigen Grundbesitzer in Dämonenpächter doch einen der wesentlichsten Punkte ganz im Dunkeln, nämlich die eventuelle Kündigung der Pacht. Ganz gewiß würden sich am Morgen nach dem Erlaß eines solchen universalen Expropriationsgesetzes die Eigenthümer zunächst sämmtlich in der Lage von Pächtern ihres Bodens befinden; auch wird für diese große Umwandlung eine billige Entschädigung in Aussicht genommen (die freilich für den Fall einer gewaltsamen Revolution in Vergessenheit gerathen könnte); dagegen hat es durchaus nicht die Meinung, daß es nunmehr bei diesem Uebergang des Eigenthums in Pacht schlechthin sein Bewenden haben solle. Vielmehr ist dabei in Aussicht genommen, daß der Staat nunmehr nach Maßgabe des Bedürfnisses und der ökonomischen Durchführbarkeit das Land denjenigen in Pacht gebe, welche es auch selbst, und namentlich auf genossenschaftlichem Wege bewirthschaften. Ein Gesetz aber, wonach auch in Deutschland die Latifundien (nur nicht alle mit einem Schlage!) expropriirt und den ländlichen Arbeitern in Pacht gegeben werden könnten, würde ich ebenfalls unbedenklich gut heißen, wiewohl hier die Schwierigkeiten der Durchführung schon größer sind, als bei den Städten.

Author Lange, Friedrich Albert 49842 Ec.H
Title Die Arbeiterfrage. Ed.5. L274a

DATE.	NAME OF BORROWER.